This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

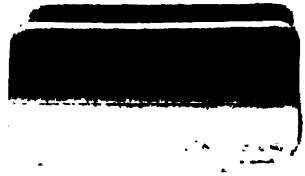
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA



Zweite Auflage

G. Ch. Grooth: Grossfürstin Katharina Alexejewna

Memoiren
der Kaiserin Katharina II.

Nach den von der
Kaiserlich Russischen Akademie der
Wissenschaften veröffentlichten Manuskripten
übersetzt und herausgegeben

von

Erich Boehme

Erster Band

Erschienen im Insel-Verlag zu Leipzig
1913

JUL 14 1994
PRESERVATION
COPY ADDED
ORIGINAL TO BE
RETAINED

LOAN STACK

Einleitung

DF 170
A23
1913
v.1

Wohl nie und nirgends ſonſt hat ein Thron ſo wunderliche Geſchicke gehabt, wie der Herrſcherſtuhl der Goſudare ſeit der Nacht, da der große Peter die Augen ſchloß, bis zu jenem frühen Morgen, an dem die kluge Stettinerin den Tzaren aus Kiel der Bürde des Regiments enthob und die Geſchicke des gewaltigen Reiches in ihre eigenen Hände nahm. Als ein Spielball eigennütziger Launen ward die Krone Monomachs toll umhergeworfen: Fremdlinge, die kaum die Landesſprache verſtanden, unmündige Kinder, lockere Weiber, verſuchten in wirrem Durcheinander ihre Laſt zu tragen und Selbſtherrſcher aller Reußen zu ſein oder doch zu ſcheinen. Sehr krumm war der Weg, auf dem das Erbe des harten Reformators ſchließlich dem Prinzeßchen ans deutſchem Dnodezhauſe zufiel.

Peter I. ſtarb am 28. Januar/8. Februar 1725. Sein älteſter Sohn Alexej aus der Ehe mit Eudoxia Feodorowna war der Arbeit des Vaters feind, und dieſer hatte ihn ſeinem Werke geopfert: im Kerker, wohl an den Folgen der Folter, iſt er 1718 umgekommen. Die Söhne aus des Tzaren zweiter Ehe mit Katharina Alexejewna waren in jugendlichem Alter geſtorben.[1] Alexej hatte ſich, dem Willen des Vaters gehorchend, 1711 mit Charlotte Chriſtine Sophie von Braunſchweig-Wolfenbüttel vermählt, die 1715 ſtarb und einen Sohn, Peter, hinterließ. So wäre dieſer Enkel des Tzaren alſo ſein einziger männlicher Erbe geweſen. Aber Peter hatte am 5./16. Februar 1722 ein Geſetz erlaſſen, das dem jeweiligen Regenten die Beſtimmung eines Nachfolgers zur Pflicht machte. Er fühlte wohl, daß er ſeinen Enkel als unmündigen Knaben zurücklaſſen würde, und böſe

[1] Von Peters des Großen vierzehn Kindern ſtarben elf noch in zartem Alter. Aus der Ehe mit Eudoxia Feodorowna ſtammten außer Alexej (1690—1718) noch Alexander (1691—1692) und Paul (geb. und geſt. 1693); von Katharina Alexejewna, die er erſt 1712 zu ſeiner legitimen Gattin machte, Paul (geb. 1704, geſt. vor 1707), Peter (geb. 1705, geſt. vor 1707), Katharina (1707—1708), Anna (1708—1728), Eliſabeth (1709—1762), Natalia (1713—1715), Margarita (1714—1715), Peter (1715—1719), Paul (geb. und geſt. in Weſel 1717), Natalia (1718—1725), Peter (geb. ?, geſt. 1723).

Sorgen um die Zukunft des Reiches und die Fortführung seines Werkes mögen ihm die letzten Jahre verbittert haben: er war sich bewußt, daß er allein dastand am Ende seiner arbeitsreichen Tage, ohne einen verläßlichen Thronerben, ohne eine wirkliche Stütze unter seinen Mitarbeitern, deren wahren Wert er nur zu wohl kannte, ohne Verständnis und Rückhalt im Volke, dem alle seine Reformen doch das Wichtigste nicht hatten geben können: die fest gegründete und unbedingt zuverlässige Gesetzlichkeit. Und wie er immer einzig und allein sich auf ein selbstherrliches Machtgefühl verlassen hatte, so sollte auch jetzt wieder sein starker Eigenwille die Lösung finden, und er erließ das unheilvolle Gesetz, das der Keim war zu einer Periode von Palastrevolutionen, die mit seinem Tode anhebt.

Peter selbst wurde sich über seinen Nachfolger nicht schlüssig, und sein eigenes Gesetz hat der nicht befolgt, der einst einen Ukas erlassen, in dem es hieß: „Es ist eitel, Gesetze zu schreiben, die nicht befolgt werden". Am Tage vor seinem Tode, als er seiner Zunge schon nicht mehr Herr war, schrieb er noch nieder: „Übergebet alles . . .", und weiter kam er nicht. Der Kaiser lag im Todeskampf, als die Großen des Reiches zur Beratung zusammentraten. Die Vertreter der alten Geschlechter, die Golitzyn, Dolgorukow, waren für den zehnjährigen Peter Alexejewitsch, jedoch dem Beamtenadel, den Menschikow, Tolstoj, die des Tzarewitsch Feinde gewesen waren, galt es schon als ausgemacht, Katharina, die Peter 1724 hatte krönen lassen, auf den Thron zu setzen. Eine letztwillige Verfügung Peters gab es nicht, also mußte das entscheidende Wort sprechen, wer die Macht hatte. Und als Macht zeigt sich hier zum ersten Male die Garde, die für diese ganze Zeit der ausschlaggebende Faktor bleiben sollte. Die war leicht für Katharina, die Soldatenfrau, zu gewinnen, die ihren Gemahl auf seinen Feldzügen begleitet hatte und in den Kriegslagern bekannt war. Noch während der Beratung besetzten die Regimenter Preobrashenskij und Semionowskij den Palast, die Offiziere mischen sich dreist in die Verhandlungen,

– und am nächsten Tage hört das Volk gleichzeitig von Peters Tod und Katharinas Thronbesteigung. Das Unerhörte war Ereignis geworden, eine Frau hatte Rußlands Thron bestiegen, und trotz aller Besorgnisse blieb es überall ruhig, sogar in Moskau.

Katharina I. regierte zwei Jahre fröhlich und sorglos; von den Staatsgeschäften verstand sie nichts und überließ fast alles Peters altem Mitarbeiter Menschikow. Allgemein ruht man aus von Peters schier unerträglich drückendem Regimente, denkt nur an Vergnügungen und sucht nach Möglichkeit den Staatssäckel zu bestehlen. Der Gedanke an die Thronfolge brachte neuen Zwist. Die allgemeine Meinung sprach das Anrecht auf den Thron jetzt nur dem Großfürsten Peter Alexejewitsch zu, aber Katharina wollte durchaus einer ihrer Töchter, Anna oder Elisabeth, die Krone sichern. Graf Ostermanns schlauer Gedanke, durch Vermählung des damals elfjährigen Peter mit der achtzehnjährigen Elisabeth die Versöhnung zustande zu bringen, wurde von Katharina zurückgewiesen. Menschikow wechselt die Partei und entscheidet sich für Peter, der sein Schwiegersohn werden soll. Als Katharina schwer erkrankt, tritt ein Rat zusammen aus Vertretern der höchsten staatlichen Körperschaften – bezeichnenderweise nehmen aber wieder Gardeoffiziere an den Besprechungen teil – und spricht sich entschieden für Peter aus. Schweren Herzens gibt Katharina nach, in ihrem Testament, das Elisabeth für die Kranke unterzeichnen muß, hebt sie Peters I. Gesetz auf und überträgt die Thronfolge Peter Alexejewitsch und seiner Deszendenz. Stirbt er ohne Erben, so sollen der Reihe nach Anna, Elisabeth und Peters Schwester Natalia Alexejewna mit ihrer Nachkommenschaft thronberechtigt sein.

Am 6./17. Mai 1727 starb Katharina I., und am nächsten Tage bestieg Peter II. den Thron seines Großvaters. Einstweilen blieb Menschikow Regent; als er gestürzt und nach Sibirien verbannt war, fiel den Dolgorukow und Golitzyn die einflußreichste Rolle zu, und Peter wurde gar mit der Prinzessin Katharina Alexejewna Dolgorukow verlobt. Aber in der Nacht

vor dem 19./30. Januar 1730, dem Tage, da er heiraten sollte, starb der junge Kaiser an den Pocken: mit ihm erlosch der Mannesstamm der Romanow. Während seiner Krankheit hatte in einem Familienrate der Dolgorukow der Plan besprochen werden können, im Vertrauen auf die Unterstützung der Garde der Braut des Kaisers auf Grund eines gefälschten Testaments die Herrschaft zu übertragen! Als der Kaiser tot war, trat der die Regierung führende Oberste Geheime Rat zusammen, erklärte Katharinas Testament für ungültig, weil sie selbst kein Recht auf den Thron gehabt habe, lehnte ihre Töchter als unehelich ab, weil sie geboren waren, ehe Peter I. Katharina zu seiner Gemahlin erhoben hatte, und beschloß, die verwitwete Herzogin Anna von Kurland, die Tochter des Tzaren Iwan V., Peters des Großen Bruder, der mit ihm gemeinsam bis 1696 regiert hatte, auf den Thron zu setzen.

Der Versuch der aristokratischen Körperschaft, die entschieden oligarchische Tendenzen vertrat, – unter ihren acht Mitgliedern waren vier Fürsten Dolgorukow und zwei Fürsten Golitzyn, – die Selbstherrschaft der Kaiserin zu beschränken, mißlang, denn die Garden wollten nichts davon wissen.

So herrscht also Kaiserin Anna autokratisch: ihre Regierung wird bezeichnet durch das ungezügelte Schalten des kurländischen Abenteurers Biron und seiner Kreaturen, der durch harte Steuereintreibung das Volk drückte und Spionage wie Angeberei zur herrlichsten Blüte brachte, während bei Hofe äußerer Luxus innere Kulturlosigkeit nicht verhüllen konnte. Anna wollte der Nachkommenschaft ihres Vaters den Thron erhalten und verheiratete deshalb ihre Nichte Anna Leopoldowna von Mecklenburg, die Tochter ihrer Schwester Katharina Iwanowna, der Gemahlin des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin, mit dem Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig, der mit seiner Gattin in Rußland Residenz nahm. Dem Paare wurde kurz vor Annas Tode ein Sohn Iwan geboren, den die Kaiserin zum Thronfolger ernannte. Biron, jetzt Herzog von Kurland, wurde Regent.

Als Anna am 17./28. Oktober 1740 starb, war also der Säugling Iwan VI. Kaiser aller Reußen. Biron wurde bald durch Münnich mit Hilfe des Preobrashenskij-Regimentes gestürzt, und Anna Leopoldowna erklärte sich selbst zur Regentin, obwohl sie ohne Fähigkeiten war und auch durch ihr Leben ihre Stellung alles weniger als festigte. Damals war Peters I. Tochter, die Tzarewna Elisabeth, zweiunddreißig Jahre alt. Sie lebte in Petersburg, war allgemein beliebt wegen ihres einfachen Auftretens, ihrer Fröhlichkeit und Frömmigkeit, und erfreute sich großen Anhanges in den Kasernen der Garden. Als man ihr nahelegte, die Schwäche der Regierung auszunutzen und selbst den Thron ihres Vaters zu besteigen, zögerte sie erst; schließlich aber willigte sie ein, begab sich in der Nacht auf den 25. November/6. Dezember 1741 in die Preobrashenskij-Kaserne, wo ihr sofort gehuldigt wurde, zog dann im Küraß, ein Kreuz in der Hand, mit den Grenadieren nach dem Winterpalast, weckte selbst die Regentin, küßte den kleinen von ihr nun entthronten Kaiser und ließ seine Eltern in ihr Palais bringen. Unblutig war die Revolution gelungen, jubelnd huldigte Elisabeth das Volk, und am nächsten Tage nahm sie Residenz im Winterpalast. Die Eltern des Kaisers starben in Cholmogory; Iwan VI. selbst wurde gefangengehalten, seit 1756 in Schlüsselburg, wo er bei einem Versuche zu seiner Befreiung im Jahre 1764 umgebracht wurde.

Elisabeths zwanzigjährige Regierungszeit wurde eine Periode stiller, innerer Arbeit; es fehlte ihr aber auch nicht an äußerem Glanze: dem größten Strategen der Zeit, Friedrich dem Großen, wurden Niederlagen beigebracht, Berlin von russischen Truppen besetzt. Die Bildung schritt vorwärts, wenn auch einstweilen hauptsächlich in den Kreisen des Adels; Schriftsteller von Bedeutung wie Sumarokow und Lomonosow traten auf, in Moskau wurde 1755 die Universität gegründet. Europäische Einflüsse ließen allmählich ein wirkliches gesellschaftliches Leben unter Teilnahme der Frauen entstehen. Persönlich

war die Kaiſerin träge und fand an ernſten Beſchäftigungen wenig Gefallen. Sie lebte im intimen Kreiſe ihrer Favoriten und Favoritinnen, Klatſch und Hofintrigen füllten ihr Daſein. Fromm und vergnügungsſüchtig, gutmütig und jähzornig, abergläubiſch und ſittenlocker, iſt ſie eine an Gegenſätzen reiche Natur, die ſich aber doch in manchen Zügen als Tochter des willensſtarken Peter zeigte.

Eliſabeth hatte als vieler Fürſten Braut gegolten, aber ſchließlich blieb ſie doch unverheiratet.[1] Sie dachte rechtzeitig daran, die Thronfolge ſicherzuſtellen. Ihre Schweſter Anna Petrowna hatte den Herzog Karl Friedrich von Holſtein geheiratet, der damals als ſchwediſcher Thronfolger galt; deren Sohn, Herzog Karl Peter Ulrich, alſo einen Enkel Peters I., beſtimmte ſie zu ihrem Erben und ließ ihn ſchon bald nach ihrem Regierungsantritt an ihren Hof kommen. Am 7./18. November 1742 trat der junge Herzog in Moskau zur griechiſchen Kirche über und wurde mit dem Titel Großfürſt und dem Namen Peter Feodorowitſch zum Thronfolger von Rußland ernannt. Nach Eliſabeths Tode, am 25. Dezember 1761/5. Januar 1762, beſtieg er als Peter III. den Thron.

Eliſabeth hatte es ſich bald angelegen ſein laſſen, nach einer paſſenden Gemahlin für ihn Umſchau zu halten. Ihre Wahl fiel auf die Prinzeſſin Sophie Auguſte Friederike von Anhalt-Zerbſt, deren Mutter eine Prinzeſſin von Holſtein-Gottorp war, leibliche Couſine des Herzogs Karl Friedrich, des Vaters des ruſſiſchen Thronfolgers, und Schweſter des 1727 in Rußland an den Pocken verſtorbenen Prinzen Karl von Holſtein, der mit der Kaiſerin Eliſabeth verlobt geweſen war. Prinzeſſin Sophie wird nach Rußland berufen und nach dem Übertritt zur griechiſchen Kirche als Großfürſtin Katharina Alexejewna dem Großfürſten Peter Feodorowitſch in Petersburg angetraut. Gleich nach Eliſabeths Tode begannen die Einflüſterungen ihrer Freunde,

[1] Eliſabeth ſoll in heimlicher Ehe mit Alexej Razumowskij gelebt haben, dem ſie ſich im Herbſt 1742 in Perowo antrauen ließ.

den unbedeutenden Gemahl zu ſtürzen und ſich ſelbſt die Krone aufs Haupt zu ſetzen. Und es dauerte nicht ſo ſehr lange, bis ſie ihnen Gehör gab. Am 28. Juni/9. Juli 1762 geſchah, was man lange erwartet hatte, und wieder gab die Garde den Ausſchlag. Während Peter in Oranienbaum war, ließ ſich Katharina in den Kaſernen des Izmajlowskij- und des Semjonowskij-Regiments den Treueid leiſten und ſofort in der Kazanſchen Kathedrale zur Selbſtherrſchenden Kaiſerin ausrufen. Ihr Gemahl wird zur Unterzeichnung ſeiner Abdankung gezwungen und am 6./17. Juli in Ropſcha umgebracht.

So war aus der Prinzeſſin Sophie von Anhalt-Zerbſt die Kaiſerin Katharina II. von Rußland geworden, und bis dahin erzählt ſie ihr Leben in ihren eigenhändig geſchriebenen Memoiren....

Katharina ſchrieb gern und ſie hat viel geſchrieben. Mit den hervorragendſten Menſchen des damaligen Europa ſtand ſie in regem Briefwechſel. Ihre Komödien in ruſſiſcher und franzöſiſcher Sprache geißeln die Zeitgenoſſen, polemiſche und hiſtoriſche Aufzeichnungen füllen Bände. Aber das Bleibende von dem literariſchen Schaffen der Herrſcherin, die kein Spiel nur in ihrer Schriftſtellerei ſah, ſondern ein gar ernſthaftes Ding, werden die Memoiren ſein. Das erſte Stück[1] ihrer Lebenserinnerungen iſt ſeit 1859 der großen Öffentlichkeit zugänglich geweſen, ſeit Alexander Herzen die ‚Memoiren der Kaiſerin Katharina, von ihr ſelbſt geſchrieben' herausgab.[2] Seine Ausgabe erſchien noch in demſelben Jahr in zweiter Auflage, und ebenfalls das gleiche Jahr brachte auch eine ruſſiſche Überſetzung. In der Einleitung der ruſſiſchen Ausgabe heißt es:

„Am Todestage ſeiner Mutter befahl Paul dem Grafen No-

[1] Eine kurze autobiographiſche Aufzeichnung Katharinas iſt allerdings ſchon 1858 in einer Zeitſchrift veröffentlicht worden (nach einer 1839 genommenen Abſchrift eines Blattes von ihrer Hand). Vgl. S. 39, Anm. 4.

[2] Mémoires de l'impératrice Cathérine II., écrits par elle-même, et précédés d'une préface par A. Herzen. Londres 1859.

ſtoptſchin ihre Papiere zu verſiegeln und zu ſichten. Außer dem berühmten Brief[1] des kaum ſchreibkundigen Alexej Orlow, nach deſſen Lektüre Paul ſich bekreuzte und ſagte: „Gott ſei Lob! endlich ſehe ich, daß meine Mutter keine Mörderin iſt“, fand Roſtoptſchin auch dieſe Memoiren. Sie lagen in einem verſiegelten Umſchlag mit der Aufſchrift: „Seiner Kaiſerlichen Hoheit, dem Großfürſten Paul Petrowitſch, meinem lieben Sohne“,[2] und beſtanden aus dem Text ſelbſt und aus kurzen Bemerkungen auf Papierzetteln, auf denen Katharina einzelne Ereigniſſe ihrer Vergangenheit aufgezeichnet, und nach denen ſie wahrſcheinlich ihre Erzählung zuſammengeſtellt hatte; ſo iſt das Manuſkript beſchaffen, das im Staatsarchiv in St. Petersburg aufbewahrt wird. Die Memoiren ſind während der letzten Regierungsjahre der Kaiſerin geſchrieben, nicht früher als 1783, denn ſie erwähnt an einer Stelle Graf Nikita Panin als verſtorben, und der ſtarb im März 1783. Ihr Zweck iſt klar ſichtbar; es iſt das Bedürfnis einer trotz aller ihrer Mängel und ſogar Verbrechen doch großen Seele, ſich in den Augen ihres Sohnes und der Nachwelt zu rechtfertigen,[3] die natürlich die Aufrichtigkeit und die Beweggründe dieſer Geſtändniſſe würdigen müſſen. Aber die Unmöglichkeit einer vollen Rechtfertigung findet gewiſſermaßen ſchon darin Ausdruck, daß die Memoiren nicht bis

---

[1] Mitgeteilt Bd. 2, S. 333, III.

[2] Nach der Beſchreibung der Handſchriften im Anhange der Ausgabe der Akademie ſcheint ſich dieſe Adreſſe bei dem im Staatsarchiv aufbewahrten eigenhändigen Manuſkript dieſes Stückes der Memoiren nicht vorgefunden zu haben. Dagegen iſt auf der in der Bibliothek des Winterpalaſtes befindlichen Abſchrift, die dem Fürſten Kurakin gehört hat, bemerkt: ‚Geheime Memoiren über das Leben der verſtorbenen Kaiſerin Katharina II. .... geſchrieben von ihr ſelbſt, und nach ihrem Tode in einer Handſchrift von ihrer eigenen Hand in ihrem Schreibtiſch gefunden, in einem verſiegelten Paket und mit dieſer Adreſſe von ihr verſehen: Seiner Kaiſerlichen Hoheit, dem Tzeſarewitſch und Großfürſten Paul Petrowitſch, Meinem lieben Sohne‘.

[3] Daß das kaum richtig iſt, beweiſen die Widmungen der beiden erſten Stücke, ſowie auch der ſtolze, ſelbſtbewußte Ton der Memoiren.

zu Ende geführt ſind, nicht einmal bis zu der entſcheidenden Kataſtrophe....“

„Bis zur letzten Zeit wurden die Memoiren im tiefſten Geheimnis gehalten....“

„Es heißt, Paul gab nur ſeinem Jugendfreunde Fürſt Alexander Kurakin eine Abſchrift.[1] Als dieſer im Jahre 1818 ſtarb, gelang es Alexander Iwanowitſch Turgenew, ſich in ſeiner Bibliothek eine Abſchrift anzufertigen. Auf dieſe gingen alle Abſchriften zurück, die in Rußland im Umlauf waren.[2] Puſchkin hat in Odeſſa eigenhändig die ganzen Memoiren nach einem Exemplar aus der Bibliothek des Grafen Woronzow abgeſchrieben.[3] Als Nikolaus um 1837 Bludow befohlen hatte, die im Palais angehäuften Maſſen von Papieren zu ſichten, wurden ihm die Memoiren gezeigt und dann, mit dem Staatsſiegel verſchloſſen, im Hauptarchiv niedergelegt.... Die Verfolgung der Memoiren begann, als Turgenew ſich Nikolaus gegenüber verplaudert hatte, daß er ſie kannte. Nikolaus ſchickte durch die Dritte Abteilung zu den Perſönlichkeiten, die Abſchriften beſaßen, um ſie für ſich auszubitten, und ließ ſie dann verbrennen. Nicht einmal ſein Nachfolger konnte die Handſchrift vor ſeiner

[1] Dieſe Kopie ſchenkte Alexej Boriſowitſch Kurakin 1824 (1827?) der Kaiſerin Maria Feodorowna; ſie befindet ſich in der Kaiſerlichen Privatbibliothek im Winterpalaſt.

[2] Der Hiſtoriker Karamzin ſchreibt am 4. Mai 1822 an Dmitrijew: „In dieſem Winter habe ich die Memoiren Katharinas der Zweiten geleſen, die ſie nur bis zum Jahre 1760 fortgeführt hat: ſehr, ſehr intereſſant! Eliſabeths Hof wie in einem Spiegel: die Zeiten haben ſich erſtaunlich geändert. Wenn Du zu uns nach Petersburg kommſt, werden wir Dich auch mit Katharinas Memoiren bewirten“, — und am 19. Mai: „Katharinas Memoiren hat unſer lieber Turgenew; ich bitte Dich aber, nicht darüber zu ſprechen! Er hütet ſie wie ſeinen Augapfel und hält ſie geheim; er hat ſie nach Kurakins Exemplar abgeſchrieben.“

[3] In dem von Shukowskij und Dubelt im Jahre 1838 aufgeſtellten Verzeichnis von Puſchkins Papieren wird unter dem 19. Februar angeführt: ‚Geheime Memoiren vom Leben und Tode (?) der Kaiſerin Katharina in franzöſiſcher Sprache, in zwei Büchern‘.

Thronbesteigung lesen; im März 1855, als sich das Staatsarchiv in Moskau befand (man hatte es auf alle Fälle vor den Engländern, die vor Petersburg standen, in Sicherheit gebracht), kam eigens ein hoher Beamter aus dem Ministerium des Äußeren mit den Schlüsseln des Archivs, um die Memoiren für den Kaiser zu holen, der sie lesen wollte. Seit dieser Zeit gab es wieder neue Abschriften."

Wie es zu der ersten Ausgabe der Memoiren kam, erzählt N. A. Tutschkow-Ogariow in ihren Erinnerungen folgendermaßen:

„Zu Alexander Iwanowitsch [Herzen] kam ein Russe N. N. Er war von kleinem Wuchs und hinkte ein wenig. Herzen plauderte viel mit ihm. Es scheint, der Betreffende besaß schon einen gewissen Ruf durch seine literarische Tätigkeit. Jetzt, wo er nicht mehr lebt, darf ich das Geheimnis enthüllen, das nur ich weiß, und kann erzählen, welcher Grund ihn nach London geführt hatte. Nach seinem ersten Besuch sagte Herzen zu Ogariow und mir: ‚Ich freue mich, daß N. N. gekommen ist, er hat uns einen Schatz gebracht, nur sprecht kein Wort darüber, so lange er lebt'. ‚Schau her, Ogariow', fuhr Herzen fort, indem er ihm das Heft reichte, ‚dies sind die Memoiren der Kaiserin Katharina II.,' in französischer Sprache von ihr niedergeschrieben; da ist auch noch die damalige Orthographie – es ist eine getreue Abschrift'. Als die Memoiren der Kaiserin gedruckt waren, war N. N. schon in Deutschland, und niemand erfuhr von seiner Reise nach London. Aus Deutschland schrieb er an Herzen, er wolle die Memoiren ins Russische übersetzen. Herzen schickte ihm sehr gern ein Exemplar, und einen Monat später wurde die Übersetzung von Tschenetzkij gedruckt. Ich erinnere mich nicht, wer die Memoiren ins Deutsche oder Englische übersetzt hat, ich weiß nur, daß die Memoiren Katharinas II. gleichzeitig in vier Sprachen erschienen und mit ihrem unerwarteten Erscheinen einen unerhörten Eindruck in ganz Europa machten, Die Auflagen wurden rasch vergriffen. Viele behaupteten, Her-

zen ſelbſt habe die Memoiren geſchrieben, andere zerbrachen ſich den Kopf darüber, wie ſie in ſeine Hände gelangt ſeien. Die Ruſſen ſtrengten ſich nur an, herauszubringen, wer ſie aus Rußland gebracht hätte, aber das iſt ein Geheimnis, das außer N. N. nur drei Menſchen wußten, die unter Nikolaus I. das Schweigen gelernt haben."

Noch im ſelben Jahre 1859 erſchien auch eine deutſche Ausgabe,[1] ſowie eine däniſche[2] und eine ſchwediſche.[3] Auf der von Herzen eingeleiteten deutſchen Bearbeitung beruht auch die neue Ausgabe von Kuntze.[4]

Obwohl von Anfang an erkannt worden war, daß die Memoiren ganz unverkennbar den Stempel der Echtheit und Unmittelbarkeit trugen,[5] konnten Zweifel daran natürlich nicht

---

[1] Memoiren der Kaiſerin Katharina II. Von ihr ſelbſt geſchrieben. Nebſt einer Vorrede von A. Herzen. Autoriſierte deutſche Überſetzung. Hannover 1859.

[2] Keiserinde Catharina den Andens Memoirer. Skrevne af hende selv. Udgivne af Alexander Herzen. Oversatte efter den franske Originals andet Oplag af Ferd. C. Sørensen. Kjøbenhavn 1859.

[3] Kejsarinnan Catharina II's Memoirer, skrifna af henne sjelf jemte ett företal af A. Herzen. Upsala 1859.

[4] Erinnerungen der Kaiſerin Katharina II. Von ihr ſelbſt geſchrieben. Nach Alexander Herzens Ausgabe neu herausgegeben von G. Kuntze. Zehnte Stereotyp-Auflage. Stuttgart o. J.

[5] Herzen ſagt in der Vorrede zu der franzöſiſchen Ausgabe von 1859: „Bezüglich der Echtheit beſteht nicht der geringſte Zweifel. Übrigens genügt es, zwei oder drei Seiten des Textes zu leſen, um ſich zu überzeugen." — Noch im Jahre 1859 ſchreibt Kurd von Schlözer: „An der Aechtheit dieſer Memoiren darf man nicht zweifeln," — und Heinrich von Sybel ſagt in einem Münchener Vortrage desſelben Jahres: „Unter den Quellen für die perſönliche Entwickelung der Kaiſerin Katharina ſtehen jetzt ihre eigenen kürzlich erſchienenen Memoiren in erſter Reihe. Über die Echtheit derſelben ſind verſchiedene Erörterungen gepflogen worden: ein völlig abſchließendes Urteil — die Unmöglichkeit der Unechtheit — wird ſich erſt ausſprechen laſſen, wenn der Herausgeber ſich näher über den Erwerb ſeiner Handſchrift ausſprechen darf. Aber ſchon jetzt iſt zu ſagen, daß irgendein Grund zum Zweifel nicht vorhanden iſt. Ohne daß die Darſtellung ſich von einem anderen Buche abhängig zeigte, werden ihre Angaben doch von keiner ſonſtigen Quelle widerlegt; einige chronologiſche Irrtümer ſind leicht er-

früher endgültig verſtummen, als bis Katharinas eigenhändige Manuſkripte zugänglich wurden. Am 8. März 1900 gab der Präſident der Kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften, Großfürſt Konſtantin Konſtantinowitſch, den Allerhöchſten Befehl kund, das die Aufzeichnungen der Kaiſerin enthaltende ‚Verſiegelte Paket' im Staatsarchiv zu eröffnen, und im Jahre 1907 erſchienen als zwölfter Band der von A. N. Pypin im Auftrage der Akademie beſorgten Ausgabe der Werke der Kaiſerin Katharina II. die ‚Autobiographiſchen Aufzeichnungen' auf Grund der hauptſächlich im Staatsarchiv und in der Kaiſerlichen Privatbibliothek im Winterpalaſt aufbewahrten Manuſkripte. Hier ſind alſo die Memoiren zum erſten Male nach den eigen-

---

klärlich bei einer Aufzeichnung aus dem Gedächtnis zwanzig Jahre nach dem Ereignis; ja ſie erſcheinen gerade bei ſo bekannten und offenkundigen Tatſachen, daß ein Fälſcher ſie ganz ſicher und ohne Mühe vermieden hätte. Dabei ſtimmt die Farbe der Sprache, die Weiſe des Ausdrucks und vor allem die Kraft des Gedankens genau zu den ſonſt bekannten Schriftſtücken der Kaiſerin. Wir ſind alſo für jetzt durchaus in dem Fall, dieſe Memoiren als authentiſch anzuſehen und zu benutzen." — Und 1861 ſchreibt Sybel: „Katharinen's Denkwürdigkeiten, die jetzt vor zwei Jahren erſchienen ſind, haben mit Recht großes Aufſehen erregt .... Beim Erſcheinen derſelben wollte man vielfach ihre Aechtheit anzweifeln; aber der Zweifel verſtummte gar bald, als man ſie näher anſah. Da ſtellte ſich gleich, was die Sprache betrifft, das Molieriſche Franzöſiſche heraus, das Katharinen's Briefen ſo ſchön anſteht; es fiel die Anmuth, Friſche und Lebhaftigkeit der Darſtellung auf, welche nach dem Urtheil der Zeitgenoſſen ihrer mündlichen Unterhaltung einen ſo eigenthümlichen Reiz verlieh; man fühlte ſich mitten in die Zuſtände verſetzt, die ſie dem Leſer vorführen wollte. Den möchte ich kennen, der in einer abſonderlichen Sprache, die ſo ganz Katharinen's Charakter an ſich trägt, das Leben, durch welches die merkwürdige Fürſtin ſich durchwinden mußte, in großen Zügen und mit feinen Strichen ſo zu ſchildern vermocht hätte, daß man ihm die Wahrheit ſogleich anſähe." — Bilbaſow ſagt 1896: „Die Echtheit dieſer Memoiren ... kann wiſſenſchaftlich nur bei unmittelbarer Bekanntſchaft mit dem Manuſkripte begründet werden. Die Glaubwürdigkeit der in den Memoiren enthaltenen Nachrichten aber wird durch die Berichte der ſächſiſchen Diplomaten Funke und Brühl, durch die Journale der Kammerfuriere für die entſprechenden Jahre und durch die Memoiren der Zeitgenoſſen, ſowohl der ruſſiſchen, als auch der ausländiſchen beſtätigt."

händigen Handschriften der Kaiserin abgedruckt, und damit erledigen sich auch die Bedenken wegen der Echtheit.

Die Memoiren im eigentlichen Sinne bestehen aus sieben französisch geschriebenen Stücken, von denen Herzen eines, das umfangreichste und am sorgfältigsten ausgearbeitete, herausgeben konnte, und aus zwei russischen. Nach Abschriften waren bisher außer dem 1859 gedruckten noch ein französisches und die beiden russischen Stücke veröffentlicht worden, fünf Stücke wurden also durch die Ausgabe der Akademie überhaupt zum ersten Male bekannt, und in deutscher Sprache werden jetzt sechs französische und die beiden russischen Stücke zum ersten Male vorgelegt.[1]

Die vorliegende Ausgabe behält die Zählung der Ausgabe der Akademie bei[2] und beschränkt sich in der Hauptsache auf die genannten neun Stücke. Von der großen Menge der von Pypin veröffentlichten kleineren Bruchstücke, Notizen und Zettel wurde nur hier und da etwas ausgewählt, was im Zusammenhang mit den Memoiren ein Interesse beansprucht, und an seiner Stelle in den Anmerkungen mitgeteilt. Als Anhang sind einige Stücke beigefügt, die zur Charakteristik der kaiserlichen Memoirenschreiberin Wesentliches beitragen können.

Die Manuskripte der beiden ersten[3] französischen Stücke, vor-

[1] Die in der Ausgabe der Akademie unterdrückten Stellen wurden in Stück IV nach der Herzenschen, in den anderen Stücken nach der vollständigen russischen Ausgabe von 1907 eingefügt. Bd. 1, S. 120, 244, 246, 253, 299, 301, 302; Bd. 2, S. 146, 153, 268.

[2] Weil diese Zählung nicht chronologisch ist, durfte aus praktischen Gründen von der Anordnung abgewichen werden. So nimmt den größten Teil des ersten Bandes die zusammenhängende, ausführliche Erzählung der Stücke I—III ein, denen die früher geschriebenen kurzen Stücke V und VI und das über die Ereignisse von 1762 berichtende Stück VII beigegeben sind. Der zweite Band bringt das durch Herzens Veröffentlichung bekannt gewordene Stück IV und die beiden russisch geschriebenen Stücke.

[3] Über das der Gräfin Bruce gewidmete und nun tatsächlich aufgefundene Stück I wußte Bartenew schon 1869 zu berichten: „Der verstorbene Graf D. N. Bludow hat mir mitgeteilt, daß er bei der Durchsicht der Archive des Winterpalastes zufällig ein unveröffentlichtes, eigenhändig geschriebenes Heft

dem noch nicht veröffentlicht, befinden sich im Staatsarchiv (im ‚Versiegelten Paket'), das des dritten französischen, gleichfalls vordem nicht veröffentlicht, in der Kaiserlichen Bibliothek des Winterpalastes. Die Stücke I bis III bilden zusammen eine fortlaufende Erzählung von 1729 bis 1750.

Stück IV ist das seinerzeit von Herzen herausgegebene. Die Abschrift, die er gehabt hat, ist aber an vielen Stellen ungenau gewesen, wie sich jetzt herausstellt. Diese Ungenauigkeiten sind natürlich auch in die bisherigen deutschen Ausgaben übergegangen, so daß hier die erste wirklich zuverlässige Übertragung gegeben wird. Das Manuskript dieses Stückes befindet sich im Staatsarchiv. Es unterscheidet sich von denen der drei ersten durch größere sprachliche Sorgfalt; auch rein äußerlich durch genaue Paginierung, es ist größtenteils auf goldgeändertes Papier geschrieben und hat auf den ersten Blättern Kapiteltitel an den Rändern. Die Erzählung umspannt den Zeitraum von 1729 bis 1759, behandelt aber die Kindheit und die Ereignisse bis zum ersten Eintreffen in Moskau nur in kurzen Andeutungen.

Das Manuskript des V. Stückes (französisch) befindet sich im Staatsarchiv; es war vordem noch nicht herausgegeben und enthält eine kürzer gefaßte Darstellung der Zeit von 1729 bis 1754.

Katharinas II. hatte lesen können, das in französischer Sprache abgefaßt und ihrer Freundin, der Gräfin P. A. Bruce, gewidmet ist; es enthält eine eingehende Erzählung von ihr über ihre Geburt, Kindheit und überhaupt über ihr Leben vor der Ankunft in Rußland. Die Kaiserin hat in diesem Heft unter anderem geschrieben, daß der Tag ihrer Geburt auf irgendeinen Feiertag fiel und alle Glocken in Stettin läuteten, und daß das für ein günstiges Vorzeichen gehalten wurde." — Brückner nimmt diese Nachricht 1883 an: „Es soll in französischer Sprache geschriebene Memoiren der Kaiserin gegeben haben, welche sie ihrer Freundin, der Gräfin Bruce, widmete, und in denen ein eingehender Bericht über die in Stettin verlebten Kindheits- und Jugendjahre enthalten war. Diese Aufzeichnungen sind verloren gegangen." — Aber Bilbasow erklärt noch 1890 entschieden: „Über die autobiographischen Aufzeichnungen, die sich in den Archiven des Winterpalastes befunden haben, existiert weder in den bereits veröffentlichten Papieren Katharinas, noch in irgendeinem der Petersburger Archive die geringste Nachricht.

Ebenfalls im Staatsarchiv befindet sich das (französische) Manuskript des VI. Stückes, das auch noch nicht veröffentlicht worden war und auf wenigen Seiten von der Zeit von 1729 bis 1736 und dem Jahre 1758 spricht.

Stück VII (französisch) schildert die Ereignisse von 1761 bis 1762, das Manuskript befindet sich im Staatsarchiv. Nach einer Kopie wurde es zum ersten Male 1901 von Schilder in seinem Buche über Kaiser Paul mit russischer Übersetzung mitgeteilt.

Das erste russische Stück berichtet von Elisabeths Tod und Bestattung; das Manuskript befindet sich in der Privatbibliothek des Kaisers im Winterpalast. Es wurde zum ersten Male 1899 von Schumigorskij veröffentlicht.

Gleichfalls in der Privatbibliothek im Winterpalast wird das Manuskript des zweiten russischen Stückes aufbewahrt, das von Katharinas ersten Regierungsjahren handelt. Es ist bereits 1865 abgedruckt worden, aber nach einer vom Original sehr abweichenden Kopie.

Pypin hat den Abschluß seiner Ausgabe der Memoiren nicht mehr erlebt, und so ist auch sein Plan einer völligen kritischen Durcharbeitung unausgeführt geblieben. Durch weitestgehendes Heranziehen der in Betracht kommenden Quellen sowie der gesamten Korrespondenz der Kaiserin wollte er vor allen Dingen das gegenseitige Verhältnis der einzelnen Stücke klarstellen. Aber nach den Untersuchungen von Barskow und dann jetzt von Kornilowitsch können wir uns ein leidlich klares Bild machen von der Reihenfolge, in der die Memoiren entstanden sind, die kein in sich geordnetes Ganze darstellen, sondern eigentlich nur eine Reihe von Bruchstücken, die zu den verschiedensten Zeiten entstanden, immer wieder durchgesehen und umgearbeitet wurden, während die Kaiserin bis in ihre letzten Lebensjahre neues Material vorbereitete und sammelte.[1]

[1] Daß Katharina alles, was sie von ihren Erinnerungen bis 1790 zu Papier gebracht hatte, noch nicht als ein Memoirenwerk anerkannte, beweist ihre Bemerkung in einem Briefe an Grimm vom 21. Juni 1790: „Ich weiß nicht was

Katharina erzählt ſelbſt, ſie habe ſchon im Alter von fünfzehn Jahren autobiographiſche Aufzeichnungen gemacht: ihr ‚Porträt des fünfzehnjährigen Philoſophen‘ ſollte ihre Seele zu jener Zeit ſpiegeln. Nach Beſtuſhews Fall im Jahre 1758 hat ſie mit ihren Papieren auch dieſen Aufſatz verbrannt.[1]

Von den erhaltenen Memoiren ſcheint das V. Stück am früheſten entſtanden zu ſein, man muß wohl etwa an die Jahre 1754 bis 1756 denken.[2] Mancherlei Anzeichen ſprechen dafür, daß es für einen Ausländer geſchrieben wurde;[3] aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt es entweder für den engliſchen Geſandten Sir Charles Williams oder für Graf Stanislaw Poniatowski beſtimmt geweſen. Weil Katharina es nicht auch im Jahre 1758 verbrannt hat, muß man vielleicht annehmen, daß es ſich damals in den Händen desjenigen befand, dem es zugedacht war.

Das VI. Stück iſt während Peters Regierung entſtanden;[4] das VII. kurz nach ſeiner Ermordung niedergeſchrieben.[5] Es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß dieſes VII. Stück, das ſich augenſcheinlich an ein ausländiſches Publikum wendet,[6] als Material für einen Zeitungsartikel gedacht iſt.

Späterer Zeit gehören die übrigen Stücke an. Der Beginn der Arbeit am I. Stück iſt ausdrücklich angegeben: der 21. April 1771, und mit dieſer Angabe ſcheint übereinzuſtimmen, daß Katharina gerade in den 70er Jahren in ihren Briefen an Grimm ſehr häufig ihrer Kindheit gedenkt. An Stück I ſchließt ſich II, begonnen 1791, und III an. Weil ſich bei dem Manuſkript des III. Stückes, an dem Katharina nach mehreren Anzeichen[7] auch ſchon in den 70er Jahren geſchrieben haben muß, ein

---

Diderot unter meinen Memoiren verſteht? Sicher iſt jedenfalls, daß ich keine geſchrieben habe, und wenn es ein Vergehen iſt, das nicht getan zu haben, ſo muß ich mich deſſen anklagen!“

[1] Vgl. Bd. 1, S. 109, Bd. 2, S. 26. — [2] Vgl. S. 275, Anm. 3; S. 296, Anm. 1; S. 304, Anm. 2. — [3] Vgl. S. 279, Anm. 2; S. 281, Anm. 2. — [4] Vgl. S. 309, Anm. 3. — [5] Vgl. S. 314, Anm. 1. — [6] Vgl. S. 327, Anm. 1. — [7] Vgl. S. 235, Anm. 1; S. 238, Anm. 1.

Blatt von der Hand der Kaiserin gefunden hat mit dem Titel ‚Memoiren, begonnen im Jahre 1790. Erster Teil', muß man vielleicht annehmen, daß die in den 70er Jahren angefangene Arbeit von 1790 an einer neuen Durchsicht unterzogen worden ist.

Daß das IV. Stück erst den letzten Lebensjahren der Kaiserin angehört, hat schon Herzen richtig erkannt, und die neueste Forschung hat ihm recht gegeben.

Die beiden russischen Stücke sind nicht vor 1794 entstanden.[1]

Das Urteil über die Zuverlässigkeit der Memoiren als Geschichtsquelle steht noch aus. Zahlreiche chronologische Irrtümer sind nur natürlich, wenn man bedenkt, wie lange nach den geschilderten Ereignissen die Memoiren geschrieben wurden. Aber auch ungewollte wie absichtliche Entstellungen der Tatsachen finden sich, und viele Widersprüche wird ein aufmerksamer Leser selbst entdecken.[2] Daß Katharinas Aufzeichnungen für die Beurteilung ihres Gemahls nur mit sehr großen Ein-

[1] Vgl. Bd. 2, S. 291, Anm. 2. — [2] Schlözer (1859): „... nur muß man nicht vergessen, daß Katharina dieselben für ihren Sohn in der Absicht aufgezeichnet hat, um manche ihrer Lebensverhältnisse in einem für sie selbst möglichst günstigen Lichte darzustellen ... Die Memoiren können daher, so charakteristisch sie auch sind, doch nicht durchgängig als eine Quelle für ihre Geschichte betrachtet werden." — Bilbasow (1896): „Die Memoiren sind die Hauptquelle für die Biographie Katharinas. Eine zuverlässige Quelle für die Geschichte der Zeit aber können sie schon deshalb nicht sein, weil Katharina sie mit einer vorbedachten Absicht und zur Erreichung eines bestimmten Zieles verfaßt hat, und weil sie sie erst dann geschrieben hat, nachdem sie selbst viel erfahren, viel durchlebt und viel gelernt hatte .... Die Memoiren sind von einer erfahrenen Hand geschrieben: heute schweigt die Verfasserin derselben, um ihre Gedanken zu verbergen, und morgen spricht sie zu demselben Zwecke; man muß mit ihr äußerst vorsichtig sein. In den Memoiren findet sich auf diese Weise nicht nur die naive, von der Verfasserin fast unabhängige Lüge, sondern auch die absichtliche Unwahrheit, die dem Wunsche entsprungen ist, nicht im richtigen Lichte zu erscheinen. Ihre Urteile, Würdigungen und Charakteristiken sind größtenteils parteiisch gefärbt, aber die Tatsachen, Erscheinungen und Ereignisse sind im allgemeinen richtig wiedergegeben, mit Ausnahme chronologischer Verstöße, die dadurch zu erklären sind, daß die Memoiren viele Jahre nach der geschilderten Zeit verfaßt worden sind." — Kornilowitsch (1912): „Katharinas Aufzeichnungen sind nicht ungekünstelte Erinnerungen aus ihrem

ſchränkungen Wert haben, erhellt deutlich daraus, wie gänzlich verſchieden die Schilderungen ihrer erſten Begegnung mit ihm ſind.[1] Am verläßlichſten, weil am intimſten, ſind vielleicht die Stücke I bis III, am tendenziöſeſten dagegen Stück IV.

Hier ſollte nicht mehr als eine lesbare deutſche Ausgabe gegeben werden, und von allen Auseinanderſetzungen über die geſchilderten oder geſtreiften Geſchehniſſe wurde deshalb abgeſehen. Die Anmerkungen beſchränken ſich auf kurze Notizen aus anderen Berichten der Zeit und aus Aufzeichnungen und Briefen Katharinas. Hinweiſe und auch einiges Material bot der Anhang der Ausgabe der Akademie, vor allem aber Bilbaſows ‚Geſchichte Katharinas II.‘; eigene Sammelarbeit fügte manches Neue hinzu. Die Belege wurden teils kürzer, teils aus-

---

Leben, ſondern vielmehr eine recht komplizierte und durchgearbeitete, wenn auch unvollendete, literariſche Leiſtung. Katharina erzählt nichts einfach ſo, wie es war, ſondern ſtets mit wohlberechnetem Wunſch, einen beſtimmten Eindruck hervorzubringen. Einmal gibt ſie ſich witzig (vielleicht nicht ohne Schaden für die Wahrheit), um ihren beweglichen Geiſt zu zeigen, ein anderes Mal trägt ſie die Farben dick auf, um vor dem unerfreulichen Hintergrund ſelbſt deſto lichter zu erſcheinen. Einmal will ſie beweiſen, daß ſie auch keinen Finger zur Gewinnung des Thrones gerührt hat, daß vielmehr das Schickſal ihr von Kindheit an dieſes Los bereitet habe. Hier ſehen wir, wie ſie ſich geſchickt aus einer ſchwierigen Lage herauswindet, trotz tauſenderlei Hinderniſſen, — dort rührt ihre Naivität und Unſchuld die härteſten Herzen. Und dieſe Künſtlichkeit von Katharinas literariſcher Methode muß man berückſichtigen, wenn man ihre Memoiren zur Hand nimmt .... Die Memoiren der berühmten Kaiſerin ſind ihre wertvollſte, gelungenſte literariſche Arbeit .... Eine ſtrenge Wertung dieſes hiſtoriſch-literariſchen Denkmales ſchon jetzt geben zu wollen, wäre verfrüht. Jedenfalls darf man aber ſagen, daß Katharinas Memoiren hauptſächlich pſychologiſchen Wert haben, für die Charakteriſtik ihrer Perſönlichkeit, und unter dieſem Geſichtspunkte muß man an ſie herantreten.“

[1] Man vergleiche die Schilderung aus den 50er (VI), den 70er (I) und den 90er Jahren (IV) (S. 48, Anm.). — Schon 1904, alſo nur in Hinſicht auf das allein damals bekannte Stück IV, ſagte Schiemann: „Es iſt doch mehr als unhiſtoriſch, wenn noch bis in die Gegenwart die Memoiren Katharinas II., der Frau, die über einen Leichnam hinweg den Thron beſtieg, als vornehmſte Quelle zur Charakteriſtik Peters benutzt werden.“

führlicher nach den am Ende des Buches zusammengestellten Quellen, aus dem Französischen und Russischen übertragen.

Die Übersetzung war keine sehr dankbare Aufgabe: Katharina schreibt vielfach recht flüchtig und ist oft mehr als nachlässig in ihrem Stil. Ihre ermüdend langen Sätze und die beständigen Wiederholungen derselben Worte und Ausdrücke konnten in die Übertragung nicht ungemildert übernommen werden, aber im allgemeinen durfte diese nicht die wenig gewählte Form der Vorlage verbessern wollen. Um die Aufzeichnungen rein äußerlich lesbarer zu machen, wurde der mit wenig Unterbrechungen dahinfließende Strom der Erzählung in Absätze geteilt, deren wenigste das Manuskript hat, und die Eigennamen bekamen eine einheitliche Schreibung.

Das Namenverzeichnis mit Blattweiser und die Liste der wichtigsten Parallelstellen werden das Zurechtfinden in den vielen Wiederholungen und Widersprüchen der Memoiren erleichtern.

Dr. Erich Boehme

Erstes Stück

Memoiren, begonnen am 21. April 1771

Gewidmet meiner Freundin, der Gräfin Bruce, geborenen Gräfin Rumiantzow, der ich alles sagen kann, ohne daß es Folgen nach sich zieht.

Ich wurde geboren am 21. April/2. Mai 1729 (also heute vor 42 Jahren) in Stettin in Pommern.[1]

Man hat mir erzählt, es sei gar nicht so sehr freudig begrüßt worden, daß ich zuerst erschien, weil ein Sohn erwartet wurde. Mein Vater zeigte aber mehr Befriedigung als seine Umgebung. Meine Mutter wäre bei meiner Geburt fast gestorben und schwebte noch lange nachher zwischen Tod und Leben. Als Amme

[1] An einem Montag, in dem Hause Große Domstraße 1, an dem heute eine Gedenktafel angebracht ist. — Fürst Christian August schreibt aus Stettin nach Zerbst dem regierenden Fürsten am 2. Mai 1729, daß seine Gemahlin „diesen Morgen um halb 8 Uhr" von einer Prinzessin-Tochter entbunden worden sei, daß diese „übermorgen" getauft werde und die Namen Sophia Augusta Friederika erhalten solle; in der Familie wurde sie ‚Fieke' (Figgen) genannt. — Als Gouverneur der Stadt nahm Fürst Christian August später Wohnung im Schlosse, vgl. S. 52. — Katharina schreibt am 29. Juni 1776 aus Peterhof an Grimm: „. . . Was wollen Sie in Stettin tun? Sie werden da niemand mehr am Leben finden, höchstens vielleicht noch Monsieur Laurent, einen alten Schwachkopf, der schon in seiner Jugend nur ein Tropf war, aber wenn Sie dem Kitzel nicht widerstehen können, so wissen Sie, ich wurde geboren [dtsch.] ‚in Greifenheims Hause auf dem Marien-Kirchhof', ich habe gewohnt und bin erzogen worden in dem Flügel des Schlosses, wenn man von dem großen Schloßhof nach links eintritt, wo ich oben drei gewölbte Zimmer neben der Kirche bewohnte, welche die Ecke bildete; der Glockenturm stieß an mein Schlafzimmer. Hier flößte mir Mademoiselle Cardel Weisheit ein, und hier brachte mir Herr Wagner die ‚Prüfungen' bei; auch machte ich hier durch den ganzen Flügel, zwei oder dreimal am Tage meine Sprünge, um zu meiner Mutter zu gelangen, die das andere Ende innehatte. Aber in all dem sehe ich nicht viel Interessantes, es sei denn, Sie glauben, dieses Lokal eignet sich gut dazu, leibliche Kaiserinnen zu machen; in dem Falle sollten Sie dem König von Preußen vorschlagen, hier eine Zuchtanstalt der Art anzulegen." — Das Haus gehörte damals Herrn v. Aschersleben, als Haus No. 791, und lag im Bezirk der abgebrannten Marienkirche. Katharinas irrtümliche Angabe des Eigentümers wird als eine Verwechselung mit der Bezeichnung eines Stadtteils erklärt.

bekam ich die erſt neunzehnjährige Frau eines preußiſchen Soldaten; die ſoll hübſch und lebhaft geweſen ſein. Die Sorge für mich wurde einer Dame, der Witwe eines Herrn v. Hohendorf, anvertraut; ſie war Geſellſchafterin meiner Mutter. Wie man mir erzählt hat, verſtand dieſe Dame gar nicht recht mit mir fertig zu werden und machte mich ſehr eigenſinnig. Auch mit meiner Mutter konnte ſie ſich nicht recht ſtellen und wurde bald entlaſſen, weil ſie eine barſche Perſon war und gern die Stimme erhob. Sie brachte es dahin, daß ich nie tat, was ich ſollte, wenn es mir nicht wenigſtens dreimal, und zwar mit ſehr lauter Stimme geſagt wurde.

Im Alter von zwei Jahren wurde ich einer franzöſiſchen Emigrantin übergeben. Sie hieß Magdeleine Cardel, hatte ein einnehmendes und ſchmeichelndes Weſen, galt aber für ein wenig falſch. Sie trug große Sorge, mich vor meinem Vater und meiner Mutter immer ſo erſcheinen zu laſſen, daß ich, und ſie auch, ihnen gefallen konnte. So kam es, daß ich für meine jungen Jahre ſchon recht verſteckt war. Mein Vater, den ich weniger häufig ſah, hielt mich für einen Engel; meine Mutter kümmerte ſich nicht viel um mich. Sie ſchenkte anderthalb Jahre nach mir einem Sohn [1] das Leben, den ſie abgöttiſch liebte. Ich war nur geduldet und wurde oft hart und heftig geſcholten, und nicht immer gerecht; ich fühlte das, ohne jedoch über meine Empfindungen ſchon ganz klar zu ſein.[2]

Als ich faſt vier Jahre alt war, heiratete Magdeleine Cardel einen Advokaten namens Colhard, und ich ging in die Hände ihrer jüngeren Schweſter Eliſabeth über. Dieſe war, das kann ich wohl ſagen, ein Muſter von Tugend und Klugheit. Sie beſaß Seelenadel, Geiſtesbildung, ein ausgezeichnetes Herz; ſie war geduldig, ſanft, heiter, gerecht, beſtändig, kurzum ſo, daß man nur allen Kindern jemand wie ſie wünſchen könnte.

---

[1] Wilhelm Chriſtian Friedrich, geb. 17. November 1780.

[2] Katharina an Grimm, vom 1. Juli 1779 aus Peterhof: „..... niemals hätte jemand mehr wie er e.. P... O..f..... verdient, erraten Sie, was? Mama hat mir manchmal welche gegeben, in böſer Laune, kaum mit Grund."

Auf Madame Colhards Hochzeit betrank ich mich bei Tiſch und wollte dann nicht ohne ſie zu Bette gehen; ich brüllte ſo, daß man mich forttragen und bei meinen Eltern zu Bett bringen mußte.

Babet Cardel mißfiel mir anfangs ſehr; ſie liebkoſte mich nicht und ſchmeichelte mir nicht, wie ihre Schweſter. Jene hatte mir durch Schenken und Verſprechen von Zuckerwerk und Konfekt zwar die Zähne verdorben, aber doch erreicht, mich leidlich leſen zu lehren, ohne daß ich buchſtabieren konnte. Babet Cardel, die den falſchen Glanz weniger liebte als ihre Schweſter, ſetzte mich wieder hinter das Abc und ließ mich ſo lange buchſtabieren, bis ſie glaubte, ich hätte es nicht mehr nötig.

Ich bekam einen Schreiblehrer[1] und einen Tanzmeiſter. Für den Schreiblehrer mußte ich mit Tinte die Buchſtaben nachziehen, die er mit Bleiſtift vormalte, und der Tanzmeiſter ließ mich auf dem Tiſche ſchreiten und Pas machen. Aber ich glaube das war fortgeworfenes Geld, denn richtig lernte ich Schreiben und Tanzen erſt viel ſpäter. Solche verfrühte Erziehung führt eben gewöhnlich zu nichts.

Als ich drei Jahre alt war, nahmen mich meine Eltern zu meiner Großmutter[2] nach Hamburg mit. Das einzige Erlebnis meiner Reiſe, an das ich mich erinnere, war ein Beſuch der deutſchen Oper. Ich ſah da eine Schauſpielerin, die in blauen, goldgeſtickten Samt gekleidet war. Sie hatte ein weißes Schnupftuch in der Hand; als ich ſah, daß ſie ſich damit die Augen trocknete, fing ich an zu weinen und ſo aufrichtig zu heulen, daß ich nach Hauſe geſchickt werden mußte. Dieſe Szene hat

[1] Katharina an Grimm aus St. Petersburg vom 30. Januar 1776: „... Monſieur Laurent hat mich Franzöſiſch kritzeln gelehrt, aber die Aſche des ehrwürdigen Paſtors Wagner würde ſich umdrehen, wenn er wüßte, daß jemand anders außer ihm im Rufe ſteht, mir die deutſche Schrift beigebracht zu haben... Monſieur Laurent war ein Welſcher, der deutſch ſprach wie eine ſpaniſche Kuh." — Über Monſieur Laurent vgl. auch S. 6, Anm. 1 und S. 45, Anm. 1.

[2] Herzogin Albertine Friederike von Holſtein-Gottorp, geb. Prinzeſſin von Baden-Durlach.

ſich meinem Gedächtnis ſo feſt eingeprägt, daß ich mich noch jetzt daran erinnere.[1]

Nach Stettin zurückgekehrt, hätte ich mich beinahe auf folgende Weiſe umgebracht. Ich ſpielte im Zimmer meiner Mutter, in dem ein Schrank voll Spielzeug und Puppen ſtand, zu welchem ich den Schlüſſel hatte. Eines Tages ſtellte ich es ſo geſchickt an, daß der Schrank auf mich fiel und mich unter ſich begrub, ſo daß meine Mutter dachte, ich müßte zermalmt ſein. Sie ſprang auf und eilte zu mir, aber ein glücklicher Zufall hatte es ſo gefügt, daß die Schranktüren offen ſtanden, und ich lag geſund und heil darunter, ohne Schaden genommen zu haben, bis auf den Schrecken. Ein andermal hätte ich mir faſt ein Auge mit der Schere ausgeſtochen; die Spitze verletzte mir aber nur das Lid.

Ich erinnere mich, die Jahreszahl 1733 in einem Brief an meine Mutter geſchrieben zu haben, die damals verreiſt war. Auch entſinne ich mich, daß ich in demſelben Jahre in Braunſchweig den König Friedrich Wilhelm geſehen habe. Ich wurde in das Zimmer geführt, in dem er ſich aufhielt; nachdem ich ihm eine Reverenz gemacht hatte, ſoll ich geradeaus zu meiner Mutter, die neben ihrer Tante, der verwitweten Herzogin von Braunſchweig,[2] ſaß, gegangen ſein und zu ihr geſagt haben: „Weshalb trägt der König einen ſo kurzen Rock? Er iſt doch reich genug, um einen längeren zu haben?“ Er wollte wiſſen, was ich geſagt hatte, und man mußte es ihm erzählen; er ſoll zwar gelacht, aber ſich doch nicht darüber gefreut haben.[3]

Im Jahre 1734 wurde meine Mutter von einem zweiten

[1] Die Erzählung von dieſem Theaterbeſuch in dem früher geſchriebenen Stück V (S. 267) weicht ſtark ab. Katharina hat alſo wohl Stück V nicht zur Hand gehabt, als ſie dieſe Zeilen ſchrieb. Vgl. auch S. 30, Anm., S. 275, Anm. 1.

[2] Herzogin Eliſabeth Sophie Marie, Witwe des 1731 verſtorbenen Herzogs Auguſt Wilhelm von Braunſchweig-Wolfenbüttel.

[3] Nach Stück V fand dieſes Zuſammentreffen aber in Stettin ſtatt. In der früher geſchriebenen Darſtellung iſt das vierjährige Prinzeßchen auch noch nicht boshaft genug, auf den bekannten Geiz des Königs ſo deutlich anzuſpielen!

Sohne Friedrich Auguſt entbunden. Der ältere hinkte und lebte nur dreizehn Jahre;[1] er ſtarb am Fleckfieber. Erſt nach ſeinem Tode wurde auch der Grund ſeines Leidens klar, das ihm nicht geſtattet hatte ohne Krücken zu gehen, und wegen deſſen man ihm beſtändig unnütze Heilmittel gegeben und die berühmteſten Ärzte von Deutſchland befragt hatte. Die rieten, ihn ins Bad nach Baden, Teplitz und Karlsbad zu ſchicken, aber er kam jedesmal ebenſo lahm zurück, wie er abgereiſt war, und ſein Bein wurde kleiner in dem Maße, wie er wuchs. Nach ſeinem Tode wurde er ſeziert, und es ſtellte ſich heraus, daß ſeine Hüfte verrenkt war und daß das ſchon in ſeiner zarteſten Jugend geſchehen ſein müſſe. Man erinnerte ſich, wie er mit anderthalb Jahren einmal ſo große Hitze gehabt hatte, daß man an ein hitziges Fieber dachte, und daß er nachher nicht mehr hatte gehen können. Offenbar mußte man annehmen, daß die Frauen, deren Sorgfalt er anvertraut war, ihn hatten fallen laſſen und er ſich hierbei die Hüftverrenkung zugezogen hatte, ohne daß ſie ſelbſt oder andere es rechtzeitig genug bemerkt hätten, um die entſprechenden Mittel anzuwenden.

Im Jahre 1736 wurde meine Mutter von einer zweiten Tochter entbunden, die einige Wochen ſpäter ſtarb.[2]

Bis zum Alter von ſieben Jahren war ich eigentlich nie krank. Nur hatte ich häufig an Kopf und Händen den Ausſchlag, wie er bei Kindern häufig iſt, der in Rußland zolotucha[3] heißt, und den kurieren zu wollen ſo ſehr gefährlich iſt. Man wandte alſo auch bei mir kein Mittel dagegen an. Wenn der Ausſchlag ſich am Kopf zeigte, ſo wurden mir die Haare geſchoren, der Kopf eingepudert und ich mußte eine Mütze tragen. Erſchien er an den Händen, ſo zog man mir Handſchuhe an, die ich nicht eher wieder ablegte, als bis die Schorfe fielen.

[1] Wilhelm Chriſtian war am 17. November 1730 geboren und ſtarb am 27. Auguſt 1742, wurde alſo noch nicht zwölf Jahre alt.

[2] Auguſte Chriſtine Charlotte lebte vom 12. November bis zum 24. November 1736. — [3] Skrofeln.

Mit ſieben Jahren bekam ich einen ſchweren Huſten. Es war Sitte, uns jeden Abend und jeden Morgen niederknien zu laſſen, um unſer Morgen- oder Abendgebet zu verrichten. Eines Abends, als ich kniend betete, mußte ich ſo heftig huſten, daß die Anſtrengung mich auf die linke Seite fallen ließ und ich Stiche fühlte, die mir faſt den Atem nahmen. Jemand ſtürzte zu mir, und ich wurde ins Bett getragen, das ich drei Wochen hütete. Ich lag immer auf der linken Seite und hatte Huſten, Stiche und ſehr ſtarke Hitze. Einen richtigen Arzt gab es nicht in der Nähe; man gab mir Heilmittel, aber weiß Gott, wie die beſchaffen waren. Endlich, nach langen Leiden, konnte ich aufſtehen, und als ich angekleidet wurde, zeigte ſich, daß ich faſt die Form eines Z angenommen hatte: meine rechte Schulter war höher als die linke, die Wirbelſäule hatte Zickzackform und die linke Seite war hohl. Meine Frauen und die meiner Mutter, bei denen ſich jene Rat holten, beſchloſſen, meine Eltern darauf aufmerkſam zu machen. Als erſtes in der Angelegenheit wurde allen ſtrengſtes Stillſchweigen über meinen Zuſtand auferlegt. Meine Eltern waren ſehr unglücklich, daß eines ihrer Kinder lahm, das andere krumm ſein ſollte. Schließlich, nachdem man in größter Heimlichkeit mehrere Sachverſtändige befragt hatte, wurde beſchloſſen, einen geſchickten Menſchen zu ſuchen, der Verrenkungen zu heilen wüßte. Man ſuchte vergebens; denn man hatte Abſcheu, den einzigen, der darin Geſchick beſaß, zu rufen, weil das der Henker des Ortes war. Lange dauerte das Schwanken; ſchließlich aber wurde beſchloſſen, ihn doch ganz heimlich zu holen. Nur Babet Cardel und ein Kammermädchen wurden ins Vertrauen gezogen. Der Menſch unterſuchte mich und ordnete dann an, es ſollte mir jeden Morgen ein Mädchen, das noch nüchternen Magens war, im Bett die Schulter, dann die Wirbelſäule mit ihrem Speichel einreiben.[1] Dann fertigte er ſelbſt eine Art Schnürbruſt an, die ich Tag und Nacht nicht ablegte, außer um die Wäſche zu wechſeln. Er kam alle zwei Tage frühmorgens, um

[1] Nach Stück V war es eine Frau, die dieſen Rat gab.

mich wieder zu unterſuchen. Außerdem ließ er mich ein großes ſchwarzes Band tragen, das um den Hals ging, von der rechten Schulter um den rechten Arm lief und am Rücken befeſtigt war. Kurz, ich weiß nicht, ob ich keine Veranlagung hatte krumm zu werden, oder ob es dieſe Mittel bewirkten, jedenfalls nach anderthalb Jahren ſolcher Behandlung war wieder Hoffnung für mich, geſund zu werden. Ich habe die unbequeme Schnürbruſt erſt im Alter von zehn oder elf Jahren abgelegt.

Als ich ſieben Jahre alt war, nahm man mir alle Puppen und anderen Spielſachen fort und ſagte, ich ſei nun ein großes Mädchen, und ſie paßten ſich nicht mehr für mich. Ich hatte Puppen niemals geliebt, aber ſpielen tat ich deshalb nicht weniger. Meine Hände, mein Taſchentuch, alles, was ich fand, diente mir als Spielzeug. Ich lebte alſo ſo weiter wie vorher, und anſcheinend nahm man mir das Spielzeug nur der guten Form wegen, denn man ließ mich ruhig gewähren.

Frühzeitig war mein gutes Gedächtnis bemerkt worden, deshalb wurde ich beſtändig mit Auswendiglernen gequält. Das nannte man Gedächtnispflege; ich glaube aber, es war eher eine Schwächung.[1] Erſt waren es Bibelſprüche, dann beſonders verfertigte Stücke, oder auch Fabeln von Lafontaine, die ich auswendig lernen und aufſagen mußte. Wenn ich etwas vergeſſen hatte, wurde ich geſcholten; ich glaube aber, es wäre nicht menſchenmöglich, alles das zu behalten, was ich auswendig lernen mußte; ich halte es auch nicht der Mühe für wert. Ich beſitze noch jetzt eine deutſche Bibel, in der mit roter Tinte alle Sprüche unterſtrichen ſind, die ich auswendig wiſſen mußte.

Ich bekam einen Lehrer, der mich in der Religion unterwies und in Geſchichte und Geographie[2] unterrichtete; Franzöſiſch und

---

[1] Katharina an Grimm vom 1. Juli 1779 aus Peterhof: [dtſch.] „... mein Gott, was die Natur nicht tut, kann kein Lernen nicht tun, aber Lernen erſtickt oft Mutterwitz."

[2] Katharina an Grimm vom 11. Dezember 1781: „... Was ich weiß oder zu wiſſen glaube, das trage ich ſehr oft Monſieur Alexandre vor. Neulich hat

Deutſch habe ich aus dem Gebrauch erlernt. Ich fragte eines Tages dieſen geiſtlichen Herrn, – denn mein Lehrer war Paſtor, – welche von den chriſtlichen Kirchen die älteſte ſei? Er nannte mir die griechiſche und meinte, dieſe entſpreche nach ſeiner Überzeugung am meiſten dem Glauben der Apoſtel. Von dieſem Augenblick an empfand ich eine große Achtung vor der griechiſchen Kirche und wünſchte immer ſehr, mich über ihre Lehre und ihre Riten zu unterrichten. Und jetzt bin ich das Oberhaupt dieſer Kirche!

Ich erinnere mich an mehrere Streitigkeiten mit meinem Lehrer, für die ich beinahe die Rute bekommen hätte. Die erſte entſtand deshalb, weil ich es ungerecht fand, daß Titus, Mark Aurel und alle großen Männer des Altertums, die doch auch tugendhaft geweſen ſind, verdammt ſein ſollten, weil ſie das Heil nicht gekannt hatten. Ich ſtritt hartnäckig und mit Wärme und hielt an meiner Überzeugung feſt gegen den Geiſtlichen, der die ſeine auf Bibelſtellen ſtützte, während ich nur die Gerechtigkeit gelten ließ. Er nahm ſchließlich ſeine Zuflucht zu den Überzeugungsmitteln des heiligen Nikolaus; das heißt, er beklagte ſich bei Babet Cardel und wollte, die Rute ſolle mich überzeugen. Dazu war aber Babet Cardel nicht bevollmächtigt; ſie ſagte nur ſanft, ein Kind dürfe nicht rechthaberiſch ſein gegen einen ehrwürdigen Paſtor, und ich müſſe mich ſeiner Meinung unterordnen. Babet Cardel war reformiert und der Paſtor ſehr entſchieden lutheriſch. Der zweite Streit drehte ſich um das, was vor unſerer Welt geweſen war. Er ſagte mir: „das Chaos“, und ich wollte wiſſen, was dieſes Chaos ſei. Nichts,

---

er das Geſpräch auf die Geſtalt der Erde gebracht, ſo daß ich den Globus aus der Bibliothek der Ermitage holen laſſen mußte. Ja, als er den nun aber hatte, da begann er wie toll auf der Erdkugel umher zu reiſen, und ich glaube, er hat nach einer halben Stunde, wenn ich mich nicht irre, ungefähr ebenſoviel davon gewußt, wie der ſelige Herr Wagner mir in mehreren Jahren eingepaukt hat.“ – Monſieur Alexandre iſt Katharinas Enkel, Großfürſt Alexander Pawlowitſch (Kaiſer Alexander I.), geb. 1777.

was er ſagte, befriedigte mich, und ſchließlich wurden wir beide böſe und Babet Cardel wurde zur Hilfe gerufen. Den dritten Zank hatte ich mit dem Herrn Paſtor über die Beſchneidung; er wollte mir die Sache aber nicht erklären. Babet gebot mir diesmal Schweigen. Ich gab eigentlich nur ihr nach. Sie lachte verſchmitzt und führte mir mit größter Freundlichkeit Gründe an, denen ich nicht widerſtehen konnte. Ich muß zugeben, daß ich mein ganzes Leben dieſe Art behalten habe, nur auf Gründe und Freundlichkeit zu hören. Jedem Widerſtand habe ich immer Widerſtand entgegengeſetzt.

Der geiſtliche Herr hätte mich faſt ſchwermütig gemacht, ſo viel erzählte er mir vom Jüngſten Gericht und wie ſchwer es ſei, erlöſt zu werden. Einmal im Herbſt ging ich jeden Tag um die Dämmerſtunde in eine Fenſterniſche, um mich auszuweinen. Zuerſt bemerkte niemand meine Tränen, aber dann ſah es Babet Cardel und wollte die Veranlaſſung wiſſen. Es wurde mir ſchwer, ihr zu beichten, aber ſchließlich geſtand ich den Grund, und ſie war klug genug, dem Paſtor zu verbieten, mich in Zukunft mit ſolchen Schreckniſſen einzuſchüchtern.[1]

---

[1] Katharina an Grimm, vom 16. Mai 1778, aus Tzarskoje Selo: „... Ich hege durchaus keinen Groll gegen Herrn Wagner, aber ich bin in meinem Innerſten überzeugt, daß er ein Dummkopf war, Mademoiſelle Cardel aber ein kluges Mädchen"; — von dieſem Wagner iſt auch ſonſt in Briefen an Grimm die Rede, ſo am 2. Januar 1779: [dtſch.] „... Ja, das ſind viele Sachen, auch darunter die heilige Inquisition, die das achtzehnte seculum beſudeln, aber was ſoll man machen? die Welt iſt denn ſo, ſie taugt nicht viel; ſeliger Paſtor Wagner ſagte: ‚Erbſünd' halber;" — am 2. Februar 1780: „... Mein guter Freund, in dieſen Tagen werden Sie hören, daß eine gewiſſe Erklärung abgegeben worden iſt [die Seeneutralitätserklärung von 1780]; Sie werden das vulkaniſch nennen, aber es iſt nicht möglich, anders zu handeln, [dtſch.] denn die Teutſchen haſſen nichts ſo als wenn die Leute ihnen auf die Naſe ſpielen wollen; das liebte der Herr Wagner auch nicht"; — am 15. April 1785: „... Herr Wagner ſagte niemals ‚das Lämmchen', er ſagte ‚das Lamm' und ich glaube er hatte nichts mit Doktor Fauſt gemeinſam"; — am 15. Februar 1794: „... Sie ſagen mir, den Übeln, für die es kein Mittel gibt, kann man nur Ruhe und Ergebung entgegenſetzen. Sie haben das von Ihrem Herrn Vater gelernt; es iſt genau dasſelbe,

Ich wurde in allerlei weiblichen Arbeiten unterwieſen, bekümmerte mich aber darum nicht mehr, als um die Lektüre. Ich hätte gern geſchrieben und auch gezeichnet, aber im Zeichnen wurde ich faſt gar nicht unterrichtet, weil es an einem Lehrer fehlte. Babet hatte ein beſonderes Mittel, mich an die Arbeit zu feſſeln und mit mir zu machen, was ſie wollte. Sie las gern; wenn nun meine Schulſtunden zu Ende waren, und ich ſie zufriedengeſtellt hatte, las ſie mir vor, wenn nicht, ſo las ſie nur für ſich. Es war dann ein großer Schmerz für mich, wenn ſie mir nicht die Ehre antat, mich zu ihrer Lektüre zuzulaſſen.[1] Babet

---

was der verſtorbene Herrr Wagner, antiken Andenkens, zu ſagen pflegte." — Aber Babet wird am 1. Juni 1779 und am 1. November 1785 genannt: „Mademoiſelle Cardel ruhmreichen Andenkens." — Vgl. auch die nächſte Anm. und S. 45. Anm. 1, und S. 86.

[1] Erinnerungen an Mlle. Cardel ſind ſehr zahlreich in Katharinas Briefen an Grimm. So am 19. November 1778: „. . . Wiſſen Sie wohl, daß Mademoiſelle Cardel mich mißtrauiſch gemacht hat gegen alle Ärzte und gegen die Medizin; ſie war aber immer ſehr dafür, mich die Komödien von Molière leſen zu laſſen"; — am 27. Februar 1775: „. . . Ich betrachte das als eine Aufmerkſamkeit von Ihnen, Monſieur! Sie ſehen, heute vergeſſe ich das Wort ‚Monſieur' nicht. Mademoiſelle Cardel würde mich zweifellos wegen einer derartigen Unaufmerkſamkeit geſcholten haben, denn die Verſtorbene wiederholte unabläſſig, das Wort ‚Monſieur' zerbreche niemand die Kinnlade. Ich glaube ſie muß dieſen Ausdruck wohl aus irgendeiner Komödie gehabt haben. Außer andern Kenntniſſen hatte ſie auch alle möglichen Komödien und Tragödien wie am Schnürchen, und Mademoiſelle Cardel war dadurch höchſt amüſant"; — am 20. September 1775: „. . . Sie werden alſo kein ‚Monſieur' mehr bekommen, wenn Sie es nicht wollen. Für mich iſt das ſehr bequem, und Mademoiſelle Cardel iſt tot." — Am 30. November 1778 und am 11. April 1779: „. . . ſie pflegte mich einen ‚Schiefen Geiſt' (esprit gauche) zu nennen." — Am 21. Dezember 1774: „. . . Mademoiſelle Cardel und Herr Wagner hatten mit einem ‚Schiefen Geiſt' zu tun, der alles, was man ihm ſagte, verkehrt anwandte. Herr Wagner wollte ‚Prüfungen' von einer ganz anderen Art und der ‚Schiefe Geiſt' ſagte ſich innerlich: um etwas in dieſer Welt zu ſein, muß man die für dieſes Etwas nötigen Eigenſchaften beſitzen; ſehen wir alſo in unſerer kleinen Seele ernſthaft nach, ob wir die haben? wenn nicht, dann wollen wir ſie entwickeln." — Am 23. Auguſt 1779: „. . . Ach, Herr Wagner und Mademoiſelle Cardel, was habt ihr dem ‚Schiefen Geiſt' nicht gepredigt!" — und am 8. Juli 1781: „. . . Ich glaube Mlle. Cardel und Herr

unterrichtete mich im Geſang.[1] Sie hatte eine ſchöne Stimme, ſang gern und war muſikaliſch. Nach ſieben Jahren unnützer Mühe erklärte ſie, ich hätte weder Stimme noch muſikaliſche Veranlagung, und ſie hat ſich in beidem nicht geirrt. Niemals habe ich jemand meine Stimme loben hören. Die einzige Ausnahme war ein Lautenmacher, namens Belogradskij, der mir verſicherte und es auch anderen gegenüber aufrecht erhielt, meine Stimme ſei ein vollendeter Kontraalt. Wir haben oft darüber lachen müſſen! Ich muß ſagen, Muſik war für mein Ohr ſelten mehr als Geräuſch.[2] Ich kam einmal mit einem italieniſchen

---

Wagner ſtammten aus einer vergangenen Zeit oder aus dem 17. Jahrhundert: ſie haben mir ſo ſehr [dtſch.] ‚das Beſte' gepredigt, daß der ‚Schiefe Geiſt' ausgezogen iſt, [dtſch.] ‚das Beſte allerwärts wo es zu finden iſt' zu ſuchen. — Am 16. Oktober 1779: „... gewöhnlich unterliege ich nicht den erſten Verſuchungen, gegen die mir augenſcheinlich Mad. Cardel und Herr Wagner ſtarken Rückhalt zu geben verſtanden haben." — Katharina nennt ſich am 30. Juni 1775 „die Schülerin von Mademoiſelle Cardel" und am 29. November 1775 „halb Mademoiſelle Cardels, halb Herrn Wagners Schülerin". — Vgl. auch die vorhergehende Anm. und S. 45, Anm. 1.

[1] In ihren Briefen erwähnt Katharina auch einen Muſiklehrer. An Grimm von 16. Mai 1778 aus Tzarskoje Selo: „... Von dem armen Teufel Roellig habe ich Ihnen noch nie erzählt, weil Sie ja wiſſen, welchen Erfolg ſeine Lektionen gehabt haben. Er brachte immer einen Menſchen mit, der Baß brüllte; er ließ ihn in meinem Zimmer ſingen, ich hörte ihn an und ſagte in meinem Inneren: [dtſch.] ‚er brüllt wie ein Ochſe', aber Herr Roellig war außer ſich vor Entzücken, wenn deſſen Baßkehle in Aktion war." An denſelben vom 16. April 1779 aus Tzarskoje Selo: „.... übrigens bin ich in der Muſik nicht weiter gekommen als früher. Von Tönen, die ich erkenne, gibt es eigentlich nur das Gebell von neun Hunden, die abwechſelnd die Ehre haben in meinem Zimmer zu ſein, und von denen ich ſchon von weitem jeden einzelnen an ſeiner Stimme und ſeinem Organ erkenne, und die Muſik von Galuppi; die von Paiſiello höre ich an und wundere mich über die Töne, die er zuſammenbringt, aber ich erkenne ſie kaum; doch hat mich das Lied entzückt, was weder Herr Roellig noch der Menſch, der neben ihm Baß brüllte, fertig brachten."

[2] Katharina ſchreibt an Voltaire am 20./31. Mai 1771: „... Ich habe nie in meinem Leben Verſe oder Muſik zu machen verſtanden". — An Grimm am 22. Dezember 1777: „... Beiläufig, wiſſen Sie, daß Paiſiellos Oper entzückend war? Ich habe vergeſſen Ihnen davon zu erzählen; ich war

Muſiker zuſammen, der mir in zwei Stunden beibringen wollte, eine Arie zu ſingen. Ich habe den Verſuch gemacht, aber es kam nichts dabei heraus. Eigentümlich iſt, daß ich Noten leſen kann, und wenn ich mitten in einem Konzert hinter einen der Muſiker trete, kann ich die Stelle zeigen, die er ſpielt.

Meine Mutter, Johanna Eliſabeth von Holſtein-Gottorp, hatte ſich im Jahre 1727[1] im Alter von fünfzehn Jahren mit meinem Vater, Chriſtian Auguſt von Anhalt-Zerbſt, vermählt; er war damals 42 Jahre. Anſcheinend lebten ſie ganz vorzüglich zuſammen, trotz dieſes großen Altersunterſchiedes und obwohl ihre Neigungen recht verſchiedenartig waren. So war zum Beiſpiel mein Vater ſehr ſparſam, meine Mutter dagegen recht verſchwenderiſch und freigebig. Meine Mutter liebte Vergnügungen und die große Welt außerordentlich, mein Vater ſchätzte die Zurückgezogenheit. Sie war heiter und mutwillig, er ernſt und von großer Sittenſtrenge. Aber in einem glichen ſie ſich vollkommen: ſie erfreuten ſich beide größter Volkstümlichkeit, ſie hatten eine feſte religiöſe Grundlage und hielten die Gerechtigkeit hoch, namentlich mein Vater. Ich habe niemals einen in Grundſätzen wie Taten ehrlicheren Mann gekannt. Meine Mutter galt für klüger und geiſtvoller als mein Vater; aber er war ein Mann von rechtem und gediegenem Sinne mit reichen Kenntniſſen. Er las gern, meine Mutter ebenfalls, aber alles, was ſie wußte, war ſehr oberflächlich. Ihr Geiſt und ihre Schönheit hatten ihr einen großen Ruf eingetragen, überdies beherrſchte ſie den Ton der großen Welt beſſer als mein Vater.

---

ganz Ohr für dieſe Oper, trotz der natürlichen Unempfänglichkeit meines Trommelfelles für Muſik". — Maſſon bemerkt in ſeinen Memoiren (1800): „Katharina liebte weder Verſe noch Muſik und ſprach das auch oft aus. Sie konnte ſogar in den Zwiſchenakten das Orcheſter nicht leiden, und ließ in der Regel die Muſik abbrechen."

[1] Der Fürſt teilt dem Kaiſer Peter II. in einem Briefe vom 28. November 1727 mit, daß er ſich am 8. November im Luſtſchloſſe Vecheln in Braunſchweig-Wolfenbüttel verheiratet hat, und da er „1690 den 29. November durch ſeine Geburt die Anzahl der Hohen in der Welt vermehret" hat, war er alſo nicht 42, ſondern erſt 37 Jahre alt.

Meine Mutter war von einer Patin und Verwandten, der Herzogin Eliſabeth Sophie Marie von Braunſchweig-Lüneburg, erzogen worden. Dieſe hatte ſie auch verheiratet und ausgeſtattet. Meine Mutter verbrachte in jedem Jahr einige Monate bei der Herzogin, die in Braunſchweig im Grauenhof[1] wohnte, weshalb ſie in Deutſchland allgemein nur die Herzogin vom Grauenhof hieß. Sie wurde über achtzig Jahre alt und ſtarb um das Jahr 1767 oder 1768.[2] Seit meinem achten Jahre pflegte meine Mutter mich auf alle ihre Reiſen, und namentlich zu dieſer Herzogin mitzunehmen. Dort habe ich die verwitwete Prinzeſſin von Preußen,[3] die Schweſter des Herzogs Karl, den Herzog und ſeine Gemahlin,[4] die Schweſter des großen Königs Friedrich von Preußen, geſehen und kennen gelernt. Die anderen Schweſtern des Herzogs, die ich gekannt habe, waren Königin Eliſabeth Chriſtine von Preußen, damals ſchon verheiratet, Prinzeſſin Antoinette,[5] ſpäter mit dem Herzog von Sachſen-Koburg ver-

[1] Das von Herzog Auguſt Wilhelm erbaute Reſidenzſchloß auf dem Grauenhofe iſt 1830 abgebrannt.

[2] Sie ſtarb am 3. April 1767, faſt 84 Jahre alt (geb. 12. September 1683).

[3] Luiſe Amalie Philippine, Gemahlin des 1758 verſtorbenen Prinzen Auguſt Wilhelm.

[4] Herzogin Philippine Charlotte. — Prinz Heinrich von Preußen ſchreibt am 15. Auguſt 1774 aus Rheinsberg an Katharina: „... Ich habe das Glück gehabt, mich über Ihre Güte mit meiner Schweſter, der Herzogin von Braunſchweig, zu unterhalten, die etwa zwei Wochen bei mir geweſen iſt. Sie hat Sie gekannt, Madame, in dem Alter, in welchem der Geiſt ſich zu entwickeln beginnt, und erinnert ſich mit lebhaftem Intereſſe bis zu den geringfügigſten Umſtänden an dieſe erſten Jahre, die alles vorausgeſagt haben, was Ihr großes Genie in der Folge entwickelt hat.“ — Darauf antwortet Katharina am 22. Auguſt aus Tzarskoje Selo: „... Ich habe allen Grund, eine lebendige Erinnerung an die Frau Herzogin von Braunſchweig zu bewahren, von der mir Eure Königliche Hoheit ſpricht; die Umſtände meines häufigen Verweilens an ihrem Hofe ſtehen mir noch lebhaft vor der Seele, und unter anderem erinnere ich mich, ihr im Alter von acht oder neun Jahren ewige Dankbarkeit gelobt zu haben, weil mir durch ihr Dazwiſchentreten eine ſehr wohlverdiente Züchtigung erſpart blieb, die mir meine verſtorbene Mutter angedeihen laſſen wollte.“ — [5] Sophie Antonie, vermählt (1749) mit Ernſt Friedrich von Sachſen-Koburg-Saalfeld.

mählt; Prinzeſſin Charlotte, die als Äbtiſſin von Gandersheim ſtarb;[1] Prinzeſſin Thereſe, nach ihrer Schweſter Äbtiſſin desſelben Kloſters, und Prinzeſſin Juliane Marie, ſpäter Königin von Dänemark.[2] Von den Prinzen, ihren Brüdern, kannte ich Prinz Ludwig, der Vormund des Statthalters von Holland[3] geweſen iſt, Prinz Ferdinand, der ſich einen großen Namen gemacht hat als Befehlshaber der Armee der Verbündeten, Prinz Albert und Prinz Franz,[4] die beide im Kriege geblieben ſind. Ich war mit den jüngſten von ihnen ſozuſagen zuſammen erzogen worden, die älteren habe ich gekannt, als ich noch Kind und ſie ſchon erwachſen waren.

In Braunſchweig habe ich auch die berühmte Großmutter[5] des Herzogs Karl kennen gelernt, die ſoviel Fürſten zu Enkeln gehabt hat. Sie ſtammte aus dem Hauſe Öttingen und war noch im Alter von über ſiebzig Jahren eine ſehr ſchöne Frau. Von ihren drei Töchtern war eine[6] vermählt mit Kaiſer Karl VI., die zweite[7] mit dem Sohne Peters des Großen und die dritte[8] mit dem Herzog Albert von Braunſchweig; folglich waren Maria Thereſia, die römiſche Kaiſerin, Peter II., Kaiſer von Rußland, Königin Eliſabeth Chriſtine von Preußen und Königin Juliane Marie von Dänemark ihre Enkelkinder. Ihre Urenkel und Urenkelinnen werden Europa mit Monarchen verſorgen: die öſterrei-

[1] Das muß eine Verwechslung ſein. Denn von den beiden unvermählt gebliebenen Schweſtern des Herzogs Karl war allerdings die eine, Thereſe Natalie, ſeit 1766 Äbtiſſin von Gandersheim, aber die andere, Chriſtine Karoline Luiſe, ſtarb 1766 als Dechantin des Stiftes Quedlinburg.

[2] Als Gemahlin König Friedrichs V.

[3] Ludwig Ernſt war von 1759—1766 Vormund Wilhelms V.

[4] Gemeint ſind Prinz Albrecht, der 1745 bei Soor, und Prinz Friedrich Franz, der 1758 bei Hochkirch fiel.

[5] Chriſtine Luiſe, Tochter des Fürſten Albert Ernſt von Öttingen, Gemahlin des 1735 verſtorbenen Herzogs Ludwig Rudolf.

[6] Eliſabeth Chriſtine.

[7] Charlotte Chriſtine Sophie, vermählt mit dem Tzarewitſch Alexej Petrowitſch.

[8] Antoinette Amalie, vermählt mit Herzog Ferdinand Albrecht II. von Braunſchweig-Bevern.

chiſchen Prinzeſſinen einerſeits, die Prinzen andrerſeits und drittens der Prinz von Preußen.

Ich kannte auch die Linie Braunſchweig-Bevern. Es gab da eine Prinzeſſin Marianne,[1] meine vertraute Freundin, die ſehr ſchön zu werden verſprach. Meine Mutter hatte ſie ſehr lieb und weisſagte ihr Kronen. Sie iſt aber unverheiratet geſtorben. Eines Tages kam mit dem Fürſtbiſchof von Corvey[2] ein Mönch aus dem Hauſe Mengden[3] nach Braunſchweig, der ſich damit abgab, die Zukunft nach den Geſichtszügen vorherzuſagen. Er hörte, wie meine Mutter die Prinzeſſin lobte und was ſie ihr prophezeite; er ſagte ihr, er fände keine einzige Krone in den Geſichtszügen der Prinzeſſin, aber zum wenigſten drei über meiner Stirn. Die Ereigniſſe haben dieſe Prophezeihung beſtätigt![4]

Der Hof von Braunſchweig beſaß damals wahrhaft königs-

---

[1] Marie Anna, Tochter Ernſt Ferdinands von Braunſchweig-Bevern.

[2] Die reichsunmittelbare gefürſtete Benediktinerabtei Corvey wurde erſt 1783 (1794) Bistum. Abt war 1737—1758 Kaſpar v. Böſelager.

[3] Die Familie Mengden ſtammt aus Weſtfalen und teilte ſich im 15. Jahrhundert in die livländiſche und die weſtfäliſche Linie (letztere ſchreibt ſich meiſt ‚Mengede'). Dieſer weſtfäliſche Zweig iſt angeblich in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts erloſchen, und zwar mit dem Kammerpräſidenten in Corvey Siegmund Mengden. Es ſoll nach einer erhaltenen Nachricht in den 40er Jahren des 18. Jahrhunderts ein Mengden ‚Oberkellner ſpäter Abt' in Corvey geweſen ſein.

[4] „Im Jahre 1742 oder 43 war ich mit meiner Mutter in Braunſchweig bei der verwitweten Herzogin, bei der meine Mutter erzogen worden war; dieſe Herzogin, ſowie meine Mutter waren aus dem Hauſe Holſtein. Da war zufällig der katholiſche Biſchof von Corvey und einige von ſeinen Domherren; unter den Domherren war einer aus dem Hauſe Mengden. Der beſchäftigte ſich mit Wahrſagungen und Chiromantie. Meine Mutter befragte ihn über die Prinzeſſin Marianne von Bevern, mit der ich ſehr befreundet war, und die wir alle wegen ihrer Schönheit und ihres Weſens ſehr liebten, ob ihr mit ihren Vorzügen nicht eine Krone beſchieden ſein würde. Er wollte nichts über ſie ſagen, ſchließlich ſagte er zu meiner Mutter: ‚Auf dem Haupte Ihrer Tochter ſehe ich Kronen, wenigſtens drei'. Meine Mutter nahm das für einen Scherz, er ſagte ihr aber, ſie ſolle nicht etwa daran zweifeln, und führte ſie zum Fenſter. Sie hat mir ſpäter mit höchſter Verwunderung geſagt, er habe ihr Wunderdinge erzählt, worüber

lichen Glanz. Das machten die vielen prächtigen Gebäude mit ihrer Ausstattung, die höfische Lebensordnung, die vielen Menschen jeder Art, die dem Hofe angehörten, und die große Menge von Fremden, die beständig da waren, sowie die Pracht und Großartigkeit der ganzen Lebensführung. Bälle, Opernaufführungen, Gastmähler, Konzerte, Jagden, Spazierfahrten wechselten Tag für Tag ab. Das habe ich während aller dieser Jahre wenigstens drei oder vier Monate in Braunschweig gesehen, von meinem achten bis zu meinem fünfzehnten Lebensjahre. Der preußische Hof war nicht annähernd so genau geregelt und machte nicht denselben Eindruck von Großartigkeit, wie der des Herzogs von Braunschweig.

Auf der Reise von Stettin nach Braunschweig oder auf dem Rückwege nahm meine Mutter in der Regel in Zerbst oder Berlin Aufenthalt, besonders wenn mein Vater sich an einem dieser Orte befand. Ich erinnere mich, im Alter von acht Jahren mit meiner Mutter zum ersten Male bei der seligen Königin,[1] der Mutter König Friedrichs des Großen, gewesen zu sein; der König, ihr Gemahl, lebte damals noch. Ihre vier Kinder, der elfjährige Prinz Heinrich, der siebenjährige Prinz Ferdinand, Prinzessin Ulrike, später Königin von Schweden, und Prinzessin Amalie, beide in heiratsfähigem Alter,[2] waren bei ihr; der König war abwesend. Bei dieser Zusammenkunft entstand beim Spiel meine Freundschaft mit Prinz Heinrich von Preußen, wenigstens

---

sie ihm sogar zu sprechen verboten hätte; sie sagte mir schon hier, die Prophezeiungen Mengdens erfüllten sich, aber mehr konnte ich nicht von ihr erfahren. Auch der Gärtner Lambertus in Oranienbaum hat mir prophezeit, ich würde regieren und ein hohes Alter erreichen, über achtzig Jahre. — Er hatte lange vor der Thronbesteigung der Kaiserin Elisabeth auch ihr prophezeit, daß sie herrschen würde." (Aus einem 1858 abgedruckten kurzen Fragment eigenhändiger Aufzeichnungen Katharinas).

[1] Sophie Dorothea von Hannover, gest. 1757.

[2] Prinzessin Luise Ulrike, später Gemahlin König Adolf Friedrichs von Schweden, war (1737) 17, Prinzessin Amalie erst 14 Jahre alt. Diese blieb unvermählt und wurde Äbtissin von Quedlinburg.

wüßte ich keinen früheren Zeitpunkt zu nennen. Wir haben uns wiederholt dahin geeinigt, daß ihr Urſprung auf dieſe erſte Zuſammenkunft in der Kindheit zurückgeht.[1]

Meine Mutter wäre lieber ſtändig in Berlin, als ſonſt irgendwo geweſen. Mein Vater dachte anders, auch zogen ihn ſeine Pflichten bald nach Hauſe nach Zerbſt, bald nach Stettin, wo er Kommandant, ſpäter Gouverneur war. Im Hauſe meines Vaters lebte ein Mann, namens Bolhagen, der Untergouverneur meines Vaters geweſen, dann ſein Ratgeber und ſchließlich ſein vertrauter Freund geworden war. Mein Vater tat faſt nichts, ohne ihn wenigſtens zu befragen. Meine Mutter machte ſich weniger aus ihm, und weil er ſehr ſparſam war, und ſie alſo nicht immer gleicher Anſicht waren, fand ſie den alten Untergebenen oft allzu widerſpenſtig, und in erregten Aufwallungen warf ſie ihm auch manchmal vor, er habe keine Liebe für ſie. Ich weiß nicht, was daran war, ich war noch zu jung, um darüber zu urteilen, aber die Leute im Hauſe meinten, auf der einen Seite wäre es viel üble Laune, und auf der anderen ginge der Eifer auch manchmal zu weit. Ich weiß nur ſicher, daß dieſer Herr Bolhagen, der ſehr alt und ſchwach war, im Erdgeſchoß wohnte und von da jeden Abend um fünf Uhr nach dem dritten Stockwerk kam, wo wir wohnten, und daß er in meinem und meiner Brüder Zimmer wenigſtens anderthalb Stunden damit verbrachte, uns zu erzählen, was er auf ſeinen Reiſen geſehen hatte, und er verband das immer mit moraliſchen Betrachtungen. Er ſprach gut und beſaß Geiſt und widmete ſich ſehr eifrig unſerer Erziehung. In allem, was ich von ihm gehört habe, habe ich ihn nie anders als redlich gefunden.

Die erſte ehrgeizige Regung, die ich in mir gefühlt habe, hat Herr Bolhagen angefacht. Im Jahre 1736 las er in meinem Zimmer in der Zeitung den Bericht von der Hochzeit der Prinzeſſin Auguſte von Sachſen-Gotha, meiner Couſine im zweiten Grade, mit

[1] Prinz Heinrich hat zweimal, 1770—71 und 1776, an Katharinas Hofe geweilt und auch mit ihr im Briefwechſel geſtanden. Vgl. S. 37, Anm. 4.

dem Prinzen von Wales,[1] Sohne König Georgs II. von England. Er ſagte darüber zu Mademoiſelle Cardel: „Wiſſen Sie, dieſe Prinzeſſin iſt wirklich lange nicht ſo ſorgfältig erzogen worden wie unſere, und trotzdem iſt ſie nun beſtimmt, Königin von England zu werden![2] Wer weiß, was aus unſerer noch wird?“ Er fing dann an, mir Weisheit, alle chriſtlichen Tugenden und Sittenſtrenge zu predigen, damit ich würdig wäre, eine Krone zu tragen, wenn mir je eine beſchieden ſein ſollte. Dieſe Krone ging mir nun nicht mehr aus dem Kopf, und ſie hat mich ſeitdem viel beſchäftigt.

Ich weiß wirklich nicht recht, ob ich als Kind tatſächlich häßlich war, aber ich erinnere mich wohl, daß mir das oft geſagt worden iſt, und ich müſſe deshalb verſuchen, innere Vorzüge und Geiſt zu zeigen. Bis zum Alter von vierzehn oder fünfzehn Jahren war ich von meiner Häßlichkeit feſt überzeugt, deshalb habe ich mich tatſächlich mehr bemüht, innere Vorzüge zu erwerben und war weniger auf mein Äußeres bedacht. Ich habe ein Bild von mir geſehen, gemalt, als ich zehn Jahre alt war, und das iſt allerdings ſehr häßlich. Wenn es mir wirklich ähnlich war, ſo hat man mir nichts Falſches geſagt.[3]

Meine Mutter fuhr oft von Zerbſt nach Quedlinburg. Die Äbtiſſin der Abtei war ihre Tante,[4] und die ältere Schweſter meiner Mutter war hier Pröpſtin. Dieſe beiden holſteiniſchen Prinzeſſinnen, die unverheiratet bleiben und in ein und demſelben Hauſe leben mußten, zankten ſich beſtändig und ſahen ſich manchmal mehrere Jahre nicht. Meine Mutter hat oft verſucht, zwiſchen ihnen zu vermitteln, und mehrere Male iſt ihr das auch gelungen.

---

[1] Friedrich Ludwig, Prinz von Wales, heiratete Prinzeſſin Auguſta im April 1736.

[2] Es war ihr nicht beſchieden Königin zu werden, denn ihr Gemahl ſtarb bereits 1751, und ihr Sohn Georg III. folgte 1760 Georg II. auf dem Throne.

[3] Vgl. die Notiz über das Ausſehen der Prinzeſſin S. 51, Anm. 1.

[4] Herzogin Maria Eliſabeth von Holſtein.

R. Liscewska: Katharina als Kind, 1740

Die fürſtliche Pröpſtin Hedwig Sophie Auguſta war eine große Hundefreundin und liebte beſonders die ſogenannten Möpſe. Als Kind wunderte ich mich einmal, in ihrem Zimmer, das höchſtens vier Quadratklafter maß, ſechzehn Möpſe zu finden. Viele von den Kötern hatten Junge, die auch in dem Zimmer hauſten, wo ſich meine Tante gewöhnlich aufhielt: ſie ſchliefen hier, fraßen und machten ihre Schmutzereien. Ein Mädchen war angeſtellt, ſie zu putzen, und dieſe Aufgabe hielt ſie den ganzen Tag in Bewegung. Außerdem wohnte noch eine große Zahl von Papageien in demſelben Zimmer: von den Wohlgerüchen, die da herrſchten, kann man ſich eine Vorſtellung machen! Wenn die Prinzeſſin ausfuhr, hatte ſie immer wenigſtens einen Papagei und ein halbes Dutzend Hunde in ihrem Wagen; die letzteren begleiteten ſie ſogar zur Kirche. Nie habe ich jemand geſehen, der Tiere ſo liebte wie ſie; ſie war den Tag über völlig mit ihnen beſchäftigt und rührte ſich faſt nur für ſie. Daher war ſie auch recht beleibt geworden, was bei ihrer kleinen Figur ſehr häßlich wirkte und ſie noch mehr entſtellte. Die Prinzeſſin mochte vielleicht ihre Vorzüge haben, wenn ſie ſich nur etwas Mühe gegeben hätte. Sie ſchrieb deutſch und franzöſiſch die ſchönſte Handſchrift, die ich je bei einer Frau geſehen habe.

Ich hatte eine andere Tante, die Schweſter meines Vaters, der vollſtändige Gegenſatz zu der eben beſchriebenen. Sie war älter als fünfzig,[1] ſehr groß und ſo mager, daß ich mit elf Jahren eine ſtärkere Taille hatte als ſie, ſie war aber auch ſehr ſtolz auf ihre ſchlanke Figur. Um ſechs Uhr früh erhob ſie ſich, ſchnürte ſich ſorgfältig ſofort nach dem Aufſtehen und nahm die Schnürbruſt erſt ab, wenn ſie zu Bette ging. Sie pflegte zu behaupten, ſie wäre ſehr ſchön geweſen, aber ein Unfall, der ihr zugeſtoßen, habe ihre Schönheit beeinträchtigt. Als ſie zehn Jahre alt war, hatte ihr Puder-mantel Feuer gefangen, und dabei war der untere Teil des

[1] Prinzeſſin Sophie Chriſtiane von Zerbſt, Kanoniſſin zu Gandersheim, wurde 58 Jahre alt, als Prinzeſſin Sophie 11 war.

Geſichtes ſchwer verletzt worden, das Kinn und die untere Hälfte der Wangen waren zuſammengeſchrumpft, und die verſchrumpelte Haut ſah tatſächlich gräßlich aus. Sie war gut und freundlich, aber wenn ſie etwas wollte auch ſehr ſtarrköpfig. Sie hatte auf ſämtliche deutſche Prinzen, die ihr unter die Augen gekommen waren, ernſtliche Anſprüche erhoben, und es hatte für ſie nur an deren Bereitwilligkeit gefehlt, um ſich gut zu verheiraten. Sie ſtickte wundervoll und liebte Vögel ſehr. Aus gutem Herzen nahm ſie ſich hauptſächlich ſolcher an, denen irgendein Unglück zugeſtoßen war. Ich habe in ihrem Zimmer eine Droſſel geſehen, die nur einen Fuß hatte, eine Lerche mit einem loſen Flügel, einen einäugigen Stieglitz, eine Henne, der vom Hahn der halbe Kopf zerhackt war, einen Hahn, dem die Katze die Schwanzfedern ausgeriſſen hatte, eine einſeitig gelähmte Nachtigall, einen Papagei, der ſeine Füße nicht gebrauchen konnte und deswegen auf dem Bauche lag, und viele andere Vögel jeder Art, die in ihrem Zimmer herumliefen und -flogen. Ich war ein ſehr lebhaftes und auch recht mutwilliges Kind, und ich erinnere mich, daß ich dieſe Prinzeſſin einmal ſchwer gekränkt habe, was ſie mir auch nie verziehen hat. Ich war nämlich für wenige Augenblicke allein in ihrem Zimmer geblieben, und da kam ich auf den Gedanken, ein Fenſter zu öffnen. Natürlich flog die Hälfte der Menagerie davon! Ich ſchloß das Fenſter raſch und lief davon. Als dann meine Tante wieder in ihr Zimmer kam, fand ſie faſt nur noch ihre kleinen Krüppel vor. Sie konnte ſich denken, wie das gekommen war, und das Zimmer war mir in Zukunft verſchloſſen.

Meine Lebhaftigkeit war damals ſehr groß. Ich wurde immer früh zu Bett gebracht, und wenn die Frauen meiner Umgebung und Mademoiſelle Cardel dachten, ich ſchliefe, gingen ſie in ein anderes Zimmer, um da ihre ſchönen Geſpräche zu führen, bis ihnen die Sehnſucht nach ihren Betten kam. Ich ſtellte mich alſo ſchlafend, damit ſie gingen, und wenn ich allein war, ſetzte ich mich rittlings auf mein Kiſſen und galoppierte in meinem

Bett, bis mich die Kräfte verließen. Ich erinnere mich, manchmal derartigen Lärm in meinem Bett gemacht zu haben, daß die Frauen herbeiliefen, um zu sehen, was es gebe. Dann fanden sie mich ruhig liegend, und ich tat, als schliefe ich. Niemals hat man mich abgefaßt und niemals gewußt, daß ich in meinem Bett auf meinen Kissen Postreiten spielte.[1]

Sehr gern weilte ich in einem ländlichen Schloß meines Vaters in Anhalt, das zu seiner Apanage gehörte. Es hieß Dornburg und lag nicht nur schön, sondern war auch innen und außen so hübsch wie möglich hergerichtet. Wenn meine Schulstunden vorbei waren, ging Babet Cardel mit mir spazieren, aber ich machte mir noch in anderer Weise Bewegung, wovon Babet nichts wußte. Sie war den ganzen Tag mit mir zusammen und schlief auch in meinem Zimmer, das sie nur verließ, um ihre Notdurft zu verrichten; zu diesem Zweck mußte sie einen kleinen Korridor durchschreiten. Bis sie zurückkam, lief ich eine große vierteilige steinerne Treppe hinunter und herauf und nahm meinen Platz wieder ein. Babet kam immer später als ich und fand mich da, wo sie mich verlassen hatte. Sie war allerdings recht beleibt, aber doch flink und behende für ihren Umfang. Ich war flüchtig wie eine Feder.

[1] Über das Leben der Prinzessin Sophie in Stettin finden sich noch die folgenden Nachrichten in Briefen an Grimm. Aus St. Petersburg vom 20. Januar 1776: „... Sie glauben Monsieur Laurent war lutherisch, er war aber ein kalvinistischer Schulmeister, der die ‚Tischreden' von Luther nicht lesen konnte. Diese Tischreden waren das Entzücken einer alten Großtante meiner Mutter, und sie zitierte sie bei allen Gelegenheiten. Der „Schiefe Geist" nahm aber das alles ganz anders auf, als man ihm die Sache vorpredigte. Das geschah auch tagtäglich Mademoiselle Cardel und Herrn Wagner gegenüber. Man kann nicht immer wissen, was Kinder denken, Kinder sind schwer zu verstehen, besonders wenn die gute Erziehung sie an Gehorsam gewöhnt und ihre Erfahrung sie vorsichtig in den Gesprächen mit ihren Lehrern gemacht hat. Wollen Sie daraus, wenn es gefällig ist, die schöne Maxime ziehen, daß man Kinder nicht zu viel schelten soll, sondern man muß sie zutraulich machen, so daß sie uns ihre Dummheiten nicht verheimlichen. Allerdings ist es für die Schulmeister viel bequemer, ihren Herrschergeist zu entfalten, um so ihre Klasse zu regieren". — Aus St. Peters-

Im Jahre 1739, wenn ich mich recht erinnere, ſtarb Herzog Karl Friedrich von Schleswig-Holſtein.[1] Er war das Haupt des Hauſes meiner Mutter und durch ſeine Mutter[2] ein Neffe König Karls XII. von Schweden. Er hatte begründete Anſprüche auf die Krone von Schweden. Seine Gemahlin war die älteſte Tochter Peters des Großen,[3] die im Jahre 1728 einen Sohn[4] hinterließ, der berechtigt war, Anſprüche auf die ruſſiſche Kaiſerkrone zu erheben. Prinz Adolf Friedrich von Holſtein-Gottorp, der ältere Bruder meiner Mutter, damals Biſchof von Lübeck, war der natürliche Vormund dieſes Erben der Kronen der beiden großen nordiſchen Reiche. Deshalb wollte meine Mutter gerade in dieſem Jahre ihre Familie beſuchen. Aber bevor ich von der Reiſe berichte, will ich noch erwähnen, daß im Mai dieſes Jahres auch König Friedrich Wilhelm von Preußen ſtarb.[5] Ich glaube, niemals hat ein Volk mehr Freude bezeugt, als bei dieſer Todesnachricht das ſeine. Auf den Straßen umarmten und beglückwünſchten ſich die Vorübergehenden zum Tode des Königs, dem ſie allerhand Beinamen anhängten; kurz, er war gehaßt und verabſcheut von klein und groß. Er war ſtreng, roh, geizig und leidenſchaft-

burg vom 2. Februar 1778: „Übrigens, bei Gelegenheit ..... der Stadt, die meine Wiege geweſen iſt, ich habe mich da erinnert, daß Mademoiſelle Cardel oft, namentlich Sonntags, von Monſieur de Mauclerc, Prediger des Wortes Gottes an der Schloßkirche, beſucht wurde. Dieſer Monſieur de Mauclerc war der Schwiegerſohn des Hiſtorikers Rapin Thoiras, und ich glaube ſogar, er war der Herausgeber von deſſen Geſchichte Englands; der war alſo der Freund und Ratgeber von Mademoiſelle Cardel; der Sohn von Rapin Thoiras, Mauclercs Schwager, war Regierungsrat an demſelben Ort, und die lebten alle in enger Freundſchaft mit Mademoiſelle Carde und intereſſierten ſich ſehr für ihre Schülerin. Was Wagner angeht, der hatte nichts gemein mit dieſen Erzketzern, die ſeine Sprache nicht verſtanden; er konnte auch die ihre nicht."

[1] Herzog Karl Friedrich ſtarb am 18. Juni 1739.

[2] Hedwig Sophie, Schweſter Karls XII.

[3] Anna Petrowna.

[4] Prinz Karl Peter Ulrich (Kaiſer Peter III.).

[5] König Friedrich Wilhelm I. ſtarb erſt am 31. Mai 1740 (!).

lich; trotzdem beſaß er ſicherlich große Eigenſchaften als König, aber ich glaube, er hatte nichts Liebenswürdiges, weder in ſeinem öffentlichen noch in ſeinem privaten Leben.

Sein Sohn, der Kronprinz, der ihm nachfolgte und dem ſchon ſeine Zeitgenoſſen den Namen Friedrich der Große gaben, war geliebt und geachtet, und die Freude über ſeine Thronbeſteigung war groß.

Meine Mutter, die wußte, daß der Berliner Hof Trauerhofroben anlegen würde, hatte ſich eine ſolche anfertigen laſſen, eine andere für Fräulein v. Khayn, ihre Geſellſchaftsdame, und eine für mich. Sie wollte die Stettiner Damen veranlaſſen, dasſelbe zu tun, die wollten aber nicht, und das ſtiftete Zwietracht zwiſchen allen Damen der Stadt und meiner Mutter, die ihre Robe an einem oder zwei Sonntagen trug und dann nicht wieder anlegte. Einige Zeit ſpäter, als mein Vater im Namen des Königs von Preußen die Huldigung Pommerns entgegengenommen hatte, reiſte meine Mutter nach Berlin und wurde dort geſprächsweiſe nach der Geſchichte mit der Hofrobe gefragt. Sie leugnete die Tatſache; ich war dabei und wunderte mich ſehr darüber; es war das erſtemal, daß ich hörte, wie jemand eine Tatſache abſtritt. Ich dachte in meinem Innern: wie iſt es möglich, daß meine Mutter etwas vergeſſen hat, was ſich ſo kürzlich zugetragen hat? Ich war nahe daran, ſie zu erinnern; doch hielt ich mich zurück, und das iſt wohl mein Glück geweſen!

Im Anfang des Sommers ging meine Mutter nach Hamburg[1] zu ihrer Mutter Albertine Friedrike von Baden-Durlach, Witwe des Biſchofs von Lübeck, Chriſtian Auguſts von Holſtein-Gottorp. Hier war ein Teil ihrer Familie vereinigt, nämlich ihre Schweſter,

[1] Katharina an Frau v. Bielcke in Hamburg, vom 20. Januar 1767 aus St. Petersburg: „... Etwa am 10. Februar nach unſerem Stile reiſe ich nach Moskau ab ... Ich werde in vier Reiſetagen dahin gelangen. Meine Mutter pflegte allerdings ebenſolange zu brauchen, um von Stettin nach Hamburg zu kommen, aber hier gelten die Entfernungen nicht."

Prinzeſſin Anna, und ihre Brüder, die Prinzen Auguſt und Georg Ludwig, und ſie nahm mich mit. Niemals hatte ich ſo viel Freiheit und Ungebundenheit wie da. Ich tat, was ich wollte, ich lief vom Morgen bis zum Abend in allen Ecken des Hauſes herum und war überall willkommen. Mademoiſelle Babet hatte uns nicht begleitet, und genau genommen kümmerte ſich niemand um mich. Ich fand viel Gefallen an den Kammerfrauen meiner Großmutter und denen meiner Tante, nur meine eigene fürchtete ich. Das war wirklich eine mürriſche, unberechenbare und launiſche Perſon; ſie verſtand es vorzüglich, mich beim Friſieren an den Haaren zu ziehen, wenn ich am Abend zuvor nicht die Ehre gehabt hatte, ihr zu gefallen.

Nach kurzem Aufenthalt in Hamburg, wo es alle Tage neue Vergnügungen gab, reiſte meine Großmutter mit ihren Kindern nach Eutin, der Reſidenz des Fürſtbiſchofs von Lübeck, des Adminiſtrators von Holſtein. Der Fürſt hatte aus Kiel ſein Mündel, den damals elfjährigen Herzog Karl Peter Ulrich, dorthin mitgebracht. Hier ſah ich alſo den Herzog, der ſpäter mein Gemahl geworden iſt, zum erſtenmal! Er erſchien damals wohlerzogen und geweckt, doch war ſchon die Neigung für den Wein bemerkbar und Widerwillen gegen alles, was ihm irgendwie unbequem war.[1] Meiner Mutter trat er näher, aber mich konnte er nicht leiden; er war eiferſüchtig auf die Freiheit, die ich genoß, während er von Lehrern umringt war und jeder ſeiner Schritte geregelt und gezählt war. Ich kümmerte mich wenig um ihn, denn ich war zu ſehr beſchäftigt: zweimal am Tage zwiſchen den Mahlzeiten machte ich mit den Frauen meiner Großmutter Milchſuppe, die ich dann verzehrte. Bei Tiſch war ich ſehr beſcheiden bis zum Deſſert; Konfitüren und Früchte beſchloſſen dann meine Mahlzeit. Weil ich mich gut betrug, bemerkte man meine Lebensweiſe nicht einmal, und ich hütete mich, davon zu reden.

[1] Mit dieſer Schilderung der 70er Jahre vergleiche man, was Katharina in den 50er (Stück V; S. 269) und den 90er Jahren (Stück IV; Bd. 2, S. 6) über das erſte Zuſammentreffen mit ihrem ſpäteren Gemahl ſchrieb.

Von Eutin kehrten meine Großmutter und meine Mutter nach Hamburg zurück; meine Mutter reiſte dann nach Braunſchweig weiter und begab ſich von da über Zerbſt nach Berlin und Stettin. Der Tod des Königs hatte vieles am Berliner Hofe verändert; man dachte dort nur noch an das Vergnügen. Eine Menge Fremder kam von allen Seiten und der erſte Karneval da war ſehr glanzvoll.

Meine Mutter hatte in dem Jahre auf der Rückreiſe nach Stettin ein eigenartiges Abenteuer. Die Sache war im Dezember, gegen fünf Uhr nachmittags: es herrſchte ſo ſtarkes Schneetreiben, daß der Poſtillon den Weg verlor; er ſchlug deshalb meiner Mutter vor, abzuſpannen und mit den Pferden in irgendeinem nahen Dorf Führer zu ſuchen. Meine Mutter war einverſtanden, er ſpannte alſo ſeine Pferde aus und ließ uns zurück. In unſerem Reiſewagen war meine Mutter, dann ich, Fräulein Khayn und eine Kammerfrau; außerdem ließ meine Mutter noch zwei Lakaien einſteigen, weil ſie fürchtete, ſie könnten erfrieren. Endlich, bei Tagesanbruch, kam der Poſtillon mit Führern zurück, aber es koſtete endloſe Mühe, den Wagen aus dem Schnee zu befreien, in dem er wie begraben war. Der Winter 1740 war ſehr ſtreng, man verglich ihn mit dem von 1709, dem ſchlimmſten, den es ſeit Menſchengedenken gegeben hatte.

Während unſeres diesjährigen Aufenthaltes in Braunſchweig hatte ich ein eigenartiges Erlebnis. Ich ſchlief in demſelben ſehr kleinen Zimmer mit Fräulein v. Khayn, der Geſellſchaftsdame meiner Mutter. Mein Bett ſtand gegen die Wand, das ihre in geringer Entfernung von meinem, und nur ein ſchmaler Gang trennte unſere beiden Betten; ein anderer Gang blieb frei zwiſchen den Fenſtern und dem Bett von Fräulein v. Khayn. Auf einem Tiſche zwiſchen den Fenſtern ſtand eine Waſſerkanne, ein ſilbernes Becken und ein Nachtlicht. Die einzige Tür des Zimmers befand ſich am Fußende der Betten und ſie war geſchloſſen. Gegen Mitternacht wurde ich plötzlich dadurch wach,

daß ſich jemand neben mich in mein Bett legte; ich ſchlug die Augen auf und ſah, daß es Fräulein v. Khayn war. Ich fragte ſie, weshalb ſie in mein Bett wolle? Sie ſagte zu mir: „Um Gottes willen, laſſen Sie mich und ſchlafen Sie ruhig!“ Ich wollte wiſſen, was ſie veranlaßte, ihr Bett zu verlaſſen, um bei mir zu ſchlafen, denn ich ſah, daß ſie vor Schreck zitterte und faſt ſprachlos war. Als ich ſie drängte, ſagte ſie ſchließlich: „Sehen Sie denn nicht, was in dem Zimmer vorgeht und was da auf dem Tiſch iſt?“ und zog ſich die Decke über das Geſicht. Nun erhob ich mich im Bett auf die Knie und langte mit meinem Arm über ſie hinweg, um den Vorhang aufzuziehen und zu ſehen, was es gäbe. Aber ich hörte und ſah tatſächlich gar nichts: die Tür war geſchloſſen, Kerze, Becken und Silberkanne auf dem Tiſch. Ich ſagte ihr, was ich ſah, und ſie wurde etwas ruhiger; wenige Augenblicke danach erhob ſie ſich, um den Riegel an der Tür vorzuſchieben, die aber geſchloſſen war. Ich ſchlief wieder ein, und am nächſten Morgen ſah ſie elend und ganz verſtört aus. Ich wollte jetzt wiſſen weshalb, und was ſie in der Nacht zu ſehen geglaubt hatte; aber ſie antwortete nur, ſie könne das nicht ſagen. Ich wußte, daß ſie an Geſpenſter und Viſionen glaubte und daß ſie ſehr oft behauptete, Erſcheinungen zu haben. Sie pflegte zu ſagen, ſie ſei ein Sonntagskind und wer an einem anderen Wochentage geboren ſei, habe kein ſo gutes Geſicht wie ſie. Ich erzählte meiner Mutter von dem Erlebnis, die an Fräulein v. Khayns Erzählungen ſchon gewöhnt war. Manchmal aber hat ſie meine Mutter doch erſchreckt und in Unruhe verſetzt. Ich habe mich oft gewundert, daß mich dieſes Abenteuer nicht ſchreckhaft gemacht hat.

Im Oktober dieſes Jahres ſtarb die Kaiſerin Anna von Rußland und bald danach der römiſche Kaiſer Karl VI.[1] Der letztere Todesfall zog doch ernſtliche Erſchütterungen für einen Teil von Deutſchland nach ſich; aber er ſtörte nicht den Berliner Kar-

[1] Kaiſer Karl VI. ſtarb am 20. Oktober des Jahres 1740, Kaiſerin Anna erſt am 28. Oktober (dem 17. nach altem Stil).

neval, der mir jetzt sehr gefiel. Ich war damals elf Jahr alt und ziemlich groß für mein Alter.[1] Ich glaube, im Jahre 1741 verheiratete sich Prinz August Wilhelm von Preußen mit der Prinzessin Luise von Braunschweig-Lüneburg.[2] Ich habe an dieser Hochzeit teilgenommen, bei der auch der Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine beiden Brüder zugegen waren.[3] Der Herzog war ein Jahr älter als ich, seine Brüder waren noch kleine Jungen. Prinz Heinrich von Preußen zeichnete mich damals sehr aus, das heißt auf jedem Ball tanzten wir entweder ein Menuett oder eine Contredanse zusammen.[4] Da hörte ich eines Tages, daß die Herzogin Philippine Charlotte von Braunschweig, die Schwester des Prinzen, meiner Mutter etwas über

[1] Eine Dame ‚von Stande', welche die junge Prinzessin oft sah, schildert sie folgendermaßen: „Ihr Anstand war von Kindesbeinen an immer vorzüglich gut; sie war ungemein schön gewachsen und groß für ihre Jahre; ihre Gesichtsbildung war, ohne schön zu sein, sehr angenehm, was durch die besondere Anmut und Freundlichkeit, welche sie immer blicken ließ, noch erhöht wurde. Ihre Erziehung ward allein von der Mutter besorgt, welche sie sehr scharf hielt und ihr nicht die geringsten Äußerungen von Stolz, wozu sie wohl einige Neigung hatte, durchgehen ließ; vielmehr hielt sie sie in ihrer ersten Kindheit dazu an, den vornehmen Damen, die zu der Fürstin zu Besuche kamen, den Rock zu küssen!"

[2] Die Vermählung des Prinzen August Wilhelm mit der Prinzessin Luise Amalie fand am 6. Januar 1742 (!) statt. — [3] Ludwig Eugen und Friedrich Eugen.

[4] Am 7. Oktober 1766 schrieb Frau v. Bielcke aus Hamburg an die Kaiserin: „... Ich bitte Eure Majestät untertänigst um die Erlaubnis zu erzählen, daß ich die Ehre gehabt habe, vor etwa zwei Jahren den Prinzen Heinrich (von Preußen) zu sehen. Er hat geruht, mich zu besuchen und etwa zwei Stunden mit mir zu plaudern. Er sprach mir von Eurer Majestät mit einer so lebhaften Bewunderung, mit so viel Interesse, daß ich nicht umhin konnte zu denken, wenn er das Glück gehabt hätte, mit der scharmanten Prinzessin Sophie vereint zu sein, wäre er nicht der schrecklichen Dinge schuldig gewesen, die heute seinen Ruhm verdunkeln; aber Pope meint ja, alles was ist, ist gut!" — Darauf antwortet Katharina am 9. November 1766: „... Die Unterhaltung, welche Sie, wie Sie berichten, mit Prinz Heinrich gehabt haben, und das Interesse, das er für seine alte Bekannte hat, machen mir natürlich Vergnügen. Es ist nicht das erstemal, daß ich davon habe sprechen hören, aber ich finde, ebenso wie Pope, daß viele Dinge, die sind, gut sind; ich bedauere also nicht, daß die Kontertänze keine Folgen gehabt haben."

das Intereſſe ihres Bruders für mich zuflüſterte; erſt dadurch begann ich zu merken, daß mir Aufmerkſamkeiten erwieſen wurden. In meiner Unſchuld hatte ich gar nicht darauf geachtet. Außerdem glaubte ich nicht von mir, ich könne gefallen und verwandte wenig Sorgfalt auf meine Kleidung, denn man hatte mir einen Abſcheu gegen jede Koketterie eingeflößt. Ich wußte nicht einmal, was das war und kannte nur das Wort.

Zu Anfang des Jahres 1742 erlitt mein Vater in Stettin einen Schlaganfall auf der linken Seite. Zu dieſer Zeit brach der Erſte Schleſiſche Krieg aus, und ich erinnere mich, daß er noch zu Bett lag, als eine große Zahl öſterreichiſcher Offiziere nach Stettin gebracht wurden, die um die Mitte des Winters in Glogau in Schleſien von den Truppen des Königs von Preußen zu Gefangenen gemacht worden waren. Als es ihm beſſer ging, bekam er Befehl, Stettin zu verlaſſen und mit ſeinem Regiment ein Beobachtungslager bei Brandenburg zu beziehen. Meine Mutter begleitete ihn bis in das Lager und ging dann nach Dornburg. Dort ſpielte ich Schreiblehrerin meiner Brüder; ich ſchrieb damals eine recht hübſche Hand.

Seit dem Tage, da ich damals Stettin verließ, habe ich meinen Geburtsort nicht wieder geſehen.[1] Aber bevor ich ihn verlaſſe, muß ich noch die folgende Geſchichte berichten. Ich wohnte im dritten Stockwerk des Schloſſes im linken Flügel,

[1] Noch aus Stettin ſchrieb Prinzeſſin Sophie am 20. März 1742 an Gräfin Ulrika v. Mellin: „Ich werde nicht verfehlen Ihnen mein Porträt zu ſchicken, weil Sie mir die Ehre antun, mich darum zu bitten, und ich bitte Sie, Madame, es als ein Zeichen meiner Freundſchaft anzunehmen, und bitte Sie gleichzeitig, mir auch die Ihre zu bewahren. Ich empfehle mich Ihrem werten Gedenken und bin, Madame, Ihre getreue Freundin und Dienerin Sophie Auguſte Friederike." — 47 Jahre ſpäter ließ die Gräfin die Kaiſerin Katharina an dieſes Verſprechen erinnern und erhielt mit einem Miniaturporträt einen Brief vom 31. März 1789: „... es iſt wahr, daß die vielfachen Abhaltungen, die ich ſeitdem gehabt habe, mich dieſe Verpflichtung aus den Augen verlieren ließen. Es verhält ſich aber nicht ebenſo mit der Erinnerung an Sie: dieſe iſt nie aus meiner Seele geſchwunden, und ich habe mich oft an die angenehmen Augenblicke erinnert, die ich in Ihrer Geſellſchaft verlebt habe."

wenn man in den Hof tritt; mein Zimmer lag gerade neben der Kirche, an einer steinernen Geheimtreppe.[1] Sehr oft hörte man abends und nachts in der Kirche die Orgel spielen, ohne daß man wußte, wie das kam; es wurden sogar Nachforschungen angestellt, um es zu erfahren. Die Sache setzte alle Bewohner des Schlosses sehr in Schrecken; ich für meinen Teil glaube, es waren die Bedienten meines Vaters, unter denen es wohl Leute gab, die zu solchen Scherzen fähig waren.

Während des Sommers reiste meine Mutter wieder ins Lager, wo ich den alten Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau sah, der das Lager befehligte, auch die Fürstin, seine Gemahlin, eine Apothekerstochter,[2] und seine beiden Töchter, Prinzessin Wilhelmine und Prinzessin Henriette.

Meine Mutter wurde in diesem Jahre schwanger. Meine Großmutter mit ihrer Tochter, Prinzessin Anna von Holstein, besuchte sie in Dornburg, das nur zwei Meilen von Zerbst entfernt ist. Dort hielt sich zufällig bei dem regierenden Fürsten von Anhalt-Zerbst Prinz Wilhelm von Sachsen-Gotha, der Neffe des regierenden Herzogs, auf. Der Prinz, der hinkte, saß in der Kirche immer neben mir. Sei es nun, daß mein Gesang, der aber niemals jemand entzückt hat, ihm gefallen hatte, oder daß die Sache anders lag: jedenfalls wurde behauptet, er wollte mich heiraten, mein Vater hätte ihn aber abgewiesen; darauf habe er meinem Vater vorgeschlagen, ihm die Hand meiner sechsunddreißigjährigen Tante, Prinzessin Anna von Holstein, zu geben. Mein Vater wies ihn an meine Großmutter und meine Tante. Die Heirat kam zustande; die Verlobung wurde in Zerbst geschlossen.

Wenige Wochen später starb mein ältester Bruder im Alter von zwölf Jahren.[3] Meine Mutter war untröstlich, und es war

---

[1] Katharina an Grimm vom 29. Juni 1779: „Ich habe gewohnt und bin erzogen worden in dem Flügel des Schlosses, wenn man von dem großen Schloßhof nach links eintritt, wo ich drei gewölbte Zimmer neben der Kirche bewohnte, welche die Ecke bildete; der Glockenturm stieß an mein Schlafzimmer." Vgl. S. 25 Anm. 1. — [2] Anne Luise, geb. Föse. — [3] Am 27. August 1742.

die Gegenwart der ganzen Familie nötig, um ihr dieſen Schmerz tragen zu helfen. Meine Großmutter reiſte dann wieder ab und meine Mutter ging nach Berlin, wo ſie einer Tochter[1] das Leben ſchenkte, die im Jahre 1745 geſtorben iſt. Während ſie noch in den Wochen lag empfing mein Vater die Nachricht, daß ſein rechter Vetter, der regierende Fürſt Johann Auguſt von Anhalt-Zerbſt,[2] im Sterben liege. Er begab ſich zu ihm und nach ſeinem Tode ergriff er in ſeinem eigenen und im Namen ſeines älteren Bruders, des Fürſten Johann Ludwig, der in Jever lebte, Beſitz von dem Fürſtentum Anhalt-Zerbſt. Für das Haus Anhalt galt nicht das Recht der Primogenitur; alle Prinzen eines Zweiges von Anhalt haben ein Recht auf Teilung, und ſie haben ſo oft geteilt, daß faſt nichts mehr zu teilen übrigbleibt. Aus dieſem Grunde erkennen die jüngeren Söhne im Intereſſe des Hauſes allgemein den Älteſten als Regierenden an und begnügen ſich mit einer Apanage. Weil aber mein Vater Kinder hatte und ſein älterer Bruder unverheiratet war, regierten ſie gemeinſam.

Als meine Mutter wiederhergeſtellt war, folgte ſie meinem Vater, um ſich in Zerbſt einzurichten. Es lebten alſo in einem Hauſe Fürſt Johann Ludwig, mein Vater, meine Mutter, meine Tante (die Schweſter meines Vaters), die Witwe des Fürſten Johann Auguſt aus dem Hauſe Württemberg-Weiltingen,[3] mein Bruder Friedrich Auguſt, der ſich ſo viel eigenartige Heldentaten in der Welt geleiſtet hat, ich, und meine eben erſt geborene Schweſter Eliſabeth.

Es wurde behauptet, die Eintracht in der Familie wäre nicht immer ſehr groß. Namentlich meine Tante wurde beſchuldigt, manchmal Zwietracht zwiſchen den beiden Brüdern zu ſäen, die doch den beſten Willen hatten, im Frieden miteinander zu leben und alle dazu nötigen Eigenſchaften beſaßen. Aber gleich wie dem ſei, äußerlich war davon nichts zu bemerken.

[1] Eliſabeth, geb. zu Berlin am 17. Dezember 1742. — [2] Geſt. am 7. November 1742.
[3] Hedwig Friederike, Tochter Herzog Friedrich Ferdinands von Württemberg-Weiltingen.

Im Jahre 1743 erhielt meine Mutter in Dornburg die Nachricht, daß ihr Bruder, Prinz Adolf Friedrich, zum Kronprinzen von Schweden erwählt war, an Stelle seines Mündels, des Herzogs Karl Peter Ulrich. Dieser hatte auf die Krone von Schweden verzichtet, hatte den griechischen Glauben angenommen, den Namen Peter erhalten und war mit dem Titel Großfürst zum Erben des Allrussischen Reiches und Nachfolger der Kaiserin Elisabeth ernannt worden. Diese beiden Nachrichten verursachten große Freude im Hause meiner Eltern aus mehr als einem Grunde. Vorher hatte man im Spaß manchmal darüber gestritten, wem man mich zur Frau geben würde, und wenn der Name des jungen Herzogs von Holstein genannt wurde, sagte meine Mutter: „Nicht dem; der braucht eine Frau, die durch das Ansehen oder die Macht ihrer Familie seine Rechte und Ansprüche unterstützen kann, und deshalb paßt meine Tochter nicht für ihn.“ Und um die Wahrheit zu sagen, man einigte sich einstweilen noch auf keine Partie, es gab immer ein Wenn und ein Aber. In der Tat drängte ja auch nichts, denn ich war doch noch sehr jung. Nach diesen unerwarteten Veränderungen aber hieß es nicht mehr, ich passe nicht für den russischen Großfürsten; man schwieg und lächelte. Das setzte mir etwas in den Kopf, und in meinem Innersten bestimmte ich mich für ihn, und zwar deshalb, weil von allen vorgeschlagenen Partien diese die glänzendste war.

Meine Eltern, sowie mein Onkel und meine Tante, die Geschwister meines Vaters, machten in diesem Jahre eine Reise durch die Herrschaft Jever, die dem Hause Zerbst gehört[1] und auf welche die Töchter Erbansprüche haben. Mein Bruder und ich reisten mit. Der letzte Fürst von Ostfriesland,[2] der mit einer Prinzessin von Brandenburg-Bayreuth[3] verheiratet war, kam aus seiner Residenz Aurich nach Jever, um uns zu besuchen, desgleichen die Gräfin von Bentinck, Tochter des Grafen von Alten-

[1] Seit 1667. Jever kam 1793 an Katharina II.

[2] Karl Edzard, der Letzte des Hauses Greetsyl. — [3] Sophie Wilhelmine.

burg, eines unehelichen Sohnes des letzten Grafen von Oldenburg.[1] Dieſe Dame hat in der Welt viel Aufſehen gemacht; ich glaube, wenn ſie ein Mann geweſen wäre, hätte ſie ſich wohl ausgezeichnet, aber als Frau ſtand ſie ein wenig zu ſehr über dem, was die Welt ſagt. Sie hatte eine Figur wie ein Mannweib, war häßlich, beſaß aber Geiſt und Bildung.

Mein Vater ging mit der ganzen Familie nach Aurich zum Fürſten von Oſtfriesland; deſſen Schloß war ſchön und ſein Hofſtaat recht zahlreich. Die Fürſtin, die keine Kinder hatte, widmete ſich mit Sorgfalt der Erziehung einer kleinen Komteſſe Solms, die elf Jahre alt ſein mochte und ſchon engelſchön war.

Nach kurzem Aufenthalt in Jever, wo ich in einer Art Turm wohnte, den eine Gräfin Marie[2] innegehabt hatte, welche die Herrin des ganzen umliegenden Landes geweſen war, aber nur ein einziges Zimmer hatte, reiſten wir nach Varel zur Mutter der Gräfin von Bentinck, der Witwe des Grafen von Altenburg,[3] die aus dem Hauſe Heſſen-Homburg ſtammte. Frau von Bentinck kam uns zu Pferde entgegen. Ich hatte niemals Frauen reiten ſehen; und war entzückt darüber. Sie ritt wie ein Stallmeiſter. In Varel angelangt, machte ich Freundſchaft mit ihr; das mißfiel aber meiner Mutter und noch mehr meinem Vater. Wir hatten allerdings recht eigenartig angefangen. Frau von Bentinck hatte ſich kaum umgekleidet, als ſie nach oben ging. Ich war bei ihrer Toilette zugegen geweſen und verließ ſie nicht; ſie legte ſich gar keinen Zwang an, zeigte ſich einen Augenblick im Zimmer ihrer Mutter, wo auch die meine war, und ſofort fingen wir an im Vorzimmer einen Steiermärker zu tanzen. Das lockte alles an die Tür, uns zuzuſchauen, und ich bekam böſe Schelte für dieſes Benehmen. Trotzdem ging ich am nächſten Tage unter dem Vorwande eines Beſuchs wieder in Frau von Ben-

[1] Gräfin Charlotte Sophie war nicht die Tochter, ſondern die Enkelin des Grafen Anton von Aldenburg, eines legitimierten Sohnes des Grafen Anton Günther von Oldenburg. — [2] Nicht eine Gräfin, ſondern das „Frvichen" (Fräulein) Marie von Jever. — [3] Graf Anton Poſtumus von Aldenburg, geſt. 1788.

tincks Zimmer, die ich entzückend fand. Und wie ſollte ſie mir auch anders erſcheinen? Ich zählte vierzehn Jahre, ſie ritt, tanzte, wenn ſie in der Stimmung war, ſang, lachte, ſprang wie ein Kind, obgleich ſie damals gut dreißig Jahre war.[1] Von ihrem Manne lebte ſie ſchon getrennt. Ich ſah in ihrem Zimmer ein bildſchönes dreijähriges Kind und fragte, wer es ſei. Sie erklärte lachend, es wäre der Bruder eines Fräulein Donop, das bei ihr lebte; aber ihren anderen Bekannten ſagte ſie ohne Umſtände, das Kind gehöre ihr ſelbſt und ſie habe es von ihrem Läufer.[2] Sie ſetzte dem Kinde manchmal ihren Hut auf und ſagte: „Seht, wie es mir ähnlich iſt!“ Ich habe das auch mit angeſehen, aber weil ich mir nichts Böſes dabei dachte, drang ich in ſie, das Kind mit ihrer Haube zu ihrer Mutter heraufzuſchicken. Sie erwiderte: „Meine Mutter liebt das Kind nicht“, aber ich drang weiter in ſie, und ſie ließ es mit heraufſtragen, als wir ſelbſt gingen. Als die alte Dame das Kind von weitem ſah, machte ſie ein Zeichen, es fortzubringen.

In einem der Gemächer war ein Porträt des Grafen Bentinck, der ein ſehr ſchöner Mann geweſen ſein mußte. Die Gräfin ſah es an und ſagte: „Wenn er nicht mein Gemahl geweſen wäre, hätte ich ihn wahnſinnig geliebt!“

Nach dem Diner kehrte ich in das Zimmer der Gräfin zurück, die mir verſprochen hatte, mich am Nachmittag reiten zu laſſen. Die Schwierigkeit war nur, die Erlaubnis von meinem Vater zu bekommen, ohne die ich es nicht gewagt hätte. Die Gräfin übernahm die Verhandlungen und erlangte die Erlaubnis durch ihre Aufdringlichkeit. So ſetzte ſie mich auf das Pferd und ich machte mehrere Runden im Schloßhof. Von dem Tage an wurde dieſe Leibesübung meine Hauptleidenſchaft für ſehr lange Zeit; wenn ich meine Pferde ſah, ließ ich alles für ſie im Stiche.

Meine Eltern verließen Varel bald wieder und kehrten nach Jever zurück; ich glaube, das geſchah zum Teil, um mich den

[1] Sie war 28 Jahre alt. — [2] Tatſächlich galt der ſächſiſch-meiningiſche Hofmarſchall v. Donop als ein natürlicher Sohn der Gräfin.

Klauen dieſer Frau zu entreißen: ſie wirkte zu anregend auf meine natürliche Lebhaftigkeit, die ſich ohnehin ſchon genügend weiter entwickelte und notwendigerweiſe gezügelt werden mußte, denn im Alter von vierzehn Jahren iſt man für vorſichtige oder weiſe Überlegungen nicht ſehr empfänglich.

Von Jever kehrten mein Vater, ſein Bruder der Fürſt, ſeine Schweſter und mein Bruder nach Hauſe zurück. Meine Mutter ging nach Hamburg[1] und ich begleitete ſie dorthin zu meiner Großmutter; bei ihr befand ſich ihr Sohn, der Fürſtbiſchof von Lübeck, ſowie deſſen Brüder, die Prinzen Auguſt und Georg Ludwig, und Schweſter, Prinzeſſin Anna, mit ihrem Gemahl, Prinz Wilhelm von Sachſen-Gotha. Man erwartete hier die feierliche Geſandtſchaft der ſchwediſchen Stände, die den zum Thronfolger von Schweden gewählten Fürſtbiſchof abholen ſollte (richtiger geſagt, die Bedingungen des zwiſchen Schweden und Rußland geſchloſſenen Friedens ernannten ihn zum Thronfolger von Schweden). Die Geſandten kamen ſofort nach uns an, mit zahlreichem Gefolge. Es waren die Senatoren Loewen und Wrangel; ihr Geſandtſchaftsſekretär war der Graf Borck; von den Schweden, die ſie begleiteten, erinnere ich mich nur an die Grafen Verſen, Ungern-Sternberg, Gyllenborg und Horn, und an Baron Ribbing. Der Thronfolger reiſte mit ihnen ab, nachdem er Abſchied von ſeiner Familie genommen hatte, die er nicht mehr wiedergeſehen hat.

Damals war Baron Korff in Hamburg, ein Kurländer in

[1] Zwei Hamburger Erinnerungen Katharinas. Am 10. Juni 1765 an Frau v. Bielcke in Hamburg: „... ich war ſehr leichtfertig zu der Zeit, da Sie mich gekannt haben, jetzt vor 22 Jahren, ich erinnere mich aber mit großem Vergnügen an meine alten Bekannten"; Frau v. Bielcke antwortet darauf am 30. Juli (9. Auguſt): „..... ſchon vor 22 Jahren war in der reizenden, Ihren damaligen Jahren angemeſſenen Fröhlichkeit, in Ihrem lebhaften und liebenswürdigen Geiſte der Keim zu erkennen von all den Talenten und Eigenſchaften, die jetzt Europas Bewunderung erregen." — Am 26. Auguſt 1766 an dieſelbe: „... ich habe die Gräfin Wachtmeiſter noch nicht geſehen, die mich vor 22 Jahren in Hamburg zu ſchelten pflegte, wenn ich mir die Haare nicht kräuſelte."

ruſſiſchen Dienſten; er hatte eine Gräfin Skawronskij geheiratet. Meine Großmutter ließ mich von dem berühmten Denner malen[1] und General Korff ließ ſich von dem Bilde eine Kopie machen, die er mitnahm nach Rußland. Ein Jahr zuvor hatte Graf Sievers, damals Kammerjunker der Kaiſerin Eliſabeth, dem König von Preußen das Band des St. Andreas-Ordens nach Berlin gebracht; er hatte es eines Morgens, bevor er es dem König überreichte, meiner Mutter gezeigt, die gerade da war, und hatte mich zu ſehen verlangt. Meine Mutter ließ mich kommen, halb friſiert, wie ich war. Offenbar mußte meine Häßlichkeit geringer geworden ſein, denn die Herren Sievers und Korff ſchienen mit meinem Ausſehen ganz zufrieden zu ſein. Beide nahmen mein Porträt mit, und man flüſterte ſich ins Ohr, das geſchehe auf Befehl der Kaiſerin. Das mißfiel mir nicht, aber beinahe hätte ein Zwiſchenfall alle ehrgeizigen Pläne ſtark ins Schwanken gebracht.

Mein Onkel, Prinz Georg Ludwig, der vor zwei oder drei Jahren aus ſächſiſchen in königlich preußiſche Dienſte übergetreten war, kam, ſo oft er irgend konnte, in das Haus meiner Mutter. Sie war über die ſehr häufigen Beſuche entzückt und pflegte anerkennend zu ſagen, niemand von ihren Geſchwiſtern bewieſe ihr mehr freundſchaftliche Geſinnung. Wenn meine Mutter ausging, oder wenn ſie Beſuch hatte oder ſchrieb, was ſie ſehr oft tat, ſo kam er in mein Zimmer. Er war zehn Jahre älter als ich und von ſehr heiterem Temperament, wie ich auch. Ich dachte mir nichts Böſes dabei und hatte ihn ſehr gern; er erwies mir ungezählte Freundlichkeiten. Babet Cardel war die erſte, die gegen die häufigen Beſuche meines Onkels Einſpruch erhob. Als wir in Berlin waren, fand ſie, er hielte mich von meinen Studien ab. Allerdings kam er kaum aus

[1] Balthaſar Denner hatte bereits viele Mitglieder der Herzogsfamilie von Holſtein porträtiert. — Stählin bemerkt in ſeinen Memoiren: „(1743) Ankunft des Prinzen Auguſt aus Holſtein. S. Durchlaucht brachte für Ihre Majeſtät ein Porträt der Prinzeſſin von Zerbſt mit, gemalt in Berlin von dem Maler Pesne."

meinem Zimmer. Er reiſte aber dann bald ab, und ſo hatte die Sache damit ihr Bewenden.

Als wir alle in Hamburg verſammelt waren, wo Babet fehlte, die bei meiner Schweſter geblieben war, wurden die Beſuche meines Onkels immer häufiger. Ich hielt das für gute Freundſchaft, und wir waren faſt unzertrennlich. Von Hamburg reiſten wir nach Braunſchweig, und unterwegs ſagte mein Onkel zu mir: „Ich werde da in einer ſchwierigen Lage ſein; ich werde kaum ſo frei mit Ihnen ſprechen können, wie ich es gewohnt bin.“ Ich entgegnete ihm: „Und warum denn?“ „Deshalb“, ſagte er, „weil das zu Klatſchereien führen würde, die wir vermeiden müſſen.“ Ich ſagte darauf nochmals: „Aber weshalb denn?“ Er wollte mir nicht antworten und änderte tatſächlich in Braunſchweig ſehr merklich ſein Benehmen: er ſah mich ſeltener und ſprach weniger mit mir. Er wurde nachdenklich, zerſtreut, nahm mich aber dafür gern abends im Zimmer meiner Mutter beiſeite in eine Fenſterniſche und beklagte ſich über ſein Geſchick und den Zwang, unter dem er litte. Eines Tages entſchlüpfte ihm, ſein größter Kummer wäre, mein Onkel zu ſein. Bis dahin hatte ich ihn in vollſter Unſchuld immer getröſtet, ſo gut ich konnte, ohne den Grund ſeiner Kümmerniſſe zu kennen, und war höchlichſt erſtaunt über dieſe Reden. Ich fragte ihn alſo, was ich getan hätte, ob ich ihn etwa gegen mich erzürnt hätte? Er antwortete mir: „Nicht im entfernteſten, aber die Sache iſt die, daß ich Sie zu lieb habe.“ Ich dankte ihm aufrichtig für ſeine Freundſchaft, aber er wurde jetzt böſe und ſagte ſchroff: „Sie ſind ein Kind, mit dem man überhaupt nicht reden kann.“ Ich wollte mich entſchuldigen und bat ihn, mir den Grund ſeines Kummers zu nennen, von dem ich nichts verſtand, und drang ſehr in ihn. „Nun ſchön“, ſagte er, „würden Sie genug Freundſchaft für mich beſitzen, um mich auf meine Weiſe zu tröſten?“ Ich verſicherte ihn deſſen und daß er nicht daran zweifeln dürfe. „Dann verſprechen Sie mir alſo, mich zu heiraten.“ Das traf mich wie ein Blitzſchlag aus heiterem Himmel; an dergleichen dachte

ich ganz und gar nicht. Meine Freundschaft war rein, und ich liebte ihn als den Bruder meiner Mutter, an den ich gewöhnt war und der mir viele Freundlichkeiten erwiesen hatte. Die Liebe kannte ich gar nicht und hätte sie nie bei ihm vermutet. Er sah, daß ich verblüfft war, und schwieg; ich aber sagte: „Sie scherzen, Sie sind mein Onkel; meine Eltern werden es nicht wünschen." „Und Sie ebenfalls nicht", antwortete er. Meine Mutter rief mich, und für diesen Abend hatte die Sache ihr Bewenden.

Er wandte aber seine Augen nicht mehr von mir, und sein Eifer wurde größer als je; dagegen fühlte ich mich jetzt gezwungener als früher mit ihm. Bei der ersten passenden Gelegenheit nahm er die Unterhaltung wieder auf und sprach mir von seiner leidenschaftlichen Liebe für mich ohne jede Zurückhaltung. Er sah damals sehr gut aus, und er hatte schöne Augen. Er kannte meine Gemütsart, ich war an ihn gewöhnt; so kam es, daß er mir gefiel, und ich wich ihm nicht aus. Er brachte es dahin, daß ich einwilligte, ihn zu heiraten, sofern meine Eltern uns kein Hindernis in den Weg legten. Später bin ich zu der Einsicht gekommen, daß meine Mutter das alles wußte. Es war unmöglich, daß sie seine Annäherungen nicht bemerkte, und wenn sie nicht mit ihm einverstanden gewesen wäre, hätte sie sicherlich seine häufigen Besuche nicht geduldet. Diese Erwägungen habe ich viele Jahre später angestellt; damals kamen sie mir nicht in den Sinn.

Nach meiner Einwilligung gab sich mein Onkel der ganzen Kraft seiner Leidenschaft hin, die gewaltig war: er lauerte auf die Augenblicke, mich zu küssen, er wußte sie herbeizuführen, aber bis auf ein paar zärtliche Umarmungen ging alles höchst unschuldig zu. Inzwischen blieb er nachdenklich und zerstreut; oft saß er in meiner Nähe, ohne ein Wort zu sprechen; ich versuchte ihn aufzuwecken, aber er seufzte und stöhnte nur. Ich verstand nichts von diesem Benehmen. Er war ein schüchterner Liebhaber, ganz in sich selbst verschlossen; er trank und aß nicht,

verlor den Schlaf und vor allem ſeine natürliche Heiterkeit. Ich wußte nicht mehr, was ich mit ihm machen ſollte. Bevor er Braunſchweig verließ, mußte ich ihm verſprechen, ihn nicht zu vergeſſen. Nicht vertragen konnte er es, wenn man den Namen des Prinzen Heinrich von Preußen ausſprach, weil er glaubte, dieſer hätte eine Neigung für mich. Ich habe übrigens niemals recht gewußt, was daran war.

Mein Onkel reiſte von Braunſchweig ab, und wir wandten uns nach Zerbſt. In dieſem Winter wollte meine Mutter nicht nach Berlin gehen.

Am 1. Januar 1744 ſaßen wir bei Tiſch, als meinem Vater ein großes Paket Briefe überbracht wurde. Er riß den erſten Umſchlag auf und gab meiner Mutter einige für ſie beſtimmte Sachen. Ich ſaß neben ihr und erkannte die Handſchrift des Oberhofmarſchalls des Herzogs von Holſtein, jetzigen ruſſiſchen Großfürſten. Das war ein ſchwediſcher Edelmann namens Brümmer.[1] Meine Mutter hatte ihm ſeit 1739 einige Male

[1] In dieſem Briefe Brümmers (aus St. Petersburg vom 17. Dezember 1743 n. St.) heißt es: „. . . Auf ausdrücklichen und beſonderen Befehl Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät habe ich Ihnen mitzuteilen, Madame, daß die erhabene Kaiſerin wünſcht, daß Eure Durchlaucht, begleitet von der Prinzeſſin, Dero älteſten Tochter, ſich ſo bald wie möglich und ohne Zeitverluſt in unſer Land begibt an den Ort, an dem der Kaiſerliche Hof ſich dann befinden wird. Eure Durchlaucht ſind zu klug, um nicht den wahren Sinn der großen Ungeduld zu verſtehen, die Seine Majeſtät empfinden kann, Sie bald hier zu ſehen, ebenſo wie die Prinzeſſin, Dero Tochter, von welcher der Ruf uns viel Schönes hat wiſſen laſſen. Es gibt Fälle, in denen die Stimme der Welt tatſächlich nichts anderes iſt als die Stimme Gottes. Gleichzeitig hat unſere unvergleichliche Monarchin mir ausdrücklichſt aufgetragen, Eure Durchlaucht zu benachrichtigen, daß Seine Durchlaucht der Fürſt, Dero Gemahl, auf keinen Fall an der Reiſe teilnehmen ſoll: Ihre Majeſtät hat ſehr gewichtige Gründe, es ſo zu wünſchen.“ — Am 21. Dezember n. St. ſchrieb Brümmer einen zweiten Brief, in dem es heißt: „. . .Ich nehme mir alſo die Freiheit, Eure Durchlaucht ganz untertänigſt zu bitten, Ihre Reiſe eiligſt in die Wege zu leiten, ohne Zeit zu verlieren. Sie wiſſen, Madame, daß man das Eiſen ſchmieden muß, ſolange es heiß iſt, und daß es glückliche Augenblicke gibt, die man nicht vorübergehen laſſen darf, ohne Gefahr, ſie für immer zu verpaſſen!“

geſchrieben, und er hatte ihr geantwortet. Sie öffnete den Brief, und ich ſah die Worte: „Mit der Prinzeſſin, Dero älteſten Tochter.“ Ich ließ mir das geſagt ſein, den Reſt erriet ich, und es ſtellte ſich heraus, daß ich richtig geahnt hatte. Meine Mutter wurde von ihm im Auftrage der Kaiſerin Eliſabeth eingeladen, nach Rußland zu kommen, unter dem Vorwand, Ihrer Majeſtät zu danken für alle Gnadenbeweiſe, die ſie der Familie meiner Mutter erwieſen hatte. Tatſächlich hatte meine Großmutter von ihr eine Penſion von zehntauſend Rubel bezogen; der Fürſtbiſchof, der Bruder meiner Mutter, war von ihr zum ſchwediſchen Thronfolger gemacht worden und meine Mutter hatte das mit Diamanten beſetzte Porträt der Kaiſerin erhalten, nach der Geburt meiner Schweſter Eliſabeth, deren Patin die Monarchin geweſen war.[1] Als wir von Tiſch aufgeſtanden waren, ſchloſſen ſich meine Eltern ein, und es gab großes Gelaufe im Hauſe: dieſer und jener wurde gerufen, aber mir ſagte man kein Wort. Drei Tage verliefen ſo.

Seit der letzten Hamburger Reiſe kümmerte ſich meine Mutter viel mehr um mich als früher. Das hatte mich auch ihr näher gebracht. Zwei Gründe hatten dazu beigetragen. Der erſte war, daß der oben erwähnte Graf Henning Adolf Gyllenborg täglich im Hauſe meiner Großmutter geweſen war und ſo Gelegenheit gehabt hatte, meine Mutter und mich näher kennen zu lernen. Er ſah, daß meine Mutter mich nicht ſehr beachtete und ſagte eines Tages zu ihr: „Madame, Sie kennen das Kind nicht; ich verſichere Sie, es hat mehr Geiſt und Vorzüge, als Sie ihm zutrauen; ich bitte Sie darum, ſich mehr mit dem Mädchen zu beſchäftigen als bisher. Ihre Tochter verdient das in jeder Hinſicht!“ Graf Gyllenborg erhob immer mein Gemüt mit ſchönen Sentenzen und den edelſten Lebensregeln, die man nur jungen Leuten geben kann. Ich nahm alles eifrigſt auf und hatte meinen Nutzen davon. Der zweite Grund, der für mich im

[1] Dieſes Porträt war ſchon am 15. Oktober 1742 durch den Legationsrat Schriever in Berlin überreicht worden.

Herzen meiner Mutter wirkte, war die Zuneigung meines Onkels, der mich ihr sehr nachdrücklich auf die Seele gebunden hatte. Sie sah jetzt in mir schon ihre künftige Schwägerin. Ich weiß nicht und habe niemals gewußt, ob sie sich ihm gegenüber irgendwie verpflichtet hatte, aber ich glaubte das annehmen zu dürfen, denn ich weiß, sie wollte meinen Vater von der Reise nach Rußland abbringen, und ich war es, der beide schließlich bestimmte, sich dazu zu entschließen.

Das kam so. Nach drei Tagen ging ich morgens in das Zimmer meiner Mutter und erzählte ihr, der Brief, den sie zu Neujahr bekommen hatte, habe alles im Hause in Aufruhr versetzt. Sie fragte mich, was man davon spräche. Ich antwortete ihr, man sage verschiedenes, aber ich für meinen Teil glaube schon zu wissen, was er enthalte. Sie wollte hören, was ich davon wußte; und ich sagte, es sei eine Einladung von der russischen Kaiserin, nach Rußland zu kommen und daß vor allen Dingen ich sie begleiten solle. Nun wollte sie wissen, woher ich die Kenntnis habe; ich sagte: „Ich ahne etwas Derartiges", und weil kurz vorher von einem Menschen gesprochen worden war, der behauptete, alles aus Punkten und Ziffern erraten zu können, sagte ich, ich verstände die Kunst dieses Mannes auch. Sie fing an zu lachen und meinte: „Schön, mein Fräulein, wenn du so weise bist, kannst du ja den Rest dieses politischen Briefes von zwölf Seiten auch noch erraten!" Ich erwiderte, ich würde daran arbeiten; und am Nachmittag brachte ich ihr einen Zettel, auf den ich die Worte geschrieben hatte:

„Die Vorzeichen sprechen
Peter III. wird dein Gemahl."

Meine Mutter las das und schien etwas überrascht. Ich ergriff die Gelegenheit und stellte ihr vor, wenn man aus Rußland wirklich solche Vorschläge mache, dürften wir sie nicht abweisen, denn schließlich sei das doch ein großes Glück für mich. Sie meinte, wir liefen da auch manche Gefahr, wenn man bedenke, wie wenig geordnet die Verhältnisse dort seien. Ich ent-

gegnete, der liebe Gott würde ſchon für die Ordnung ſorgen, wenn ſolches ſein Wille ſei. Ich beſäße den Mut, mich allem auszuſetzen, und die Stimme meines Herzens ſagte mir, es würde alles gut gehen. Sie konnte die Frage nicht unterdrücken: „aber was wird mein Bruder Georg ſagen?“ (das war das erſtemal, daß ſie davon ſprach). Ich wurde rot und antwortete: „er kann doch nur mein Glück und mein Beſtes wünſchen!“ Sie ſchwieg und ging, mit meinem Vater zu ſprechen, der die ganze Sache und auch die Reiſe ablehnen wollte. Er wollte mit mir ſelbſt reden, oder vielmehr, meine Mutter bat ihn darum. Ich ſetzte ihm auseinander, da es ſich um mich handele, müſſe er mir erlauben, ihn darauf aufmerkſam zu machen, daß doch die Reiſe zu nichts verpflichte. Einmal dort angelangt, würden meine Mutter und ich ſehen, ob es ratſam ſei, lieber zurückzukehren oder nicht. Schließlich überredete ich ihn, die Erlaubnis zu der Reiſe zu geben. Er gab mir eine ſchriftliche Inſtruktion für mein Benehmen mit[1] und wir reiſten mit ihm nach Berlin ab.[2]

Vor der Abreiſe hatte ich einen kleinen Auftritt mit Made-

[1] „Pro Memoria, ſo ich meiner Gemahlin mitgegeben“. Dieſe Schrift befindet ſich im Zerbſter Archiv, alſo muß ſie wohl die Fürſtin aus Rußland wieder mitgebracht haben. Sie beſchäftigt ſich mit einem möglichen Glaubenswechſel, der jedenfalls ohne jeden Gewiſſenszwang erfolgen ſoll, und gibt allerhand allgemeine Vorſchriften.

[2] Am 10. Januar 1744. — Ein Zeugnis für den Eindruck, den die Prinzeſſin zur Zeit ihrer Abreiſe auf ihre Umgebung machte, bringt Thiébault in ſeinen Memoiren. Ihm ſagte eine Baronin v. Printzen: „Unter meinen Augen iſt ſie geboren, aufgewachſen, erzogen worden, ich war Zeuge ihrer Lernjahre und ihrer Fortſchritte, ich ſelbſt habe ihr beim Einpacken geholfen vor ihrer Abreiſe nach Rußland. Ich habe ihr Vertrauen in dem Maße beſeſſen, daß ich annehmen konnte, ſie beſſer als irgend jemand anders zu kennen. Aber ich hätte nie gedacht, daß ihr die Berühmtheit beſchieden ſein ſollte, die ſie erlangt hat. In ihrer Jugend bemerkte ich an ihr nur einen ernſten, berechnenden, kalten Verſtand, der ebenſo weit von allem Hervorragenden und Glänzenden entfernt war, wie von Verirrung, Laune und Leichtſinn. Kurz geſagt ich hielt ſie für ein Durchſchnittsmädchen, und Sie können ſich deshalb mein Erſtaunen denken, als ich von ihrem ungewöhnlichen Schickſale hörte.“

moiſelle Cardel, den erſten, der zwiſchen uns vorgefallen iſt, und auch den letzten, denn wir haben uns nicht wieder geſehen. Ich hatte Mademoiſelle Babet ſehr gern und hatte für ſie keine Geheimniſſe, ausgenommen die Liebe meines Onkels, von der zu erzählen ich mich gehütet hatte, das war ja ſelbſtverſtändlich. Meine Eltern hatten mir tiefſtes Schweigen über die ruſſiſche Reiſe angeraten. Babet ſah, daß ich häufiger als ſonſt mein Zimmer verließ, um zu meiner Mutter zu gehen, und fragte mich über die Reiſe und den bei Tiſch angekommenen Brief. Ich antwortete, darüber dürfe ich ihr nichts ſagen. Darauf ſagte ſie: „Wenn Sie mich lieb haben, müſſen Sie mir auch ſagen, was Sie davon wiſſen, oder es iſt Ihnen verboten worden, darüber zu ſprechen“. Ich entgegnete: „Liebe Freundin, meinen Sie, es wäre ſchön von mir, etwas zu ſagen, was mir verboten wurde?“ Babet war ſtill und ſchmollte ein wenig; aber ich ſagte nichts und ſah, daß ſie das ärgerte. Es tat mir leid, aber in dieſem Augenblick waren meine Grundſätze ſtärker als meine Freundſchaft.

Ein Jahr zuvor hatte ich ihr einen Freundſchaftsbeweis gegeben, der ſie ſehr gerührt hatte. Sie hatte in Dornburg ein Viertagsfieber gehabt. Meine Mutter hatte mir verboten, Babet während der Fieberanfälle zu beſuchen, weil ſie fürchtete, ich könnte mich durch die ſchlechte Luft anſtecken. Trotz dieſes Verbotes lief ich ſo oft zu ihr, als ich entrinnen konnte, und erwies ihr alle erdenkliche Liebe. Ich erinnere mich, daß ich ihr eines Tages den Tee bereitete, als ihr Stubenmädchen fortgegangen war, ein andermal gab ich ihr die Medizin ein; kurz, ich erwies ihr alle kleinen Dienſte, die in meiner Macht ſtanden.

Als der Tag der Abreiſe gekommen war, verabſchiedete ich mich von Babet; wir weinten beide, und ich wiederholte ihr immer wieder, wir reiſten nur nach Berlin.

In Berlin fand es meine Mutter nicht ſchicklich für mich, mich bei Hofe oder ſonſtwie in der Öffentlichkeit zu zeigen; aber es kam anders. Der König von Preußen, durch deſſen Hände alle aus Rußland für meine Mutter einlaufenden Briefe

gegangen waren, wußte über den Grund der Reiſe meiner Eltern nach Berlin ganz genau Beſcheid.[1] Die Sache lag nämlich ſo. Am ruſſiſchen Hofe gab es damals zwei Parteien, die des Grafen Beſtuſhew, der den Großfürſten mit einer ſächſiſchen Prinzeſſin vermählen wollte, mit der Tochter Auguſts II., Königs von Polen, die dann den Kurfürſten von Bayern geheiratet hat.[2] Die andere war die ſogenannte franzöſiſche Partei, zu der Brümmer, der Oberhofmarſchall des Großfürſten, gehörte, ferner Graf Leſtocq, Herr General Rumiantzow und mehrere andere, lauter Freunde des franzöſiſchen Geſandten Marquis de la Chétardie. Dieſer hätte lieber eine Tochter des Königs von Frankreich nach Rußland verheiratet, aber ſeine Freunde wagten nicht, ſich durch einen ſolchen Vorſchlag bloßzuſtellen. Davon wollte die Kaiſerin nichts wiſſen. Auch Graf Beſtuſhew, der damals großen Ein-

[1] Ein paar Stunden nach Brümmers Brief (vgl. S. 62) war ein Brief König Friedrichs aus Berlin vom 30. Dezember in Zerbſt eingetroffen, in dem es heißt: „... Die vollkommene Hochachtung, die ich für Sie, Madame, und für alles, was Sie angeht, habe, verpflichtet mich Ihnen zu ſagen, um was es ſich bei dieſer Reiſe in Wahrheit handelt. Und das Vertrauen, das ich zu Ihren ſchätzbaren Eigenſchaften habe, läßt mich hoffen, daß Sie das richtig behandeln werden, was ich Ihnen mitzuteilen das Vergnügen haben werde, über eine Sache, deren Erfolg abſolut von tiefſter Geheimhaltung abhängt. In dieſem Vertrauen alſo, Madame, will ich Ihnen nicht mehr verhehlen, daß wegen der Achtung, die ich für Ihre Perſon und für die Prinzeſſin, Ihre liebenswürdige Tochter, empfinde, ich gewünſcht habe, ihr ein nicht gewöhnliches Glück zu bereiten und mir iſt der Gedanke gekommen, ob es nicht eine Möglichkeit gäbe, ſie mit ihrem Vetter, der gegenwärtig ruſſiſcher Großfürſt iſt, vereint zu ſehen. ... Ich bitte Sie übrigens überzeugt zu ſein, daß ich nicht aufhören werde, mich zu bemühen, Ihnen in der Angelegenheit, um die es ſich handelt, nützlich zu ſein." — Bevor die Antwort der Fürſtin auf dieſen Brief in Berlin eingetroffen war, kam ſchon ein zweiter (vom 6. Januar), in dem der König ſchreibt: „... Nach allem, was ich in der Zwiſchenzeit aus Petersburg gehört habe, iſt die fragliche Angelegenheit ſo gut im Gange, daß man alle Hoffnung haben kann, daß ſie ſpruchreif werden wird, vorausgeſetzt, daß das Geheimnis gegenwärtig gut bewahrt wird, und daß Sie ſich entſchließen können, Ihre Abreiſe nach Moskau möglichſt zu beſchleunigen, um ſo günſtige Momente nicht zu verlieren."

[2] Maria Anna, die den Kurfürſten Maximilian Joſef von Bayern heiratete.

fluß auf ſie hatte, riet davon ab; er hatte nicht viel übrig für Frankreich. Man wählte deshalb den Mittelweg, mich der Kaiſerin Eliſabeth vorzuſchlagen. Der Geſandte des Königs von Preußen[1] und ſo auch ſein Herr wurden in das Vertrauen gezogen. Anſcheinend aus Rückſicht auf Graf Beſtushew, damit der nicht dächte, es geſchehe in der ausgeſprochenen Abſicht, ihm entgegenzuarbeiten (wie es ſich aber tatſächlich verhielt), ſetzte man das Gerücht in Umlauf, man ließe mich ohne Wiſſen des Herrn de la Chétardie (der die Seele der Sache war) kommen, um die Heirat einer der franzöſiſchen Prinzeſſinnen mit dem Großfürſten zu umgehen. In Wahrheit hatte dieſer aber erſt an mich zu denken geſtattet, nachdem er alle Hoffnung auf Erfolg für eine der Töchter des Königs, ſeines Herrn, verloren hatte.

Als der König von Preußen, der genau wußte, wohin die Reiſe ging, erfuhr, daß ich in Berlin angekommen ſei, wollte er mich auf jeden Fall ſehen. Meine Mutter ſagte mich krank. Zwei Tage darauf ließ er ſie zum Diner bei der Königin, ſeiner Gemahlin, einladen und bat ſie perſönlich, mich mitzubringen. Meine Mutter verſprach es ihm zwar, aber an dem angeſetzten Tage ging ſie doch allein zu Hofe. Als der König ſie ſah, fragte er nach meinem Befinden. Sie antwortete, ich ſei krank. Darauf entgegnete er, er wiſſe wohl, das ſei nicht wahr. Sie ſagte nun, ich ſei nicht in Toilette, worauf er verſetzte, er würde bis zum nächſten Tage mit dem Diner auf mich warten. Schließlich ſagte meine Mutter, ich hätte kein Hofkleid. Er befahl, eine ſeiner Schweſtern ſolle mir eins ſchicken. Jetzt ſah meine Mutter ein, daß doch keine Ausrede angenommen wurde und ließ mir beſtellen, ich ſolle mich ankleiden und ins Schloß kommen.

Ich mußte alſo Toilette machen und wurde drei Uhr nachmittags damit fertig. Endlich traf ich im Schloß ein; der König empfing mich im Vorzimmer der Königin. Er zog mich ins Geſpräch und geleitete mich bis in die Gemächer der Königin.

[1] Axel Freiherr v. Mardefeldt.

Ich war schüchtern und verlegen. Schließlich setzten wir uns zur Tafel, von der wir uns erst spät erhoben.

Als wir aufgestanden, näherte sich mir Prinz Ferdinand von Braunschweig, der Bruder der Königin, den ich gut und seit langem kannte und der damals keinen Schritt vom König von Preußen wich. Er sagte zu mir: „Heute abend werden Sie bei der Redoute im Opernhaus meine Dame am Tische des Königs sein". Ich antwortete ihm, es würde mir ein großes Vergnügen sein. Wieder zu Hause angelangt, berichtete ich meiner Mutter von der Einladung des Prinzen von Braunschweig, und sie sagte: „Das ist sonderbar, denn ich bin an den Tisch der Königin geladen".

Einen der Tische hatte man meinem Vater gegeben, um da die Honneurs zu machen, so daß ich allein am Tische des Königs saß. Meine Mutter fuhr erst zur Prinzessin von Preußen und mit ihr zusammen auf die Redoute.

Ich erging mich den ganzen Abend mit der älteren Gräfin Henkel, die Hofdame der Prinzessin von Preußen war, und als ich ihr erzählt hatte, daß ich beim Souper am Tische des Königs sitzen müsse, führte sie mich in den Saal, in dem gespeist werden sollte. Kaum war ich eingetreten, als mir der Prinz von Braunschweig entgegentrat und meine Hand ergriff. Er führte mich an das Ende der Tafel, und weil die anderen Paare auch kamen, schob er sich so geschickt immer weiter nach vorn, daß er mich gerade neben den König setzte. Wie ich diesen als meinen Nachbar sah, wollte ich mich zurückziehen, aber er hieß mich bleiben, und während des ganzen Abends sprach er andauernd mit mir und sagte mir viel Verbindliches.[1] Ich zog mich, so gut es ging aus der Affäre; trotzdem machte ich dem Prinzen von Braunschweig ernsthaft einige Vorwürfe, daß er mich neben den König gesetzt hatte, er aber wandte das ins Scherzhafte.

[1] Am 1. Oktober 1780 erwähnt Katharina in einem Briefe an König Friedrich, sie habe ihn zu ihrem steten Bedauern „nur sehen und sprechen hören können in einem Alter, das zwar der Verehrung, aber noch nicht des Verständnisses fähig war."

Schließlich wurde die Tafel aufgehoben, und wir reiſten von Berlin angeblich nach Stettin ab.[1] Nahe Stettin nahm mein Vater ſehr zärtlichen Abſchied von mir. Es war das letztemal, daß ich ihn ſah, und ich weinte bitterlich.[2]

Meine Mutter reiſte durch Preußen und Kurland unter dem Namen einer Gräfin, – den Namen habe ich vergeſſen.[3] Das Gefolge war nur klein; Fräulein v. Khayn, ihre Hofdame, Herr v. Lattorf, ihr Kammerherr, ein paar Bediente und ein Koch machten es aus. In Kurland ſah ich den ſchrecklichen Kometen, der im Jahr 1744 erſchien. Ich habe nie einen größeren geſehen, und man hätte meinen ſollen, daß er der Erde ſehr nahe war.[4]

Als wir in Mitau angelangt waren,[5] ließ ſich Herr Wojejkow, jetzt Generalgouverneur von Kijew, bei meiner Mutter melden. Er war damals Oberſt und befehligte die ruſſiſchen Truppen in Kurland. Meine Mutter empfing ihn als Gräfin, aber er war ſichtlich vom ruſſiſchen Hofe benachrichtigt und fragte an, ob er ſie unter dieſem oder unter einem anderen Namen in Riga anmelden ſolle. Meine Mutter antwortete ihm, wenn er Befehl habe, ihr dieſe Frage vorzulegen, ſo müſſe ſie ihm auch mitteilen, daß ihr Name nach Überſchreitung der Grenze von Kurland ein anderer ſein würde. Er zog ſich mit dieſem Beſcheid zurück und ſandte nach Riga.

---

[1] Am 16. Januar. — [2] Die Familie trennte ſich in Schwedt. Die Fürſtin war mit ihrer Begleitung am 18. Januar in Stargard, am 20. Januar in Köslin, kam über Schlawe, Stolp, Danzig am 24. Januar nach Marienwerder, am 27. Januar nach Königsberg, wo ſie bis zum 29. blieb.

[3] Die Fürſtin reiſte unter dem Namen einer Gräfin von Rheinbeck.

[4] Der Komet Chéſeaux war ſichtbar im Dezember 1743 und den erſten Monaten 1744. — [5] Am 5. Februar 1744. — Am 31. Januar war man aus Memel abgereiſt, am 1. Februar ſchrieb die Prinzeſſin aus Libau an ihren Vater: „Ich hatte in den letzten Tagen eine kleine Magenverſtimmung, aber das hat keine Folgen weiter gehabt. Ich war zum Teil ſelbſt daran Schuld, weil ich alles Bier vertilgt hatte, was ich unterwegs auftreiben konnte. Die liebe Mama hat der Sache ein Ende gemacht und es geht mir wieder gut."

Am nächſten Tage begleitete er uns nach Riga; dort erwarteten uns die Hofequipagen, der Kammerherr Semion Kirillowitſch Naryſchkin, jetzt Oberjägermeiſter, Herr Owtzyn, damals Leutnant bei der Garde; Küche, Bedienung und Equipagen vom Hofe. Der Magiſtrat von Riga erſchien zu unſerem Empfang, es wurde Salut gefeuert, und wir fuhren in ſtädtiſchen Karoſſen über die Düna. Als wir den Wagen verlaſſen hatten, überreichte Herr Naryſchkin meiner Mutter und mir im Auftrage der Kaiſerin Eliſabeth Mäntel und Kragen aus Zobelpelz.[1]

Am nächſten Tage machte uns Marſchall Lascy ſeinen Beſuch, mit ihm die Vornehmſten der Stadt, unter anderen General Waſilij Fiodorowitſch Saltykow, der deshalb hier war, weil er im Schloß Dünamünde mit der Bewachung des Prinzen Anton Ulrich von Braunſchweig und ſeiner Gemahlin Prinzeſſin Anna von Mecklenburg mit ihren Kindern und Gefolge betraut war. Kaiſerin Eliſabeth hatte zu Beginn ihrer Regierung beſchloſſen, ſie in ihre Heimat zurückzuſchicken, und das wäre auch das beſte geweſen, was ſie hätte tun können. Als ſie aber in Riga angelangt waren, befahl die Kaiſerin, die Reiſe bis auf weiteren Befehl aufzuſchieben. Dieſer neue Befehl kam wenige Tage, nachdem wir Riga berührt hatten, und anſtatt die unglückliche Familie außer Landes zu ſchicken, holte man ſie wieder zurück und ſandte ſie nach Ranenburg, einer Stadt, die der berühmte

[1] Relation der Fürſtin: „Ich brach gegen zehn Uhr morgens auf. Um Mittag traf ich den Kammerherrn Naryſchkin, den Ihre Kaiſerliche Majeſtät an die Spitze des Ehrengeleites geſtellt hat, durch deſſen Entgegenſendung ſie mich ehrte. Er überreichte mir Briefe und richtete mir einen Gruß von Ihrer Majeſtät aus, die mich mit Ehre und Gnade überhäuft... Ich wurde eine Viertelmeile vor der Stadt vom Vizegouverneur Fürſt Dolgorukow empfangen.... Wir fuhren auf dem Eiſe über die Düna. Als der Wagen, in dem ich mich befand, gerade über die große Brücke hinüber war, wurde die erſte Salve aus den Kanonen auf den Befeſtigungen abgegeben.... Ich fand hier [in meinem Gemach]... zwei prachtvolle Zobelpelze mit Goldbrokat überzogen, für meine Tochter und mich, zwei Kragen aus demſelben Pelz und eine Decke aus anderem, auch ſehr ſchönen, um uns im Schlitten zuzudecken."

Fürſt Menſchikow jenſeits von Moskau hatte bauen laſſen. Dort wurde der kleine Prinz Johann, Julia Mengden (die Vertraute der Prinzeſſin) und Herr Heimburg (der Favorit des Prinzen) von dem Prinzen und der Prinzeſſin getrennt, die nach kurzem Aufenthalt von Ranenburg nach Cholmogory gebracht wurden.

Nachdem wir in Riga den Beſuch aller vornehmen Perſonen beiderlei Geſchlechtes empfangen hatten, reiſten wir in Schlitten nach St. Petersburg ab.[1] Ich war recht ungeſchickt beim Einſteigen in dieſe Schlitten, in denen man ſich hinlegen muß. Herr Naryſchkin, der uns begleitete, und den ich ſchon aus Hamburg gut kannte, ſagte mir da, um mich in den Schlitten ſteigen zu lehren: „Die Beine ſpreizen, Sie müſſen die Beine ſpreizen". Dieſer Ausdruck, den ich nie hatte ausſprechen hören, machte mich unterwegs ſo viel lachen, daß ich nicht daran denken konnte, ohne immer von neuem loszulachen.

Wir kamen durch Dorpat,[2] wo noch alle Spuren der Beſchießung der Stadt bei ihrer Eroberung durch Peter I. ſichtbar waren. Wir wohnten dort in einem Hauſe, das dem Fürſten Menſchikow gehört hatte, und reiſten von da weiter nach Narwa[3] und dann nach Petersburg, wo wir bei unſerer Ankunft[4] gegen Mittag mit Kanonendonner empfangen und ſofort in den Winterpalaſt geleitet wurden. Dort fanden wir unten an der Treppe

[1] Am 29. Januar (9. Februar). — Aus Riga ſchreibt die Fürſtin am 8. Februar an ihren Gemahl: „Was unſere Tochter und mir belangt, ſo iſt erſtere ſo Geſundt und Munter, das mir darrüber wundern mus, ich bin etwas Fatigierter..."

[2] Am 30. Januar (10. Februar).

[3] Relation der Fürſtin: „Die Straßen, durch die wir kommen mußten, waren illuminiert, aber wir ſahen nicht alles Schöne, denn wir kamen ſehr ſpät.

[4] Am Freitag, den 3. (14.) Februar. — Sanktpeterburgskija Wedomoſti, 1744, Nr. 11: „St. Petersburg, 6. Februar. Am vergangenen Freitag traf hier Ihre Durchlaucht, die Fürſtin von Anhalt-Zerbſt mit Ihrer Durchlaucht der Prinzeſſin, ihrer Tochter, ein und wurde im Winterpalaſt von den hier zurückgebliebenen hochgeſtellten Perſönlichkeiten beiderlei Geſchlechts empfangen, unter Kanonendonner von der Feſtung und der Admiralität. Am folgenden Tage und geſtern geruhte Ihre Durchlaucht in der Stadt eine Spazierfahrt zu unternehmen und heute morgen die Weiterreiſe nach Moskau anzutreten."

alle vor, die noch nicht dem Hofe nach Moskau gefolgt waren, an ihrer Spitze den Generalleutnant Fürſt Waſilij Nikititſch Repnin, den die Kaiſerin als Höchſtkommandierenden in St. Petersburg gelaſſen hatte. Im Veſtibül kamen uns die vier Hofdamen, die uns auf Befehl der Kaiſerin auf der Reiſe Geſellſchaft leiſten ſollten, entgegen, nämlich Fräulein Mengden, die Schweſter Julias, ſpäter mit Graf Leſtocq vermählt, Fräulein Karr, die ſpätere Gemahlin des Fürſten Peter Golitzyn, Fräulein Saltykow, ſpäter die Gattin des Fürſten Matwej Gagarin, der Major bei der Garde geweſen iſt, und Prinzeſſin Repnin, die ſich ſpäter mit Peter Petrowitſch Naryſchkin vermählte.

Als wir in unſeren Gemächern waren, ſtellte man meiner Mutter und mir die ganze Stadt vor, dann lud Naryſchkin zum Diner ein, wen er für würdig befand. Von den Anweſenden weiß ich außer Fürſt Repnin nur noch den Senator Fürſt Juſupow und Graf Michael Petrowitſch Beſtuſhew (den Bruder des Vizekanzlers Grafen Alexej Beſtuſhew; er war Oberhofmarſchall geweſen, ging damals als Geſandter, ich glaube nach Schweden, was eine Art Verbannung war, und man flüſterte ſich zu, die Aktien ſeines Bruders bei Hofe ſtünden ſchlecht), den General Loubras, die Marinekapitäne Polianskij und Korſakow, die vier Hofdamen; viele andere habe ich vergeſſen.

Nach der Tafel ließ Herr von Naryſchkin zu unſerer Unterhaltung die Elefanten kommen, die Tahmasp-Kuli-Chan (auch Schah Nadir genannt) der Kaiſerin geſchenkt hatte. Es gab ihrer vierzehn in Petersburg, die allerhand Kunſtſtücke im Schloßhof machten. Dann ſchlug uns Herr Naryſchkin eine Spazierfahrt vor. Es war das in der Karnevalswoche, ruſſiſch maslenitza genannt. Wir gingen die Stadt zu beſchauen und auch die Rutſchbahnen, die dazu da ſind, um in großen offenen Schlitten mit Kufen herunterzurutſchen.[1]

[1] Aus Petersburg ſchreibt die Fürſtin ihrem Gemahl: „Figgen southeniert die fatige beſſer als ich, doch ſindt wir beyde Gottlob wohl, der regiere und führe uns Ferner.“ — An Friedrich II. ſchreibt ſie: „... Fügt man das zu der

Wir kehrten dann in den Palaſt zurück, wo wir alle Damen verſammelt fanden (Gräfin Beſtuſhew, die Frau des Vizekanzlers, hatte uns am Morgen beſucht, weil ſie nach Riga abreiſte; ſie machte auf uns den Eindruck einer ein bißchen verrückten und ungewöhnlichen Frau, die ſie auch war). Wir ſetzten uns zum Spiel, und dann kam der Marquis de la Chétardie, ein alter Bekannter meiner Mutter, der in St. Petersburg geblieben war. Er gab meiner Mutter den Rat, zu eilen, um in Moskau bis zum 10. Februar, dem Geburtstage des Großfürſten, einzutreffen. Meine Mutter bat Herrn von Naryſchkin, die Abreiſe zu beſchleunigen, und in der Tat reiſten wir auch zwei Tage danach ab.

An dieſem erſten Tage hatte ich nähere Bekanntſchaft mit den Damen Karr und Saltykow gemacht, und die ſchlugen vor, mir am nächſten Tage die Friſur ſo zu machen, wie ſie ſie trugen. Bei Hofe und in der Stadt ahmte man ſie zwar nach, aber wir wußten nicht, daß die Kaiſerin dieſe Mode nicht liebte, welche Prinzeſſin Anna von Braunſchweig erfunden hatte. Man konnte ſich aber auch wirklich nichts Garſtigeres denken. Die Haare blieben ungepudert und ungebrannt, lagen glatt und bedeckten die Schläfen, ließen aber die Ohren frei. Über den Ohren machte man eine kleine feſte Locke, aus der ein paar Haare als Schmachtlocke bis zur Mitte der Wange hinuntergezogen wurden, in dem Grübchen der Backe hielt man ſie mit etwas Leim. Dann legte man ein ſehr breites Band einmal gefaltet rund um den Kopf, ungefähr anderthalb Finger über dem Stirnhaar; dieſes Band endigte in Knoten über den Ohren, die Enden hingen auf den Hals herab. In die Knoten ſteckte man auf beiden Seiten Blumen, die ſehr ſteif vier Finger breit oder mehr in die Höhe ſtanden; kleinere Blumen, gleichfalls in

---

Anſtrengung der Jahreszeit, der Reiſe und dem Luftwechſel, ſo brauche ich wirklich eine eiſerne Geſundheit, um Widerſtand zu leiſten. Meine Tochter iſt glücklicher. Ihre Jugend hält ihre Geſundheit aufrecht und ähnlich wie die jungen Soldaten, welche die Gefahr verachten, weil ſie ſie nicht kennen, gefällt ſie ſich in der Größe, welche ſie umgibt."

den Knoten befeſtigt, hingen mit den Schmachtlocken bis zur Mitte der Backen hinab; außerdem ließ man eine Menge Bänder, immer vom ſelben Stück, auf Hals und Taille herabhängen, und man brauchte wenigſtens zwanzig Arſchin Band zu dieſem lächerlichen Ausputz. Vier hängende Locken bildeten den Chignon.

Nach der Abreiſe von Petersburg[1] ſtieß unterwegs der Schlitten, in dem ſich meine Mutter mit mir befand, bei einer Wendung gegen ein Haus, und dabei fiel ein eiſerner Haken an dem Fuhrwerk meiner Mutter auf Kopf und Schulter. Sie behauptete, ſchwer verletzt zu ſein; es war aber äußerlich nichts zu ſehen, nicht einmal blaue Flecken.[2] Dieſer Zwiſchenfall verzögerte die Reiſe um ein paar Stunden.

Wir reiſten Tag und Nacht, und am Ende des dritten befanden wir uns in Wſeſwiatskoje. Die Kaiſerin hatte uns bis hierher den Kammerjunker Herrn Sievers entgegengeſchickt, um meine Mutter zu begrüßen. Er ſagte Herrn Naryſchkin, Ihre Majeſtät wünſche, wir ſollten Moskau bei Nacht durchqueren; ich ſage, wir ſollten Moskau durchqueren, weil ſich das kaiſerliche Schloß am Ende der Stadt befand, jenſeits der Jauza (wo noch jetzt eines ſteht, an derſelben Stelle, denn jenes brannte 1753 ab). Man mußte durch ganz Moskau hindurch, um dorthin zu gelangen. Wir warteten alſo bis fünf oder ſechs Uhr abends mit dem Aufbruch, und während des Wartens machte jeder, ſo gut er konnte, Toilette; ich erinnere mich, ich trug ein glattanſchließendes Kleid ohne Reifrock aus roſa Moiré mit Silber.

---

[1] Am 6. Februar 1744. Vgl. S. 72, Anm. 4.

[2] In der Relation der Fürſtin heißt es darüber: „Der Stoß, den der Schlitten bekam, ließ vom Verdeck eine dicke Eiſenſtange abſpringen, die es hält und dazu dient, es aufzuſchlagen, wenn man offen ſitzen will; dieſe Stange zog eine in der Mitte mit ſich, die einen Vorhang hält, den man gegen die Sonne vorzieht: beide ſchlugen mir direkt auf den Kopf..... Ich glaubte mich verwundet, aber ich war es nicht: der Schlag hatte nicht mit ganzer Kraft durch den Pelz wirken können; ſonſt wären mir zweifellos Kopf, Hals und Arme zerſchlagen worden."

Als wir von hier aufbrachen, warf Herr Schriever, den meine Mutter als Legationssekretär in Berlin gekannt hatte und der mit Sievers gekommen war, ihr ein Papier in den Schlitten, das sie mit großer Spannung las. Es war aber wirklich interessant, denn es enthielt Charakterbeschreibungen fast aller besonders wichtigen Personen bei Hofe und ebenso derjenigen, die unsere Umgebung bilden sollten; desgleichen den Grad der Gunst, in dem die verschiedenen Favoriten standen.

Gegen sieben oder acht Uhr abends am 9. Februar 1744 kamen wir im Annenhofpalast[1] an, den der Hof damals bewohnte. Dieser Palast brannte 1753 nieder, wie ich oben gesagt habe; er wurde in sechs Wochen neu erbaut und brannte 1771 wieder ab, als die Pest in der Stadt wütete.[2]

Unten an der großen Treppe fanden wir den Prinzen von Hessen-Homburg, damals General-Adjutant der Kaiserin, Feldmarschall, Oberstleutnant des Izmajlowskij-Garderegimentes und Kapitänleutnant der Leib-Kompagnie, an der Spitze des ganzen Hofes. Er reichte meiner Mutter die Hand nnd führte uns in die für uns bestimmten Gemächer. Nur wenige Augenblicke später erschien daselbst der Großfürst mit seinem Hofstaat und gegen zehn Uhr Graf Lestocq, der meiner Mutter meldete, die Kaiserin ließe sie zu ihrer Ankunft beglückwünschen und Ihre Majestät bitte Ihre Durchlaucht, in ihre Gemächer zu kommen. Der Großfürst reichte meiner Mutter die Hand und der Prinz von Hessen nahm die meine. Als wir durch das Vorzimmer kamen, wurden uns die Damen und Herren des Hofstaates vorgestellt. Nachdem wir alle Gemächer durchschritten hatten, wurden wir in das Audienzzimmer der Kaiserin geleitet.

Auf der Schwelle ihres Paradeschlafzimmers trat uns die Kaiserin entgegen. Ich muß sagen, man konnte sie nicht zum ersten Male sehen, ohne von ihrer Schönheit und ihrem maje-

[1] Stück V: „im Golowinschen Palais."

[2] Das klingt nicht so, als ob diese Zeilen noch im Jahre 1771 niedergeschrieben wären, wie die Überschrift besagt!

ſtätiſchen Auftreten überraſcht zu ſein. Sie war groß und obwohl ſie recht beleibt war, ſtörte das nicht und man bemerkte in ihren Bewegungen keine Unfreiheit. Auch der Kopf war ſehr ſchön. Sie trug an dieſem Tage einen gewaltigen Reifrock, wie ſie es liebte, wenn ſie große Toilette machte, was ſie übrigens nur tat, wenn ſie ſich öffentlich zeigte.

Ihr Kleid war aus einem ſilbernen Glanztaffet mit Goldlitzen beſetzt, ſie trug eine ſchwarze Feder auf dem Kopfe, die ſeitwärts gerade aufgeſetzt war, und viele Diamanten in einer Friſur aus eigenem Haar.

Meine Mutter begrüßte ſie und dankte ihr für die zahlreichen Gnadenbeweiſe, die ſie ihrer Familie erwieſen hatte. Darauf trat die Kaiſerin in ihr Schlafgemach und ließ uns gleichfalls eintreten. Es waren Stühle da zum Sitzen, aber weder ſie noch infolgedeſſen jemand anders nahm Platz.[1]

---

[1] Die Fürſtin ſchreibt: „Indehm wir noch beſchäftigt wahren die pelze und Kappen Abzulegen, kahm der Großfürſt ſtillſchweigend ins Ziemmer Getreten, ſo ich aber augenblicklich erkante, ihn folgte der Printz von Homburg und einige andere des Hoffes. Ihre Hoheit embrassierten uns aufs tendreſte und ſagten, die letzte ſtunde währe Ihme ſo unerträglich geweſen, daß ſie ſich gerne vor den ſchlietten zum geſchwindern Fortkommen vorſpannen wollen. nach wehnigen augenblicken lieſſen J. Keyſ. Maj. dem Großfürſten ſagen, ſie mögten uns je eher je lieber zu ſie bringen, Wir Eileten alſo zu Höchſtderſelben, es iſt aber unmöglich zu ſagen, wie alle Anweſenden dieſe Teutſchen von Kopf bis zu den Füßen betrachteten. Ihro Keyſ. Maj. kam uns einige Schritte in ihrem erſteu Vorziemmer entgegen, ſie ließ mir kaum zeit die Handſchuhe abzuziehen und embrassierte mich, ich kann es ſagen, mit tendresse. Nachdem ich ihr die Hand geküßt, ſagte ich: [frz.] ‚Ich komme, um zu den Füßen Eurer Majeſtät die Gefühle der lebhafteſten Dankbarkeit niederzulegen für die Wohltaten, mit denen Höchſtdieſelbe mein Haus überhäuft und von denen mir jeder Schritt, den ich in den Staaten Eurer Majeſtät gemacht habe, neue Beweiſe gab; ich habe keine anderen Meriten, als daß ich jene innigſt genug empfinde, um wagen zu dürfen, Eure Majeſtät um die Ehre ihrer Protektion zu bitten für mich, den Reſt meiner Familie und das meiner Kinder, dem Eure Majeſtät gnädigſt geſtattet hat, mich an ihren Hof zu begleiten.‘ Ihre K. Majeſtet antwortete mir: [frz.] ‚alles was ich getan habe, iſt nur wenig im Vergleich mit dem, was ich für meine Familie gern tun möchte, mein Blut iſt mir nicht teurer als das Ihre; meine

Nach einer etwa halbstündigen Unterhaltung entließ sie uns, indem sie die Annahme äußerte, wir würden wohl von der Reise angegriffen sein. Während sie mit meiner Mutter sprach, unterhielt sich der Großfürst mit mir. Er geleitete uns wieder in unsere Gemächer, wo er mit uns, seinem Hofstaat und vielen anderen Personen, an die ich mich nicht mehr erinnere, soupierte. Ich saß zur Linken des Großfürsten und zu meiner Linken saß der Oberhofmeister der Kaiserin, Graf Münnich, der Bruder des gleichnamigen Marschalls, der sich seit dem Regierungsantritt der Kaiserin Elisabeth damals als Verbannter in Sibirien befand. (Ich erinnere mich an meinen Tischnachbarn dieses Tages, weil ich mich sehr wunderte über seine eigentümliche Art immer mit geschlossenen Augen und sehr langsam zu sprechen. Übrigens war er ein sehr gebildeter und rechtschaffener Mann, wenn auch ein wenig pedantisch. Er wurde die Zielscheibe für manchen Spott des Hofes, weil er die eigentümliche Angewohnheit hatte, aller Welt die Briefe seiner Frau vorzulesen; er fing bei der Kaiserin an und hörte mit den Pagen auf, wenn er keine anderen Zuhörer fand). Während des Soupers kam die Kaiserin an die Tür des Gemaches, um unerkannt zuzuschauen, wie wir speisten. Nach der Tafel zogen sich alle zurück.

Am nächsten Tage, dem 10. Februar, dem Freitag der ersten Woche der großen Fasten, war der Geburtstag des Großfürsten. Es war höchste Gala: gegen elf Uhr morgens wurden wir aufgefordert, in die Gemächer der Kaiserin zu kommen. Wir be-

---

Intentionen werden immer dieselben bleiben und meine Freundschaft muß meinen Taten für Sie den Wert geben.' Nach diesen Worten praesentierte ich meine Tochter, welche Ihro Keys. Maj. auf eben die Weyse embrassierte. Dann ließen mich J. K. M. in ihr Paradezimmer eintreten und dort Fauteuille rücken und Nöhtigten zum sitzen. Die conversation animierte sich aber zu gleicher Zeit Also daß jenes vergessen wardt. Ihro Majestet retirierte sich unter dieses auf einige Augenblicke, ich glaubte um einige Befehle zu geben, habe aber nach diesen erfahren, daß Sie von meine ähnlichkeit mit meinen seeligen Bruder so bewegt, daß sie sich der Träbnen nicht enthalten könen und deswegen sich absentieret; sie kahmen nach kurtzen verweilen wieder aus dem Cabinete."

gaben uns dorthin; in allen Vorzimmern, die wir durchſchreiten mußten, um nach dem Paradeſchlafzimmer der Kaiſerin zu gelangen, waren viele Menſchen verſammelt; wir trafen dort Frau von Woronzow und von Tſchoglokow, beide Verwandte der Kaiſerin Katharina I.

Einige Augenblicke ſpäter trat die Kaiſerin in höchſtem Schmuck aus ihrem Toilettenzimmer; ſie trug ein braunes Kleid in Silber geſtickt und war ganz, das heißt an Kopf, Hals und Taille, mit Juwelen beladen. Ihr folgte der Oberjägermeiſter Alexej Grigorjewitſch Razumowskij. Das war einer der ſchönſten Männer, die ich in meinem Leben je geſehen habe; er trug auf einem goldenen Teller die Abzeichen des Ordens der Heiligen Katharina. Ich ſtand der Tür etwas näher als meine Mutter; die Kaiſerin hing mir den St. Katharinen-Orden um und tat dann meiner Mutter dieſelbe Ehre an, worauf ſie uns beide küßte. Gräfin Woronzow heftete meiner Mutter den Stern an und Frau Tſchoglokow mir.[1] Die Kaiſerin begab ſich durch ihre kleinen Gemächer zur Meſſe, und wir blieben in ihrem Audienzzimmer. Nach der Meſſe wurden wir aufgefordert, uns in die Gemächer des Großfürſten zu begeben; wenige Augenblicke, nachdem wir dort eingetreten waren, erſchien auch die Kaiſerin. Sie erzählte uns, ſie bereite ſich auf die Kommunion

[1] Die Fürſtin ſchreibt: „Den volgenden Tag ward des Großfürſten Gebuhrtstag engalla celebriert, der hoff wahr ſehr zahlreich Alſo daß Wie Wir durch den Printzen von Hombourg zu J. K. Maj. geholt wurden, faſt nicht durchkommen kundten, wir wurden in J. Maj. retraite Geführt und nachdehme ſelbe in dem parade ſchlaff ziemmer getretten, lieſſen dieſelbe ſich durch denen beyden Cammerherrn du jour den Orden von St. Chatarienen nachbringen, den ſie mir zuerſt nebſt den ſtern und nachmahlen meiner Tochter mit einen ſehr obligenten Complimente überreichte und überwarff. Die Staatsdamen von Woronzoff und Schoglikoff und die gegenwärtigen Favoriten halffen uns dieſelben umhängen und befeſtigen... Ihro Maj. nahmen uns hinfüro mit zu den Grosfürſten und praesentierten uns demſelben ſagende ſie hoffe dieſe neuen ritterienen des Chatarinen ordens würden dem lieben Sohne hoffentlich nicht zuwieder ſeyn. Derſelbe bezeugte ſich ſehr erfreuet, den er hatte, wie die Keyſerin mir ſagte, ſchon geſtern für uns den Orden erbitten wollen, es aber nicht gewagt".

vor und würde auch am ſelben Tage noch zur Beichte gehen, um am folgenden das heilige Abendmahl zu empfangen. Nachdem ſie ſich zurückgezogen hatte, ſpeiſten wir beim Großfürſten mit einem großen Teil ſeines Hofſtaates.

Ich vergaß zu erzählen, daß wir auf dem Wege von den Gemächern der Kaiſerin in die des Großfürſten die Bekanntſchaft der Prinzeſſin von Heſſen-Homburg, geborenen Prinzeſſin Trubetzkoj, machten, ſowie aller Damen des Hofes und der Stadtgeſellſchaft.

Am folgenden Tage ließ man uns in die Schloßkapelle kommen, um bei der Kommunion der Kaiſerin zugegen zu ſein.

Am Sonntag war abends Cour und ein Konzert bei der Kaiſerin.

Die erſten Tage unſeres Aufenthaltes in Moskau gingen mit Beſuchen hin, die empfangen und gemacht werden mußten. Abends kam der Großfürſt zum Kartenſpiel zu uns; die fremden Geſandten und viele Mitglieder der Hofgeſellſchaft ſtellten ſich gleichfalls ein. Die Kaiſerin kam ein- oder zweimal. Später ging ſie mit einem ausgewählten Gefolge nach dem Troitza-Kloſter[1] und beſuchte uns, um ſich zu verabſchieden. Sie trug an dieſem Tage ein langärmeliges Kleid aus ſchwarzem Samt mit allen ruſſiſchen Orden, das heißt dem St. Andreas-Orden als Schärpe, dem St. Alexander-Orden um den Hals und dem St. Katharinen-Orden an der linken Seite.

Am zehnten Tage nach unſerer Ankunft in Moskau[2] ſollten wir beim Großfürſten dinieren. Ich kleidete mich an; als ich fertig war, überfiel mich ein heftiger Schüttelfroſt; ich ſagte es meiner Mutter, die Verweichlichung nicht ſchätzte und glaubte, es wäre nichts von Bedeutung. Aber der Schüttelfroſt nahm ſo zu, daß ſie ſchließlich als erſte mir den Rat gab, mich zu Bett zu legen. Ich entkleidete mich, ging zu Bett und ſchlief ein und

[1] Am 3. März 1744. — [2] Das ſtimmt nicht; die Prinzeſſin erkrankte am 6. März, vgl. S. 81, Anm. 2. Noch am 29. Februar ſchreibt ſie an ihren Vater: „Mein lieber Papa, es geht mir ſehr gut, Gott ſei Dank..."

verlor dann ſo vollkommen das Bewußtſein, daß ich mich an ſo gut wie nichts erinnere, was in den ſiebenundzwanzig Tagen dieſer ſchrecklichen Krankheit vorgefallen iſt. Der Hofarzt Boerhaave, ein Neffe des großen Boerhaave, wurde gerufen und erkannte gleich an meinem Fieber und den Schmerzen, die ich in der rechten Seite fühlte, eine ausgeſprochene Pleuritis. Aber er konnte meine Mutter nicht überreden, ihm zu geſtatten, mir zur Ader zu laſſen. Als ſie ſah, daß ich hohes Fieber hatte, meinte ſie, ich würde die Pocken bekommen, die ich noch nicht gehabt hatte. Es geſchah alſo nichts für mich, nur einige warme Umſchläge bekam ich, die mir vom Dienstag bis zum Sonnabend auf die Seite gelegt wurden.

Boerhaave hatte unterdeſſen an Graf Leſtocq über die Sachlage geſchrieben, und als dieſer das der Kaiſerin meldete, kehrte ſie vom Troitza-Kloſter am Sonnabend abend[1] um ſieben Uhr zurück und kam ſchnurſtracks aus ihrem Wagen in mein Zimmer, gefolgt von Graf Leſtocq, Graf Razumowskij und deſſen Chirurg Werre. Sie ſetzte ſich auf das Kopfende meines Bettes und hielt mich in den Armen, während man mir zur Ader ließ. In dieſem Augenblick kam ich ein wenig zu mir und ſah, wie alles um mich herum beſchäftigt war; ich bemerkte auch, daß meine Mutter in großer Bekümmernis war. Ich verfiel aber ſofort wieder in Bewußtloſigkeit. Die Kaiſerin ſchickte mir nach dem Aderlaß Ohrringe und eine Brillantenſchleife im Werte von 25 000 Rubel. Man ließ mir ſechzehnmal zur Ader, bevor der Abſzeß aufbrach. Endlich am Abend vor Palmſonntag brach ich ihn aus.[2] Die Ärzte Sanchez und Boerhaave verließen mich nicht, und nächſt Gott habe ich ihren Bemühungen die Erhaltung meines Lebens zu verdanken.[3]

---

[1] Am Freitag, den 9. März (Journal der Kammerfuriere, 1744).

[2] Das wäre der 17. März geweſen, denn Oſtern fiel auf den 25. März. In dem Zeitungsbericht iſt aber ausdrücklich der 19. als Tag der Kriſe genannt.

[3] Sanktpeterburgskija Wedomoſti 1744: „Aus Moskau vom 15. März. Am 6. dieſes Monats erkrankte Ihre Hochfürſtliche Durchlaucht, die junge

Ich erinnere mich, daß die Kaiſerin, der Großfürſt und nach ihrem Beiſpiel der ganze Hof meiner Mutter und ebenſo mir bei dieſer Gelegenheit tauſenderlei Aufmerkſamkeiten erwieſen, obwohl es Leute gab, an ihrer Spitze der Vizekanzler Beſtuſhew, die ſchon damals verſuchten, meine Mutter in den Augen der Kaiſerin herabzuſetzen. Das war ſehr leicht, denn dieſe neigte von Natur zur Eiferſucht gegen alle Frauen, vor denen ſie ſich nicht genügend in acht nahm. Man hatte ihr den Widerſtand, den meine Mutter gegen den Aderlaß gezeigt hatte, und der doch nur großer Beſorgtheit entſprang, als Mangel an Liebe zu mir ausgelegt. Um beſſer dahinter zu kommen, was daran war und unter dem Vorwand noch größerer Sorgfalt befahl die Kaiſerin der Gräfin Rumiantzow, bei uns zu wohnen.

Prinzeſſin von Anhalt-Zerbſt an einem Flußfieber. Obwohl unter der Oberaufſicht des erſten Leibarztes Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät, des Wirklichen Geheimen Rates Herrn v. Leſtocq alle nur irgend möglichen Vorſichtsmaßregeln von den beiden Hofärzten Herren Sanchez und Boerhaave angewandt wurden, folgte doch nach einigen Tagen dem Fieber ein gefährlicher Rheumatismus mit Atemnot, gegen welchen die Doktoren um ſo mehr unermüdliche Sorgfalt und Mühe aufwandten, je mehr Ihre Kaiſerliche Majeſtät geruhte ſich zu beunruhigen und Teilnahme an dem Zuſtande der erwähnten Durchlauchtigen Prinzeſſin zu nehmen, die auch in den ſchwerſten Augenblicken ihrer Krankheit immer eine bewundernswerte Feſtigkeit zeigte. Durch ſtetigen Gebrauch der beſten Heilmittel und häufigen Aderlaß ging in der Folge die größte Gefahr ihrer Krankheit mit Gottes Hilfe glücklich vorüber, ſo daß Ihre Kaiſerliche Majeſtät und der ganze Hof durch die erwünſchte Hoffnung auf die Wiederherſtellung ihrer früheren Geſundheit nicht wenig erfreut waren. Als man Ihrer Hochfürſtlichen Durchlaucht zum erſten Male zur Ader ließ, geruhte Ihre Kaiſerliche Majeſtät ihr eine Halsſchleife und Ohrringe aus Brillanten zu verleihen im Werte von 50—60 000 Rubel und Seine Kaiſerliche Hoheit der Großfürſt eine reich mit Brillanten beſetzte Uhr mit Kette." — „Aus Moskau vom 22. März... Ihre Kaiſerliche Majeſtät geruhte faſt jeden Abend in das Palais zu fahren zum Krankenbeſuch bei der Durchlauchtigen Prinzeſſin von Anhalt-Zerbſt. Obwohl es Ihrer Hochfürſtlichen Durchlaucht vom 13. bis zum 19. etwas beſſer ging, ſo mußte man doch wegen der beſtändigen Änderungen, die bei einer ſolchen Krankheit gewöhnlich ſind, bis zu dieſem 19., welcher der gefähr-

Wenn mir zur Ader gelaſſen wurde, verriegelte Leſtocq die Türen, und man ließ mir viermal während zweimal vierundzwanzig Stunden doppelt zur Ader. Meine Mutter war ſehr empfindlich und ſah das nicht ohne Betrübnis. Wenn ſie in dieſen Augenblicken eintreten wollte, wurde ihr geſagt, die Kaiſerin bäte ſie, in ihrem Zimmer zu bleiben. Das nahm ſie natürlich übel und bildete ſich ein, alle Welt hätte ſich verſchworen, ſie von ihrer Tochter fern zu halten.

Dazu kam noch das Gejammer und Gerede der Gevatterinnen, welche die Dinge nur verſchlimmerten. So zum Beiſpiel konnte während meiner Rekonvaleszenz um Oſtern herum meine Mutter nicht reiche Stoffe nach ihrem Geſchmack finden, vielleicht auch gefiel ihr eben ein Stück Stoff, das mir gehörte, und ſie bat

---

lichſte Tag war, immer zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchweben. und als mit Gottes Hilfe und durch den ſtetigen Gebrauch von Heilmitteln an dem erwähnten Tage, und zwar eine Stunde vor dem Ablauf des vierzehnten Tages der Krankheit, Ihre Durchlaucht plötzlich viel Schleim ausbrach, da erzeugte dieſes Zeichen dafür, daß die größte Gefahr vorüber ſei, bei Hofe unausſprechliche Freude und verlieh wieder Hoffnung auf die Geneſung der Prinzeſſin." — Depeſche des öſterreichiſchen Reſidenten Graf Hohenholz an Graf Uhlfeld, aus „Mosco, den 23. Marty 1744 ſt. n.: „... Die hieſige Herrſchafften befinden ſich bey guter Geſundheit außer der dem Großfürſten deſtinirten Brauth, nemlich der Prinzeſſin von Zerbſt. Wie ich vernohmen, ſo ligt dieſe Prinzeſſin ſchon einige Täge an einem dem hitzigen nicht ungleichen fieber und an einer ſehr ſchweren pleuriſie krank gefährlich darnider. Man hat derſelben zum 4-ten mahl alſchon die Ader eröffnet, ohne daß das hefftig vnd unausſezliche Seitenſtechen auch im geringſten gelindert worden wäre, dahero man bey Hof darüber in großer beyſorg iſt"; — aus „Mosco, den 9. April: ... Die junge und kranke Prinzeſſin von Zerbſt iſt erſt ſeit kurzem in ſo weit aus der Gefahr; allein da die Krankheit ein ulcus an der Lungen ware, und zur Supporation gekommen, ſo ſcheinet es vielleicht gleichwohl noch darauf anzukommen, ob Sie radicaliter werde curiret werden können..." — Über das Geſchenk ſchrieb die Fürſtin: „die Wunde ward mit einer brillantenen Schleife am Halſe und Ohrringen mit Berloquen von etliche zwanzigtauſend Rubel an Wert von der Kaiſerin und einer Uhr mit Rubinen und Brillanten, die wenigſtens drei bis viertauſend Rubel gekoſtet haben kann, vom Großfürſten, zugebunden", von der Krankheit ſagt ſie, daß die Ärzte ſie „einem durch die Fatiguen der ſo langwierigen Reiſe entzündeten Geblüt" zuſchrieben.

mich in Gegenwart der Gräfin Rumiantzow darum. Infolge des Schwächezuſtandes, in dem ich mich befand, war ich noch nicht ganz im Beſitze meiner fünf Sinne und zeigte wohl Neigung, es für mich zu behalten, weil es von meinem Onkel, dem Bruder meines Vaters, ſtammte. Doch trat ich es ſchließlich meiner Mutter ab. Die Geſchichte wurde der Kaiſerin gemeldet, und ſie ſchickte mir zwei wundervolle Stoffe in derſelben Farbe und war zornig auf meine Mutter, die angeblich rückſichtslos einer faſt im Sterben liegenden Schmerz verurſacht hatte. Meine Mutter ihrerſeits merkte, daß man ſie kränken wollte und wurde übellaunig.

Als ich wieder geſund war, fand ich überall große Veränderungen. Bisher hatte man lediglich von Feſten, Vergnügungen und Behaglichkeit geſprochen, jetzt wurde nur noch von Streit und Zank, von Parteinahme und Feindſchaft geredet.

Seit unſerer Ankunft war uns zu ſtändiger Dienſtleiſtung Herr Betzkij, damals Kammerherr des Großfürſten, und Fürſt Alexander Trubetzkoj, ſein Kammerjunker, beigegeben worden. Außerdem hatte Herr Naryſchkin ſeinen Poſten behalten, und einer der Kammerjunker der Kaiſerin mit zwei von ihren Hofdamen taten bei uns abwechſelnd Dienſt. Meine Mutter ſchenkte allmählich Herrn Betzkij ihr Vertrauen, der für ſie eine Verbindung mit dem Prinzen und der Prinzeſſin von Heſſen-Homburg bedeutete: er war ein natürlicher Bruder der Prinzeſſin als unehelicher Sohn des alten Marſchalls Trubetzkoj von einer ſchwediſchen Dame aus der Zeit ſeiner Gefangenſchaft in Schweden unter Karl XII., nach der Schlacht bei Narwa. Dieſe Verbindung mißfiel vielen, namentlich dem Grafen Leſtocq, ferner dem Oberhofmarſchall des Großfürſten, Brümmer, der meine Mutter nach Rußland gebracht hatte, am meiſten aber der Gräfin Rumiantzow, die meine Mutter bei der Kaiſerin oft ſchlecht zu machen ſuchte.

Der Zank wurde vom Grafen Beſtuſhew überall hingetragen, nach der abſcheulichen Maxime, daß man teilen muß, um zu

herrſchen.[1] Es gelang ihm völlig, alle Gemüter aufzuregen; niemals hat es weniger Eintracht in der Stadt und bei Hofe gegeben, als ſolange er Miniſter war. Aber ſchließlich wurde er das Opfer ſeiner eigenen Ränke, wie es gewöhnlich den Menſchen geht, die mehr auf ihre Intrigen bauen als auf Offenheit und Redlichkeit ihres Handelns.

Der Großfürſt hatte mir während meiner Krankheit große Aufmerkſamkeiten erwieſen.[2] Als es mir beſſer ging, ſetzte er das fort. Ich ſchien ihm zu gefallen;[3] ich kann aber weder ſagen, daß er mir gefiel, noch daß er mir nicht gefiel. Ich verſtand nur zu gehorchen, und verheiraten mußte mich meine Mutter; ich glaube in Wahrheit lag mir aber an der ruſſiſchen Krone mehr als an ſeiner Perſon.

Er war damals ſechzehn Jahre alt. Bevor er die Pocken gehabt hatte, war er ganz hübſch, aber ſehr klein und ſehr kindlich. Er pflegte mich von Spielſachen und Soldaten zu unterhalten, mit denen er ſich von früh bis ſpät beſchäftigte. Ich hörte ihm aus Höflichkeit und Gefälligkeit zu und oft gähnte ich, ohne recht zu wiſſen warum. Aber ich verließ ihn nicht, und er dachte auch, er müſſe mit mir ſprechen; weil er nur von Dingen ſprach, die ihm ſelbſt Freude machten, unterhielt er ſich ſehr gut, wenn er lange mit mir ſprach. Viele hielten das für eine wirkliche Zuneigung, namentlich diejenigen, die meine Heirat wünſchten. Wir kannten aber nie unter uns die Sprache der Zärtlichkeit: es war doch wohl nicht meine Sache, ſie in Gang zu bringen,

[1] Aber am 4. Auguſt 1756 hatte die Großfürſtin Katharina Alexejewna an Sir Charles Williams geſchrieben: „... Sicherlich, um zu herrſchen, muß man teilen!"

[2] Die Fürſtin ſchreibt an ihren Gemahl: „Der Großfürſt iſt in Verzweifelung geweſen, ſolange die junge Perſon krank war."

[3] Die Fürſtin hatte ſchon am 18./29. Februar 1744 an ihren Gemahl geſchrieben: „... unſere Tochter macht hier einen ſehr guten Eindruck, die Monarchin hat ſie zärtlich lieb, und der Thronfolger liebt ſie; die Sache iſt gemacht!" Marquis de la Chétardie ſchreibt am 28. Februar (5. März) nach Hamburg: „... Ihre Kaiſerliche Majeſtät hat ſo viel Wohlwollen und Liebe für die genannte Prinzeſſin, wie der Großfürſt liebenswürdig zu ihr iſt, was nicht wenig ſagen will."

meine Beſcheidenheit hätte mir das nicht erlaubt, ſelbſt wenn ich ſo empfunden hätte, und mein natürlicher Seelenſtolz reichte hin, um mich zu verhindern, die erſten Schritte zu tun. Er aber dachte auch gar nicht daran, was, offengeſtanden, mich nicht gerade zu ſeinen Gunſten einnahm. Denn wie wohlerzogen ein Mädchen auch ſein mag, es wird doch immer gern Schmeichelworte und Zärtlichkeiten hören, namentlich von jemand, von dem ſie ſolche anhören darf, ohne zu erröten!

Nach meiner Krankheit zeigte ich mich zum erſten Male wieder öffentlich am 21. April 1744, meinem Geburtstage;[1] ich wurde fünfzehn Jahre alt.

Nach dieſem Tage wünſchte die Kaiſerin und der Großfürſt, der Biſchof Simeon Teodorskij von Pleskau ſollte mich beſuchen und mit mir über die Dogmen der griechiſchen Kirche ſprechen. Der Großfürſt meinte, der würde mich überzeugen, wovon ich ſchon ſeit meinem Eintritt in das Reich feſt überzeugt war, daß die himmliſche Krone von der irdiſchen nicht getrennt werden könne. Ich hörte den Biſchof von Pleskau demütig und ohne ihm je zu widerſprechen an. Übrigens war ich in der lutheriſchen Religion von einem Kirchenmann namens Wagner, einem Geiſtlichen im Regiment meines Vaters, unterrichtet worden, der mir oft geſagt hatte, jeder Chriſt dürfe bis zu ſeiner erſten Kommunion die Religion wählen, die ihm die überzeugendſte ſchiene. Ich war noch nicht zur Kommunion gegangen, alſo fand ich, der Biſchof habe in jeder Hinſicht recht. Er ließ meinen Glauben nicht geringer werden, ſtärkte mich im Dogma, und meine Bekehrung koſtete ihn keine Mühe. Oft fragte er mich, ob ich Einwände zu machen oder Zweifel zu äußern hätte; aber meine Antwort war immer kurz und zufriedenſtellend für ihn, weil mein Entſchluß feſtſtand.[2]

---

[1] Journal der Kammerfuriere: „1744, 21. April, Sonnabend. Im Golowinſchen Palais Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät fand ein Bankett ſtatt zur Feier des Geburtstages Ihrer Durchlaucht der Prinzeſſin von Zerbſt."

[2] Am 8. Mai 1744 ſchreibt Prinzeſſin Sophie an ihren Vater: „... Weil ich faſt keinen Unterſchied zwiſchen der griechiſchen und der lutheriſchen Religion

Im Frühjahr dieſes Jahres ging die Kaiſerin, die ſeit einiger Zeit mit meiner Mutter nicht auf dem beſten Fuße zu ſtehen ſchien, wieder in das Troitza-Kloſter, wohin ihr der Großfürſt, meine Mutter und ich folgten. Der Archimandrit des Kloſters war damals gerade in hoher Gnade bei der Kaiſerin; er begleitete ſie mit den Biſchöfen von Moskau und von Petersburg überall hin, ſogar in die Komödie und auf Maskeraden, unmaskiert natürlich.

Als wir in Troitza angelangt waren, kam Graf Leſtocq in das Zimmer meiner Mutter; er ſah beſtürzt aus und ſagte zu ihr: „Madame, Sie können ſich zur Abreiſe rüſten und ihre Sachen packen!“ Meine Mutter fragte ihn, was dieſe Reden zu bedeuten hätten? Er antwortete ihr, die Kaiſerin wäre gewaltig erzürnt gegen ſie; Marquis de la Chétardie ſei verhaftet und aus Moskau ausgewieſen worden. Man habe in ſeinen Papieren Belaſtendes gegen meine Mutter gefunden, ſie habe die Kaiſerin ſchwer beleidigt. Meine Mutter bat ihn, ihr zu einer Ausſprache mit der Kaiſerin zu verhelfen, damit ſie wenigſtens vor ihrer Abreiſe erfahren könne, weſſen man ſie anklage und weſſen ſie ſchuldig ſei. Dieſe Ausſprache fand ſtatt; die Kaiſerin und meine Mutter blieben lange allein, und ſie kamen nach dieſer Unterredung beide hochrot wieder zum Vorſchein. Meine Mutter hatte geweint, und ſie glaubte die Kaiſerin beſänftigt zu haben. Aber dieſe vergaß nicht ſo leicht, und ſie hat meiner Mutter ihre Zuneigung nie wieder geſchenkt. Es gab aber auch wirklich zuviel Menſchen und Verhältniſſe, welche die beiden auseinanderbrachten.

---

finde, habe ich mich entſchloſſen (nach Prüfung der gnädigen Inſtruktionen Eurer Durchlaucht) die Religion zu wechſeln, und ich werde Ihnen mit der erſten Gelegenheit mein Glaubensbekenntnis ſchicken; ich darf mir mit der Hoffnung ſchmeicheln, daß Eure Durchlaucht damit zufrieden ſein wird.“ — In ſeiner Antwort aus Zerbſt vom 5. Juni ſchreibt der Fürſt: „... Ich gebe Dir dann hiemit meinen Väterlichen Seegen und Consens, mit der Erinnerung auf niemanden als auf den dreyeinigen Gott und ſein Wort Dein Vertrauen und Grund zu ſetzen und nach meiner Inſtruktion Dich öfters wohl zu prüfen, und was Dich ewig glücklich machen ſoll mit rechten Fleiß ſtets nachzudenken bemühen.“

Alles, was ich aus den verſchiedenen Redereien, die ich über den Gegenſtand hörte, herausbringen konnte, beſchränkt ſich eigentlich auf das, was ich hier berichte. Vor der Thronbeſteigung der Kaiſerin Eliſabeth hatte ſich der Marquis de la Chétardie, damals Geſandter des franzöſiſchen Hofes in Rußland, aus Haß gegen die Regentin,[1] aber auch aus Neigung und Berechnung eng an die damalige Prinzeſſin Eliſabeth angeſchloſſen. Er beſuchte ſie oft, blieb lange bei ihr, und nur Graf Leſtocq, damals ihr Leibarzt, war Zeuge ihrer Unterhaltungen. Ich weiß das von Frau Tſchoglokow, die damals Hofdame der Prinzeſſin war. Marquis de la Chétardie, der mit Leſtocq intim befreundet war, wußte von der vorbereiteten Revolution, welche die Prinzeſſin Eliſabeth auf den Thron heben ſollte; er lieh ſogar Leſtocq Geld, das ihm ſpäter zurückerſtattet wurde. Aber Leſtocq verheimlichte ihm Stunde und Tag, weil Marquis de la Chétardie ſich hatte ſo weit gehen laſſen, zu ſagen, er würde am Tage der Thronbeſteigung der Prinzeſſin Eliſabeth die ruſſiſche Armee, die man als der Regentin ergeben beargwöhnte, durch die Schweden angreifen laſſen, um, wie er ſagte, die Thronbeſteigung zu erleichtern, die man nämlich nicht für ſo einfach hielt, wie ſie nachher tatſächlich war. Er folgte darin ſicher ſeinen Inſtruktionen, er ſäete Unruhe und bemühte ſich die Kräfte Rußlands dadurch zu ſchwächen, daß er die Feinde des Landes aufhetzte, die Armee, welche ſozuſagen die Hauptſtadt deckte, in dem Augenblick anzugreifen, für den er den Ausbruch des Bürgerkrieges erhoffte. Aber Gott hatte es anders gefügt! Leſtocq war ſo klug, einen Teil ſeiner Pläne vor Marquis de la Chétardie geheimzuhalten. Weil der Geſandte ſchon abberufen war, reiſte er wenige Tage nach der Thronbeſteigung der Kaiſerin reich beſchenkt ab.

Der franzöſiſche Hof ſchickte ihn dann als Privatmann nach Rußland zurück, aber er hatte ein Beglaubigungsſchreiben als

[1] Prinzeſſin Anna Leopoldowna von Braunſchweig, die Mutter des Kaiſers Iwan VI.

Geſandter und als Miniſter zweiten Ranges in der Taſche, um es vorzuweiſen, wenn er das für dienlich und zweckmäßig halten würde. Während ſeiner Abweſenheit hatten ſich die Dinge ſehr geändert. Die Kaiſerin hatte eingeſehen, daß die Intereſſen des Reiches nicht dieſelben waren, die der Prinzeſſin einige Zeit am Herzen gelegen hatten. Herr de la Chétardie fand alſo die Türen, die ihm offen geweſen waren, verſchloſſen. Er nahm das übel und ſchrieb an ſeinen Hof, ohne ſich in ſeinen Ausdrücken zu mäßigen oder Perſonen zu ſchonen. Er hatte ſich eingebildet, die Kaiſerin und die Geſchäfte in der Hand zu haben, und hatte ſich darin getäuſcht! Sein Stil war bitter und beißend. Nun hatte er in dieſem Ton auch mit meiner Mutter, als ſeiner alten Bekannten, geſprochen: die hatte gelacht, und auch ihrerſeits manches zum Lachen beigetragen, hatte ihm wohl auch allerlei anvertraut, womit ſie glaubte unzufrieden ſein zu dürfen. Es hatten alſo zwiſchen ihnen über dieſe Dinge Geſpräche ſtattgefunden, die man unter anſtändigen Menſchen nicht weitergehen läßt. Herr de la Chétardie benutzte ſie aber für die Depeſchen an ſeinen Hof; Vizekanzler Beſtuſhew ließ ſeine Briefe abfangen und dechiffrieren und unterbreitete dann alles der Kaiſerin. Herr de la Chétardie wurde verhaftet, des Landes verwieſen,[1] und die Kaiſerin geriet in einen ſchrecklichen Zorn gegen meine Mutter. Befriedigung hatte von all dem nur Graf Beſtuſhew: es gelang ihm auf die Weiſe, die Karten immer mehr durcheinander zu bringen.

Aber die Partei, die ſich für meine Heirat intereſſierte, brachte die Dinge doch wieder leidlich in Ordnung, und nach der Rückkehr des Hofes nach Moskau[2] begann man, ſich mit meinem Glaubenswechſel und meiner Verlobung zu beſchäftigen.[3] Für

[1] Am 6. Juni 1744. — [2] Am 13. Juni 1744.

[3] Die Kaiſerin hatte am 1. Mai Fürſt Chriſtian Auguſt um ſeinen Konſens zum Glaubenswechſel und zu der Heirat ſeiner Tochter mit dem Großfürſten gebeten. Der Fürſt antwortete der Kaiſerin aus Zerbſt vom 5. Juni: „... Die beſonders höchſte Gnade und Ehre, wozu Ew. Kayſerl. Maj. meine Ihnen

die erſtere Zeremonie wurde der 28. Juni, für die andere der 29. Juni, der St. Peterstag angeſetzt.

Der Biſchof von Pleskau hatte mein Glaubensbekenntnis verfaßt und auch ins Deutſche überſetzt. Ich lernte es ruſſiſch auswendig wie ein Papagei, denn bisher kannte ich eigentlich nur ein paar volkstümliche Ausdrücke, doch wurde ich ſeit meiner Ankunft, das heißt ſeit Februar, von dem heutigen Senator Adadurow in der Landesſprache unterrichtet.[1] Der Biſchof von Pleskau, mit dem ich mein Glaubensbekenntnis einübte, hatte die ukrainiſche Ausſprache an ſich, Herr Adadurow ſprach ſo aus, wie es in Rußland eben gebräuchlich iſt.

So gab ich den beiden Herren Gelegenheit, mich zu verbeſſern, weil jeder wollte, ich ſollte nach ſeiner Weiſe ausſprechen. Als ich ſah, daß ſie unter ſich uneins waren, erzählte ich das dem Großfürſten, der mir riet, Adadurow zu folgen, „denn," ſagte er, „Sie würden mit der ukrainiſchen Ausſprache die Leute zum Lachen bringen." Er hieß mich mein Bekenntnis aufſagen, und

---

gantz devoteſte Tochter, Printzeſin Sophie Auguste Friederique Lbdn auserſehen, iſt eine Führung Gottes, wovor ich nebſt den meinigen Gott zu danken und Ew. Kayſerl. Maj. auf das beſtändigſte unterthänigſt verbunden verbleibe; auf allerhöchſten Verlangen aber und mit der allerinnigſten Freude gebe ich hiezu, jedoch gegen Ew. Kayſerl. Maj. und Se. Kayſerl. Hoheit, den Großfürſten auf das respectueuſeſte, meinen Väterlichen Seegen und Consens ſich mit höchſtgedachten Groß Fürſtens Kayſerl. Hoheit zu vermählen." Dem Großfürſten ſchrieb er am ſelben Tage: „... Meinen väterlichen Seegen und Consens hinzu habe bereits Ihro Kayſl. Maj. und hiebey Ew. Kayſl. Hoh. gehorſamſt zu eröffnen unermangelt ſeyn wollen." Über dieſes Schreiben bezeugte der Großfürſt große Freude, wie die Fürſtin berichtet: „... nie habe ich geglaubt, daß da Er an Deinen Consens Faſt nicht zweiffeln dürffen, die würkliche erlangung deſſelben und Dein ſchreiben ihm ſo rühren können ... Dein ſchreiben iſt tauſendt mahl embrassiert worden und wen Dich Alles daß Liebe und Gute wieder Fährt, ſo Dich von Deinen Neuen ſchwieger Sohn angewünſcht, wirſt Du Zeitlich und Ewig glücklich ſeyn."

[1] Bald nach dem Eintreffen der Prinzeſſin in Moskau findet ſich in den Sanktpeterburgskija Wedomoſti die Notiz: „Die junge Prinzeſſin zeigt großes Intereſſe für die Erlernung der ruſſiſchen Sprache und geruht täglich mehrere Stunden auf das Studium derſelben zu verwenden."

ich tat es, erſt mit ukrainiſcher Ausſprache und dann ruſſiſch. Der Großfürſt empfahl mir, die letztere Ausſprache zu wählen, was ich auch tat, gegen die Meinung des Biſchofs von Pleskau, der behauptete, er ſei im Recht.

Für die letzten drei Tage vor dem 28. Juni legte mir der Biſchof Faſten auf. Als ich am 28. frühmorgens aufſtand, ſchickte die Kaiſerin nach mir und wünſchte, ich ſollte mich in ihren Gemächern ankleiden laſſen. Niemand wußte, wer Patenſtelle bei mir übernehmen würde. Die Kaiſerin konnte es nicht ſein, weil ſie dieſes Amt bei dem Großfürſten gehabt hatte und weil nach dem Ritus der griechiſchen Kirche ſich zwei Menſchen nicht heiraten dürfen, welche gleiche Paten gehabt haben. Alle Welt legte es darauf an, meine Patin zu ſein. Die Prinzeſſin von Heſſen wollte es gern, die Fürſtin Tſcherkaſſkij, die Witwe des Großkanzlers, noch viel mehr, auch verſchiedene andere, die ich nicht alle aufzählen kann. Frau Izmajlow, die Favoritin der Kaiſerin, hat mir ſelbſt erzählt, ſie habe ſich erkühnt, am Morgen dieſes Tages Ihre Majeſtät zu fragen, ob ſie auch nicht vergeſſen habe, daß eine Patin nötig ſei, und daß Ihre Majeſtät dieſes Amt nicht ausüben könne. Die Kaiſerin habe ihr entgegnet, es werde ſich alles zu ſeiner Zeit und an ſeinem Ort finden. Sie hat mir auch erzählt, daß alle Damen von Rang für dieſes Amt in Betracht gezogen werden wollten.

Als ich angekleidet war, ging ich zur Beichte, und ſobald es Zeit war zur Kirche zu gehen, holte mich die Kaiſerin ſelbſt ab. Sie hatte mir ein dem ihrigen gleiches Kleid machen laſſen, Karmoiſin mit Silber[1] und in großer Prozeſſion zogen wir

[1] In ihrer Relation über die Feierlichkeit beſchreibt die Fürſtin Johanna Eliſabeth das Ausſehen ihrer Tochter wie folgt: „Ihre Kaiſerliche Majeſtät hatte ihr ein Kleid adrienne machen laſſen, das in allem dem gleich war, welches ſie ſelbſt an dieſem Tage trug, aus rotem Gros de Tour, auf allen Nähten mit einem Muſter von ſilberner Borde beſetzt. Auf dem Kopf trug ſie ohne jeden ſonſtigen Putz ein weißes Band, die Haare waren ungepudert: ſie trug keine Juwelen außer den großen Ohrringen und der Schleife, die Ihre Kaiſerliche Majeſtät ihr während ihrer Krankheit geſchenkt hatte. Sie war ein wenig bleich,

durch alle Gemächer hindurch, in denen eine unzählige Menge von Menſchen Aufſtellung genommen hatte, zur Kirche. An der Tür mußte ich auf einem Kiſſen niederknien. Dann befahl die Kaiſerin, mit der Zeremonie noch zu warten; ſie durchſchritt die Kirche und entfernte ſich in ihre Gemächer. Eine Viertelſtunde ſpäter kehrte ſie zurück und führte an der Hand die Äbtiſſin des Nowodewitſchij-Kloſters, die wenigſtens achtzig Jahre alt war und im Geruche großer Heiligkeit ſtand. Sie ſollte alſo meine Patin ſein, und jetzt begann die Zeremonie. Wie man ſagte, habe ich mein Glaubensbekenntnis beſtens abgelegt, ich ſoll laut und deutlich und ſehr gut und korrekt geſprochen haben. Als ich am Ende war, ſah ich, daß viele Anweſende Tränen vergoſſen, unter ihnen auch die Kaiſerin. Ich bewahrte gute Haltung und wurde dafür gelobt.[1] Nach der Meſſe holte

---

die vornehme Kleidung hob ihre gewöhnliche weiße Farbe noch, und ich kann ſagen, ich fand ſie ſchön".

[1] Die Fürſtin berichtet: „... meine Tochter ſprach alle Artikel mit klarer und feſter Stimme und mit einer Ausſprache, die alle Anweſenden verwunderte, und ließ auch nicht ein Wort aus. Ich war ſchon vorher ſo ſehr gerührt, daß ſie noch nicht das erſte Wort ausgeſprochen hatte, als ich in Tränen ausbrach. Ihre Majeſtät hatte ihr Geſicht vor den Blicken aller verdeckt. Alle Anweſenden beteten mit uns, die Greiſe ſchluchzten, die jungen Leute, die dabei waren, hatten Tränen in den Augen.... Sie ſprach und beantwortete alle die Glaubensartikel betreffenden Fragen mit guter Haltung und Feſtigkeit. Ihr Benehmen von dem Augenblicke an, da ſie die Kirche betreten hatte und während der Dauer der ganzen Zeremonie war ſo voll Adel und Würde, daß ich ſie bewundert hätte, wenn ſie mir nicht die geweſen wäre, die ſie iſt". — Der preußiſche Geſandte berichtete: „Alle Anweſenden haben Ströme von Tränen vergoſſen. Aber die junge Prinzeſſin hat nicht eine einzige während der Feierlichkeit vergoſſen und hat ſich benommen wie eine wahre Heldin. Sie hat auch die ruſſiſche Sprache höchſt korrekt ausgeſprochen; kurz, ſie wird bewundert von der Monarchin, von ihrem Zukünftigen und von der ganzen Nation". (Depeſche vom 29. Juni 1744). — Die Sanktpeterburgskija Wedomoſti 1744, No. 55, S. 488, ſchrieben: „Es iſt unmöglich zu beſchreiben, welche Würde und Inbrunſt die erlauchte Prinzeſſin bei der feierlichen Handlung bewies, ſo daß ſich Ihre Kaiſerliche Majeſtät ſelbſt und der größte Teil der anweſenden hochgeſtellten Perſönlichkeiten vor Freude der Tränen nicht enthalten konnte."

mich die Kaiſerin und führte mich zur Kommunion.[1] Als wir die Kirche verlaſſen hatten und wieder im Gemach der Kaiſerin waren, beſchenkte ſie mich mit einem Kollier und einem Schmuck für die Taille von Brillanten.[2]

Am ſelben Abend begab ſich der ganze Hof vom Annenhofpalaſt nach dem Kreml.[3] Am nächſten Morgen ſandte mir die Kaiſerin ihr Portrait ſowie das des Großfürſten als Armband mit Brillanten, der Großfürſt ſchickte mir eine Taſchenuhr und einen prachtvollen Fächer.[4] Als ich angekleidet war, führte mich meine Mutter zur Kaiſerin, wo wir den Großfürſten ſchon vorfanden. Ihre Kaiſerliche Majeſtät verließ ihre Gemächer mit großem Gefolge und begab ſich zu Fuß in die Kathedrale, wo ich durch den Erzbiſchof von Nowgorod, der mir am Tage zuvor das Glaubensbekenntnis abgenommen hatte, mit dem Großfürſten verlobt wurde.

Hier in der Kirche, gleich nach der Verlobung, erhielt ich den

[1] An dieſem Tage erhielt die Prinzeſſin Sophie den Namen Katharina Alexejewna.

[2] Relation der Fürſtin: „ſie ſchenkte ihr eine Brillantenagraffe und ein Collier im Werte von 150000 Rubel". — Die Sanktpeterburgskija Wedomoſti 1744, Nr. 55 ſprechen von „einer Agraffe und einem zuſammenlegbaren Heiligenbild mit Brillanten, die mehrere 100000 Rubel wert waren".

[3] Relation der Fürſtin: „An dieſem ganzen Tage hatte ich noch den Vortritt vor meiner Tochter... Kaum hatten wir das tun können [uns auszukleiden] als Ihre Kaiſerliche Majeſtät zu uns kam. Die huldvolle Monarchin erſchien, um ſich zu erkundigen, ob ihre Kinder ſich nach der Ermüdung des Tages wohl befänden. Sie übergab mir den Ring, den meine Tochter mit dem Großfürſten tauſchen ſollte. Dieſe Ringe ſind in jeder Hinſicht wirklich kleine Wunderdinge. Beide zuſammen mögen wohl 50000 Dukaten gekoſtet haben".

[4] Relation der Fürſtin: „Der Geheimrat Leſtocq brachte meiner Tochter als Geſchenk der Kaiſerin ihr Porträt und das des Großfürſten in einem Brillantenarmband." — Nach der Relation der Fürſtin ſchickte der Großfürſt ſeine Geſchenke nicht am Morgen, ſondern überreichte ſie perſönlich nach der Zeremonie: „Nachdem wir uns ein wenig ausgeruht hatten, kam der Großfürſt zu uns. Er brachte meiner Tochter eine mit großen Brillanten beſetzte Uhr im Wert von 15000 Rubel und einen mit Brillanten beſetzten Fächer von auserleſenem Geſchmack".

Titel ‚Großfürstin' mit dem Prädikat ‚Kaiſerliche Hoheit'[1]. Als Fürſt Nikita Jurjewitſch Trubetzkoj, damals General-Prokuror des Senats, von der Kaiſerin den Befehl bekam, dem Senat den Ukas aufſetzen zu laſſen für die Titel, die mir die Kaiſerin nach altem Herkommen verlieh, fragte er, ob das Wort nasledſtwa, welches das Thronfolgerecht ausdrückt, hinzugefügt werden ſollte? Die Kaiſerin verneinte das. Aber er hat während ſeines ganzen Lebens verſucht, ſich vor meiner Mutter und mir wegen dieſer Frage etwas zugute zu tun. Das weiß auch ſeine Familie, aber ſchließlich hat er, mit Ausnahme dieſer Frage, niemals in der Sache etwas getan, oder zu tun gewagt, und ich habe es immer für das genommen, was es war, nämlich einfach für die Handlung eines Höflings.

Seit dieſem Tage hatte ich den Vortritt vor meiner Mutter; ich muß allerdings ſagen, daß ich die Gelegenheiten vermied, ſoweit ich konnte.[2] Auch wurde mir jetzt die Hand geküßt. Viele taten das gleichfalls bei meiner Mutter, manche unterließen es aber auch, ſo zum Beiſpiel der Großkanzler Beſtuſhew.

[1] Am 1./12. Juli ſchreibt die Fürſtin ihrem Gemahl: „Durch Gegenwärtigen Courier habe Dich endlich einzuberichten, daß nachdem unſere liebe Tochter letzt hinterlegten Donnerſtag, als den 9ten dieſes, ihr öffentliches Glaubensbekenntnis Abgelegt und ſich davon zum höchſten Wohlgefallen Ihro Kayſerl. Majeſtät aquittiert, dieſelbe Tages darauf Als vorgeſtern in hieſiger Groſſen cathédral des Eremels mit gewöhnlichen cérémonien dem GrosFürſt Mittelſt Ertz-Biſchöfflichen ſeegen und von Keyſerl. Majestet ſelbſt Geſchehner Vertauſchung der ringe an Verſprochen worden und ſo fort unter dem Titel einer Grosfürſtin Aller Reußen und Keyſerlichen Hoheit ſowohl in denen öffentlichen Gebehten als deshalb ergebene oukasen declariert worden".

[2] Relation der Fürſtin: „Benachrichtigt, daß Ihre Majeſtät uns erwarte, begaben wir uns zu ihr. Der Großfürſt reichte mir die Hand, meine Tochter folgte allein. Als wir bei Ihrer Majeſtät eingetreten waren, ließ ich meiner Tochter zum erſten Male den Vortritt". — Am 10. (21.) Juli ſchreibt die Fürſtin an ihren Gemahl: „Chatarina Alexsewna, deren erſte ſchritte zu ihren großen Fortun Du nun ſchon belehret ſein wirſt, leget Ihren kindlichen Gehorſahm, den ſie Ihren Guten Gemühte nach gewiß nie vergeſſen wirdt, Dich zu küſſen. Sie ſchickt Sich Alltklug in ihren neuen ſtandt, ſo offt ſie aber über mir Gehen mus, kan ſie nicht laſſen roht zu werden".

Meine Mutter hielt das für Böswilligkeit von ſeiner Seite, und das trug wieder zur Verſchlimmerung des Haders zwiſchen ihnen bei.

Am 17. Juli 1744 befeierte die Kaiſerin in Moskau den, ich glaube ein Jahr vorher, mit den Schweden geſchloſſenen Frieden.[1] Sie begab ſich dazu wieder in den Kreml und ging nach einem feierlichen Tedeum in der Kathedrale nach der Granowitaja Palata, dem alten Audienzſaal, wo ſie Beförderungen und Auszeichnungen in großer Menge bekanntgab. Ich nenne hier diejenigen, an die ich mich erinnere, viele andere habe ich vergeſſen: Marſchall Lascy bekam einen Degen mit Diamanten; Vizekanzler Graf Beſtushew wurde zum Großkanzler ernannt; Kammerherr Woronzow wurde Vizekanzler und Graf, die Kammerjunker Hendrikow, Skawronskij, Tſchoglokow Kammerherren; Gräfin Rumiantzow und Frau Naryſchkin wurden Staatsdamen; Prinzeſſin Kantemir, die Tochter der Prinzeſſin von Heſſen, Kammerfräulein; die Herren Brümmer, Leſtocq und Rumiantzow bekamen den Grafentitel, die beiden erſten von dem Römiſchen Kaiſer Karl VII., der letztere von der Kaiſerin.

Mein Hofſtaat wurde gebildet und ihm die folgenden Perſonen zugeteilt: Fürſt Alexander Michajlowitſch Golitzyn, jetzt Feldmarſchall, wurde mein Kammerherr zuſammen mit Graf Jeſimowskij und dem jüngeren Grafen Hendrikow; als Kammerjunker gab man mir Graf Zachar Grigorjewitſch Tſchernyſchow, jetzt kommandierender General und Vizepräſident des Kriegskollegiums, Herrn Villebois, danach Feldzeugmeiſter der Artillerie nnd Graf Andrej Beſtushew, den Sohn des Großkanzlers.[2]

---

[1] Der Frieden von Åbo, 1743. — Das Friedensfeſt fing aber nicht am 17., ſondern am 15. Juli 1744 an.

[2] Darüber ſchreibt die Fürſtin: „... Was mir nicht gefällt, iſt, daß es lauter junge Leute ſeyn, wir hofften immer der Dich bekannte Nariskyn ſollte mit benandt oder Hofmahrſchal werden, wie aber die Großen Öffters nicht das gut Finden, was Andere vorſchlagen, Alſo iſt auch daraus Nichtes worden, vielleicht da noch keiner Genandt kompt es noch dazu".

Nachdem dieſes Friedensfeſt durch Bälle, Maskeraden, Feuerwerke, Illuminationen, Opern und Komödien wenigſtens acht Tage lang befeiert worden war, reiſte die Kaiſerin nach Kijew ab. Der Großfürſt, meine Mutter und ich waren ein paar Tage vor ihr aufgebrochen.[1]

Auf dieſer Reiſe entſtanden arge Mißhelligkeiten in unſerem Gefolge, und zwar gab es folgendes. Der Großfürſt ſollte einen Wagen benutzen mit ſeinem Oberhofmarſchall Graf Brümmer, dem Oberkammerherrn Bergholz und ſeinem Oberjägermeiſter Herrn Brehdal, alſo den Herren, die mit ſeiner Erziehung betraut waren. Ich fuhr zuſammen mit meiner Mutter, mit Gräfin Rumiantzow und mit Fräulein v. Khayn, der Hofdame meiner Mutter. Der Großfürſt, der ſich in ſeinem Wagen mit den Pädagogen langweilte, wollte mit meiner Mutter und mir fahren, und er rief als vierten irgendeinen von den Herren des Gefolges zu ſich. Meiſtenteils war das entweder Fürſt Golitzyn oder Graf Tſchernyſchow, meine Kavaliere, die ebenſo lebhaft und ausgelaſſen waren wie wir. Meine Mutter wiederum langweilte es, auf einer ſo langdauernden Reiſe mit drei Kindern allein zu ſein. Damit nun jedermann zu ſeinem Rechte käme, ließ ſie in einen von den Wagen, in denen ſich unſere Betten befanden, Bretter und Kiſſen hineinlegen, ſo daß acht bis zehn Perſonen in ihm ſitzen konnten. Als dieſes Gefährt fertig war, wollten wir es nicht mehr verlaſſen, und außer meiner Mutter, dem Großfürſten und mir ließen wir in ihm nur ſolche Perſonen Platz nehmen, die uns gut zu unterhalten und zu erheitern verſtanden: vom Morgen bis zum Abend lachten wir nur, ſpielten und machten Dummheiten.

[1] Sanktpeterburgskija Wedomosti 1744: „Aus Moskau vom 26. Juli. Heute Nachmittag haben Ihre Kaiſerlichen Hoheiten der Großfürſt und die Großfürſtin, ſowie Ihre Durchlaucht die Fürſtin von Anhalt-Zerbſt in Begleitung einiger von ihren Hofherren und eines kleinen Gefolges von hier die Reiſe nach Kijew angetreten ... und Ihre Kaiſerliche Majeſtät hat die Abſicht morgen abend oder übermorgen früh ebendahin aufzubrechen und unterwegs hundert Werſt zu Fuße zurückzulegen".

Die Gräfin Rumiantzow, die Herren Brümmer und Bergholz und Fräulein v. Khayn wurden dabei nie zugezogen, was ſie ſehr übelnahmen. Sie mißbilligten, kritiſierten und ſchalten alles, was wir taten. Zu vieren fuhren ſie zuſammen in einem Wagen, und während wir uns luſtig unterhielten, gaben ſie ſich ihrer böſen Laune hin und machten ſich gegenſeitig auf unſere Koſten gallig. Natürlich wußten wir das in unſerem Wagen und machten uns nur darüber luſtig.

Wir kamen durch die Städte Serpuchow, Tula, Sewsk, erreichten die Ukraine, paſſierten Gluchow, Baturin, Neshin und kamen ſchließlich nach Kozeletz,[1] wo ſich Graf Razumowskij ein großes Haus hatte bauen laſſen.[2]

Hier warteten wir drei Wochen lang auf die Kaiſerin. Auf jeder Station waren achthundert Pferde; die Kaiſerin kampierte die meiſte Zeit, ſie ging auch zu Fuß und jagte ſehr oft. Endlich, am 15. Auguſt, kam ſie in Kozeletz an. Hier gab es nun nichts mehr als immerzu Muſik und Tanz. Auch geſpielt wurde, und zwar derartig hoch, daß manchmal an die vierzig- bis fünfzigtauſend Rubel auf den verſchiedenen Spieltiſchen rollten.

Nachdem wir einige Zeit in Kozeletz zugebracht hatten, brachen wir nach Kijew auf. Die Kaiſerin war vorausgefahren: wir erreichten ſie im Lager am diesſeitigen Dnjeprufer. Der Blick von hier auf die Stadt Kijew an der anderen Seite iſt wunderbar. Am 29. Auguſt 1744 überſchritt die Kaiſerin mit uns die Brücke über den Dnjepr und zog in Kijew ein. Hier, wie in allen Städten, die wir ſeit Moskau berührt hatten, kam uns der Klerus aus der Stadt entgegen. Sobald die Kirchenfahnen ſichtbar wurden, verließen wir die Wagen, und unſer Einzug in die Städte erfolgte zu Fuß hinter dem Kreuz.

---

[1] Am 2. Auguſt 1744. — Es handelt ſich um Kozeletz (Gouv. Tſchernigow, früher Kijew), nicht um Kozelsk (Gouv. Kaluga), wie Katharina irrtümlich ſchreibt, auch in Stück IV (Bd. 2, S. 17).

[2] „Ein recht kaiſerliches Palais, wohl meublirt und wohl eingetheilt", ſchreibt die Fürſtin.

Die Kaiſerin begab ſich in das Petſcherskij-Kloſter und in die Kirche, in der ſich das angeblich von St. Lukas gemalte wundertätige Bild der Heiligen Jungfrau befindet. In meinem ganzen Leben hatte noch nichts ſolchen Eindruck auf mich gemacht, wie die großartige Pracht dieſer Kirche, in der alle Heiligenbilder mit Gold, Silber und Juwelen bedeckt ſind. Die Kirche ſelbſt iſt geräumig und zeigt den gotiſchen Stil, der Kirchen ein viel erhabeneres Ausſehen verleiht, als man ihnen jetzt gibt, wo allzuviel Licht und zu große Fenſter ſie in nichts mehr von Ball- oder Gartenſälen unterſcheiden laſſen.

Am folgenden Tage wurde das Feſt des St. Alexander Newskij-Ordens durch eine feierliche Meſſe begangen, bei der wir gegen den Brauch in Hofroben erſcheinen mußten, obwohl die Kaiſerin in Moskau angeordnet hatte, wir ſollten keine großen Toiletten mitnehmen.

In Kijew trafen wir Graf Flemming, der vom König von Polen an die Kaiſerin abgeſandt war, um ihr bei der Ankunft an der Grenze des Königreiches ſeine Grüße zu entbieten.

Am 5. September, dem Namenstage der Kaiſerin, gab es in Kijew noch ein großes Feſt. Sonſt wurden alle Tage zum Beſuche der Kirchen und Klöſter verwandt, oder auch für Ausflüge, wobei die Kaiſerin ſich nach der einen, der Großfürſt, meine Mutter und ich nach der anderen Seite wandten. Die Kaiſerin wünſchte nicht, daß ich oder der Großfürſt die Höhlen beſuchte; ſie fand die Luft feucht und ſchlecht.

Gegen Ende unſeres Aufenthaltes in Kijew beſuchte die Kaiſerin mit uns ein Kloſter, wo Komödie geſpielt werden ſollte. Die Komödie fing gegen ſieben Uhr abends an. Wir mußten durch die Kirche gehen, um in das Theater zu gelangen. Die Komödie beſtand eigentlich aus mehreren. Es gab Prologe, Ballette, eine Komödie, in der Mark Aurel ſeinen Günſtling aufknüpfen läßt, eine Kampfſzene, in der Koſaken die Polen ſchlagen, einen Fiſchzug auf dem Dnjepr und Chöre ohne Zahl. Die Kaiſerin hielt aus bis gegen zwei Uhr morgens; dann aber

ließ ſie fragen, ob es bald zu Ende ginge. Die Antwort lautete, es ſei noch nicht die Hälfte erledigt, aber wenn Ihre Majeſtät Befehl gäbe, würde man ſofort aufhören. Sie ließ ſagen, es ſolle ein Ende gemacht werden; man erbat jetzt nur die Erlaubnis, noch ein Feuerwerk abbrennen zu dürfen, und zwar auf dem Theater, das im Freien aufgebaut war, dem gegenüber die Kaiſerin mit dem ganzen Hof unter einem Zeltdach ſaß, hinter welchem die Wagen ſtanden. Die Kaiſerin geſtattete, das Feuerwerk abzubrennen, aber was geſchah? Die erſten losgelaſſenen Raketen flogen gerade in und auf das Zelt und dahinter; die Pferde ſcheuten; die Menſchen im Zelt wußten nicht wohin. Die Verwirrung war groß und hätte leicht gefährliche Folgen haben können; man hörte alſo mit dem verhängnisvollen Feuerwerk auf, und alle Anweſenden entfernten ſich etwas verängſtigt, obwohl ich nichts davon gehört habe, daß jemand verletzt wurde.

Wenige Tage ſpäter[1] brach die Kaiſerin und der ganze Hof wieder nach Moskau auf. Unterwegs trafen wir Frau Leontjew, die Tochter der Gräfin Rumiantzow, mit ihrem Gemahl. Wir nötigten ſie in unſeren Wagen. Das verſöhnte aber nicht etwa ihre Mutter, – im Gegenteil, es ärgerte dieſe nur noch mehr, wie die Tochter ſelbſt zugab.

Als wir wieder nach Kozeletz kamen, nahmen wir da kurzen Aufenthalt. Hier hatte meine Mutter einen erregten Auftritt mit dem Großfürſten, der zwar für den Augenblick keine Folgen hatte, aber doch ſeine Spuren hinterließ. Die Sache ging ſo zu. Meine Mutter ſaß in ihrem Zimmer und ſchrieb, als er bei ihr eintrat. Neben ihr auf einem Stuhl ſtand ihr Schmuckkäſtchen, in dem ſie alles Wichtige, auch Briefe, aufzubewahren pflegte. Er war damals ſehr lebhaft, und wie er ſo im Zimmer umhertollte, ſtieß er an das Käſtchen an (meine Mutter hatte ihn gebeten, es nicht zu berühren) und warf es auf die Erde. Meine Mutter dachte im erſten Augenblick, er habe

[1] Am 8. September 1744.

das absichtlich getan. Er wollte zuerst um Verzeihung bitten, weil er aber sah, daß die Entschuldigung nicht angenommen wurde, wurde er nun auch ärgerlich. Ich trat in das Zimmer, gerade als der Auftritt auf seinem Höhepunkt war; und er wandte sich jetzt an mich, um mir seine Unschuld zu beweisen. Ich sah mich also zwischen zwei Feuern, und weil ich es mit keinem verderben wollte, schwieg ich, aber mein Schweigen brachte beide auf. Es hätte wenig gefehlt, so wäre ich noch gescholten worden. Meine Mutter schmollte mit mir; den Großfürsten wußte ich schon zu versöhnen. Als meine Mutter fortgegangen war, erzählte er mir, wie sich die Sache zugetragen hatte, und zwar so unbefangen, daß ich an der Wahrheit der Tatsachen nicht zweifeln konnte. Ich kannte ja auch die Aufgeregtheit meiner Mutter, deren erste Impulse immer sehr heftig waren. Aber es blieb zwischen dem Großfürsten und meiner Mutter eine innere Spannung bestehen, die seitdem immer noch gewachsen ist.

Als wir wieder in Moskau waren,[1] wurden die Vergnügungen für den Herbst und Winter festgesetzt: Opern, Komödien und Maskeraden.

Um diese Zeit hielt es die Kaiserin für angebracht, mir drei Hofdamen zu geben, und die ihrigen hörten auf, bei mir Dienst zu tun. Sie wählte zu diesem Zwecke die beiden Prinzessinnen Gagarin, Prinzessin Nastasja, die als Braut des Fürsten Golitzyn, des jetzigen Feldmarschalls, starb, und Prinzessin Darja, die seine Frau wurde, – sowie Fräulein Koscheliow, der später ein kleines Malheur zustieß.

Ich tanzte damals so gern, daß ich morgens von sieben bis neun Uhr tanzte, unter dem Vorwand von Ballettstunden bei Landé, dem üblichen Tanzlehrer für Hof und Gesellschaft. Um vier Uhr nachmittags kam dann Landé wieder, und unter dem

[1] Sanktpeterburgskija Wedomosti 1744: „Aus Moskau vom 24. September. Ihre Kaiserlichen Hoheiten der Großfürst und die Großfürstin sind am 20. dieses Monats nachmittags wohlbehalten und bei erwünschter Gesundheit aus Kijew hierher zurückgekehrt."

Vorwande von Proben tanzte ich wieder bis ſechs Uhr. Dann kleidete ich mich zur Maskerade an, wo ich noch einen Teil der Nacht hindurch tanzte.

Damals war jeden Dienstag eine Art Maskerade bei Hof, die wohl nicht nach jedermanns Geſchmack war, aber mir mit meinen fünfzehn Jahren gefiel ſie ſehr. Die Kaiſerin hatte beſtimmt, daß bei dieſen Maskeraden, zu denen nur von ihr bezeichnete Perſonen Zutritt hatten, alle Männer als Frauen und alle Frauen als Männer gekleidet zu erſcheinen hätten. Ich muß ſagen, es konnte nichts Häßlicheres und gleichzeitig Lächerlicheres geben, als die meiſten ſo vermummten Männer, und nichts Jämmerlicheres, als die Frauen in Männerkleidung. Wirklich gut ſah allein die Kaiſerin aus, der die Männerkleidung am beſten ſtand; ſo koſtümiert war ſie tatſächlich ſehr ſchön.[1] Bei dieſen Maskeraden waren die Männer im allgemeinen in einer hündiſchen Laune, und die Frauen liefen beſtändig Gefahr, von dieſen ſchrecklichen Koloſſen umgeſtoßen zu werden, denn die gingen höchſt ungeſchickt mit ihren rieſigen Reifröcken um. Man wurde immerwährend angeſtoßen, denn wie ſehr man ſich auch zuſammennahm, man fand ſich immer wieder zwiſchen ihnen, weil die Gewohnheit es mit ſich brachte, daß ſich die Damen den Reifröcken näherten.

Auf einem dieſer Bälle habe ich einmal einen ſehr ſpaßhaften Fall getan. Der ſehr große Herr Sievers, damals Kammerherr, in einem Reifrock, den ihm die Kaiſerin gegeben hatte, tanzte die Polonaiſe mit mir. Hinter mir tanzte die Gräfin Hendrikow und wurde durch den Reifrock von Sievers umgeworfen, als er mir beim Wenden die Hand reichte; im Fallen ſtieß ſie mich wieder derartig, daß ich glatt unter Sievers Reifrock fiel, der an meiner Seite hochgekommen war. Herr Sievers verwickelte ſich in den langen Kleidern, die ganz in Unordnung geraten waren, und ſo

[1] Die Fürſtin ſchreibt einmal ihrem Gemahl, ſie habe die Kaiſerin „wie ein Cavalier gekleidet geſehen, nichts ſchöneres hat die natur formiert, ich konnte kein Auge von Ihnen verwenden".

lagen wir alle drei auf der Erde und ich gerade unter ſeinem Rock. Ich kam um vor Lachen und verſuchte, mich zu erheben, aber man mußte uns aufheben kommen, weil wir alle drei in Herrn Sievers Kleider derartig verwickelt waren, daß keiner aufſtehen konnte, ohne die beiden anderen wieder zu Falle zu bringen.

Bei dieſen Maskeraden fiel es auf, daß die alte Gräfin Rumiantzow häufige Unterhaltungen mit der Kaiſerin hatte, und daß dieſe zu meiner Mutter ſehr kühl war. Es gehörte nicht viel dazu, um zu erraten, daß Frau Rumiantzow die Kaiſerin aufſtachelte und ihr auch den Groll beizubringen ſuchte, den ſie ſelbſt ſeit der ukrainiſchen Reiſe in ihrem Innern gegen die Inſaſſen des Wagens nährte, von dem ich erzählt habe. Daß ſie nicht ſchon früher damit angefangen hatte, kam nur daher, weil ſie ſich bisher zu angelegentlich dem hohen Spiel gewidmet hatte, das bis jetzt im Gange geweſen war; ſie ging dabei immer erſt als Letzte fort. Das Spiel hatte nun aufgehört, und ihre ſchlechte Laune kannte keine Zügel mehr.

Weil ich ganz arglos war, ſchloß ich mich enger an die zweite Tochter der Gräfin Rumiantzow an, die jetzige Gräfin Bruce, die zwei Jahre älter war als ich.[1] Auf meine Bitten ſchlief ſie oft in meinem Zimmer und auch in meinem Bett und dann verging die ganze Nacht mit Springen, Tanzen und Narreteien; oft ſchliefen wir erſt gegen Morgen ein, ſo argen Unfug trieben wir. Die Mutter wußte das, aber trotzdem blieben mir ihre Biſſigkeiten und Klatſchereien nicht erſpart; die Sucht, ſich unentbehrlich zu machen, beherrſchte ſie trotz allem.[2]

---

[1] Katharina an Grimm, vom 14. April 1785: „... dieſe Familie [Rumiantzow] hat einen ſehr ſchweren Verluſt erlitten, in der Perſon der Gräfin Bruce, welche in der letzten Woche zu Moskau verſtorben iſt; wer ſie gut gekannt, muß ſie ſchmerzlich vermiſſen, denn ſie war ſehr liebenswürdig."

[2] Dieſe Bemerkungen über die Gräfin Rumiantzow und die Art der Erwähnung der Gräfin Bruce (geb. 7. Oktober 1729, alſo mit Katharina faſt gleichaltrig) laſſen darauf ſchließen, daß die letztere das ihr eigentlich gewidmete Schriftſtück nie geſehen hat, und daß Katharina beim Schreiben der obigen Zeilen an dieſe Widmung gar nicht mehr dachte.

Eines Tages im Theater kam Graf Leſtocq in unſere Loge, nachdem wir ihn einen Augenblick vorher noch ſehr lebhaft und aufgeregt mit der Kaiſerin in deren Loge hatten ſprechen ſehen. Er meldete uns, ſie ſei ſehr aufgebracht darüber, daß meine Mutter und ich Schulden hätten. Sie habe ſeit meiner Verlobung für meinen Unterhalt die Summe von 30000 Rubel ausgeſetzt, ſie hätte als Prinzeſſin niemals ſo viel gehabt, ſie wiſſe aber, daß ich trotzdem ſchon Schulden habe. Sie habe das alles, ſagte er, mit großer Bitterkeit geſagt und ſchiene ſehr erzürnt zu ſein. Ich entſchuldigte mich, ſo gut ich konnte und ſagte ihm, ich hätte für die erſten ſechs Monate nicht mehr als 15000 Rubel bekommen, und meine Schulden würden zu Ende des Jahres bezahlt werden. Er aber machte mir alle die Vorhaltungen, die ihm augenſcheinlich die Kaiſerin aufgetragen hatte. Ich hatte damals 12–13000 Rubel Schulden, nicht mehr.

In Wahrheit lag die Sache übrigens ſo, daß ich wohl überhaupt keine Schulden gehabt hätte, wenn ich nicht meiner Mutter, der Gräfin Rumiantzow, dem Großfürſten und vielen anderen beſtändig Geſchenke gemacht hätte.[1] Ich war damals ſo freigebig, daß ich mich immer ſchämte, etwas nicht zu ſchenken, was jemand gefiel. Die Kaiſerin mißbilligte dieſe Geſchenke, und ſie hatte nicht unrecht. Ich hätte ſehr wohl ohne ſie auskommen können. Aber ich hatte nun einmal die Gewohnheit angefangen und gab ſie auch bis zu meiner Thronbeſteigung nicht wieder auf; doch bin ich allmählich zurückhaltender geworden, je nach den Umſtänden.

Solche Geſchenke hatten ihren Grund in einem feſten Prinzip, in einer natürlichen Großzügigkeit im Geben und der Verachtung des Reichtums, den ich nie für etwas anderes gehalten

[1] In einem Briefe der Großfürſtin an ihren Vater vom 5. (16.) Juli 1744 heißt es: „... Ich habe mit großem Vergnügen gehört, daß Eure Durchlaucht meinen Bruder nach Hamburg geſchickt hat, und weil ich mich erinnere, daß die Auslagen dafür ſehr hoch ſein müſſen, nehme ich mir die Freiheit, Eure Durchlaucht zu bitten, ihn ſo lange dort zu laſſen, als zu ſeiner völligen Heilung notwendig ſein wird: ich erbiete mich, die nötigen Koſten zu tragen."

habe, als eben für ein Mittel, ſich zu verſchaffen, was einem gefällt.

Als ich fühlte, daß ich in Rußland feſten Fuß gefaßt hatte, ſtellte ich folgende Erwägung an, oder vielmehr ich kam zu dem Entſchluß, den ich nie auch nur einen Augenblick aus dem Geſichte verloren habe:

1) dem Großfürſten zu gefallen,
2) der Kaiſerin zu gefallen,
3) der Nation zu gefallen.[1]

Ich hätte gern alle drei Punkte erfüllt, und wenn mir das nicht gelungen iſt, ſo liegt es daran, daß der Gegenſtand nicht ſo beſchaffen war, oder auch die Vorſehung hat es nicht gewollt. Denn in Wahrheit habe ich nichts unterlaſſen, um es zu erreichen: Gefälligkeit, Demut, Reſpekt, das Beſtreben zu gefallen, das Beſtreben gut zu tun, aufrichtige Zuneigung, alles iſt von meiner Seite vom Jahre 1744 bis 1761 angewendet worden. Ich geſtehe, als ich die Hoffnung auf Erfolg bezüglich des erſten Punktes aufgab, da verdoppelte ich mein Bemühen, um deſto eifriger die beiden letzten zu erfüllen. Mehr als einmal iſt es mir wohl im zweiten Punkt geglückt; im dritten war mir Erfolg beſchieden, im vollſten Sinne, ohne jede Einſchränkung zu irgendwelcher Zeit. So durfte ich wohl glauben, meinen Vorſatz leidlich gut erfüllt zu haben. Das, was ich noch zu ſagen habe, wird das ſchon Geſagte noch beſſer beleuchten. Dieſer Vorſatz iſt übrigens in meinem Kopfe entſtanden, als ich fünfzehn Jahre alt war, ohne daß irgend jemand mit dahin gewirkt hätte. Ich könnte höchſtens ſagen, er folgte aus meiner Erziehung. Wenn ich aber offen meine Meinung ſagen ſoll, ſo betrachte ich ihn doch als das Kind meines Geiſtes und meiner Seele und ſchreibe ihn nur mir allein zu. Ich habe ihn nie aus den Augen ver-

[1] In der von Katharina eigenhändig niedergeſchriebenen Grabſchrift heißt es: „Hier ruht Katharina die Zweite ... Im Alter von vierzehn Jahren faßte ſie den dreifachen Vorſatz, ihrem Gemahl, Eliſabeth und der Nation zu gefallen. Sie unterließ nichts, um darin Erfolg zu haben.“ Vgl. Bd. 2, im Anhang.

loren und alles, was ich überhaupt getan habe, ſteht damit in Zuſammenhang, und mein ganzes Leben war ein Mühen um die Mittel, dieſes zu erreichen.

Im Herbſt erkrankte der Großfürſt an den Maſern, was die Kaiſerin und uns alle ſehr beunruhigte. Er wuchs zwar nach der Krankheit bedeutend, aber ſein Geiſt blieb immer ſehr kindlich. Er vergnügte ſich damit, in ſeinem Zimmer ſeine Kammerdiener, Lakaien, Zwerge und Kavaliere militäriſch auszubilden, (ich glaube, ich hatte auch meine Rangſtufe). Er ließ ſie exerzieren und drillte ſie, aber ſoweit wie möglich geſchah das ohne Wiſſen ſeiner Erzieher. Wirklich vernachläſſigten ihn die einerſeits ſehr, behandelten ihn auf der anderen Seite aber ſchroff und ungeſchickt und überließen ihn oft der Dienerſchaft, namentlich, wenn ſie nicht mit ihm fertig wurden. War das nun ſchlechte Erziehung oder natürliche Anlage, jedenfalls iſt es Tatſache, daß er in ſeinen Begierden und Leidenſchaften nicht zu bändigen war. Ich werde noch oft davon zu ſprechen haben und will hier nur hinzufügen, daß ich damals die Vertraute ſeiner Kindereien war. Es war ja auch ſchließlich nicht meine Sache, ihn zu beſſern, alſo ließ ich ihn reden und machen.

Im Dezember 1744 wurde dem Hofe befohlen, ſich zur Reiſe nach Petersburg zu rüſten. Der Großfürſt, meine Mutter und ich reiſten voraus.[1] Etwa auf halbem Wege, als wir in dem

[1] Sanktpeterburgskija Wedomosti 1744: „Aus Moskau vom 17. Dezember. Heute vormittag in der elften Stunde geruhte Ihre Kaiſerliche Majeſtät, unſere allergnädigſte Herrin, aus hieſiger Reſidenzſtadt unter Kanonendonner ihre Reiſe nach St. Petersburg anzutreten, wohin Ihre Kaiſerlichen Hoheiten der Großfürſt und die Großfürſtin in Begleitung der Durchlauchtigſten Fürſtin von Anhalt-Zerbſt bereits am letzten Sonnabend, das heißt am 15. dieſes Monats aufgebrochen waren." — Die Fürſtin ſchreibt: „... Kayſ. Maj. fanden Gnädigſt gut, ſowohl umb des Grosfürſten und der Grosfürſtin Geſundheit deſto beſſer zu pflegen als die umbſtände der quartiere zu Gemächlichen, uns Zwey Tage vor Ihnen und zwahr den 26. December morgens umb neun uhr nach vorangegangenen frühſtück von Moscow abgehen zu laſſen. HöchſtSelbe wahren bei einſetzung in denen ſchlietten, des ſchnees, worauf ſie ſtanden unerachtet, ſelbſt zu gegen und

Dorfe Chotilowo angelangt waren, wurde der Großfürſt krank. Er hatte ſich ſchon zwei Tage zuvor nicht wohl gefühlt, was man auf eine Verdauungsſtörung geſchoben hatte. Wir blieben vierundzwanzig Stunden an dieſem Orte.

Am nächſten Tage gegen Mittag betrat ich mit meiner Mutter das Zimmer des Großfürſten und trat an ſein Bett. Seine Ärzte nahmen meine Mutter beiſeite, einen Augenblick ſpäter rief ſie mich, führte mich aus dem Zimmer, ließ anſpannen und reiſte mit mir ab. Ich bat ſie, mir doch zu ſagen, was dieſe plötzliche Abreiſe bedeute, und ſie erzählte mir jetzt, der Großfürſt habe die Pocken. Ich hatte ſie noch nicht gehabt. Sie brachte mich fort und ließ die Gräfin Rumiantzow und Fräulein v. Khayn bei dem Großfürſten zurück, um für ihn zu ſorgen, bis die Kaiſerin, die uns überholt hatte, und an die ein Kurier nach Petersburg geſchickt war, andere Beſtimmungen getroffen haben würde.

In der Nacht nach unſerer Abreiſe von Chotilowo trafen wir die Kaiſerin, die in größter Eile aus Petersburg kam und auf dem Wege zum Großfürſten war. Sie ließ ihren großen Schlitten auf der Landſtraße neben dem unſeren anhalten und befragte meine Mutter nach dem Zuſtande des Großfürſten. Dieſe gab ihr Beſcheid, und einen Augenblick ſpäter fuhr die Kaiſerin weiter nach Chotilowo und wir nach Petersburg.[1] Die Kaiſerin blieb

da Ihnen die pelz- und peltzdecken, womit die Grosfürſtin bedeckt wahr noch zu deren Wärme nicht genugſahm ſchienen, Nahmen ſie einen um ſich habenden ſehr ſchönen Hermelinenpelz ab und hülleten ſie darinnen."

[1] Journal der Kammerfuriere, 1744: „23. Dezember. Nachmittags um 3 Uhr geruhte Ihre Kaiſerliche Majeſtät den Winterpalaſt zu verlaſſen und aus St. Petersburg aufzubrechen, und am 25. nachts um 2 Uhr geruhte ſie in Chotilowo einzutreffen." — Die Fürſtin ſchreibt: „... Ich verhoffte Ihr die uhrſache unſeres aufbruchs unter unterſchiedenen vorwendungen zu bemänteln, ſie wahr aber nicht zu überreden und ſo inniglich betrübt, daß ſie mir jammern müßen. Wir capitulierten lange: ſie wolte ſelbſt pflegrin ſeyn, ſie wolte nicht geachtet ſeyn, bis ich endlich ernſthafft ſcheinen und ſie belehren muſte, daß ich ſie mit guten oder böſen wegbringen würde. Wir ſendeten einen Officier voraus mit der Nachricht unſerer ankunfft, der aber Keyſ. Maj. nicht mehr alhie, ſondern ſchon auf dem hinweg antraff. Wir begegneten höchſtSelbe in der nacht, Sie eröffneten Dero

bei dem Großfürſten während der ganzen Zeit ſeiner Krankheit und kam erſt nach ſechs Wochen mit ihm zuſammen zurück.

Als meine Mutter mit mir in Petersburg angekommen war[1] und dort ſah, daß die Kaiſerin Befehl gegeben hatte, ſie ſollte von den meinen getrennte Gemächer bewohnen, bildete ſie ſich ein, das geſchähe, um ſie von mir fernzuhalten. Ich glaube aber nicht, daß es in ſolcher Abſicht geſchah, ſondern nur um ihr ſowohl wie mir eine möglichſt bequeme Wohnung zu geben. Denn genau beſehen, lag zwiſchen ihrer Wohnung und meiner nur ein Speiſeſaal. Allerdings hatte ſie in Moskau mit mir dieſelbe Flucht von Gemächern bewohnt und ich ſchlief neben ihr, während meine Zimmer hier ganz abſeits lagen. Dieſe Verteilung der Zimmer betrübte und ärgerte meine Mutter.

Allmählich kam auch der Reſt des Hofes nach Petersburg; auch die fremden Geſandten, unter ihnen Graf Henning Adolf Gyllenborg, den wir von Hamburg kannten, und der noch als Abgeſandter des ſchwediſchen Hofes nach Moskau gekommen war, um dem ruſſiſchen Hofe die Vermählung des Thronfolgers von Schweden mit der Prinzeſſin Luiſe Ulrike von Preußen anzuzeigen. Sie alle beſuchten uns jeden Tag morgens wie abends.

Die Damen beſchäftigten ſich damals mit nichts anderem als mit Putz, nnd der Luxus ging ſo weit, daß man ſich wenigſtens zweimal am Tage umkleidete. Die Kaiſerin ſelbſt liebte ſehr, ſich zu putzen und zog faſt nie dasſelbe Kleid zweimal an, wechſelte aber mehrere Male am Tage ihren Anzug. Natürlich richtete ſich alles eben nach dieſem Beiſpiele. Spiel und Toilette füllten den Tag aus. Weil ich das Prinzip hatte, den Menſchen, mit

ſchlietten und beſprachen ſich mit uns; wie ſehr ſie ſich auch zwungen wahr Ihre betrübnis auf Ihren Geſichte und die Thränen drungen hervor... Der Grosfürſtin hat indeſſen weder der ſchreck, noch die Beſchleunigung der reyſe ſchaden mögen, ſondern iſt noch recht wohl."

[1] Sanktpeterburgskija Wedomosti, 1744: „St. Petersburg, 27. Dezember. Am letzten Montag abends traf Ihre Kaiſerliche Hoheit die Großfürſtin mit Ihrer Hochfürſtlichen Durchlaucht, der Fürſtin von Anhalt-Zerbſt, aus Moskau hierſelbſt bei erwünſchtem Wohlbefinden ein."

denen ich leben mußte, zu gefallen, nahm ich ihre Sitten und Gewohnheiten an. Ich wollte Ruſſin ſein, um von den Ruſſen geliebt zu werden. Außerdem war ich fünfzehn Jahre alt, und es mißfällt in dem Alter niemand, ſich zu putzen.

Graf Oxenſtierna ſah, wie ich blindlings alles bei Hofe mitmachte, und weil er mich wohl in Hamburg höher eingeſchätzt hatte, geſtand er mir eines Tages, wie ſehr ihn die gewaltige Veränderung wundere, die er an mir bemerkte. „Wie kommt das nur“ ſagte er, „daß Ihre Seele, die in Hamburg ſtark und tüchtig war, ſich von dieſem Hofe, an dem Luxus und Vergnügungsſucht herrſchen, derartig verweichlichen läßt? Sie denken ja nur noch an Putz! Beſinnen Sie ſich wieder auf Ihre Natur und Ihre Anlagen! Ihre Talente ſind Ihnen gegeben, um Großes zu leiſten, und Sie laſſen ſich zu allen dieſen Kindereien herab! Ich möchte wetten, daß Sie kein Buch in der Hand gehabt haben, ſeit Sie in Rußland ſind!“ Er hatte ſchon ganz recht geraten, — aber in Deutſchland hatte ich auch kaum mehr geleſen, als ich eben mußte.

Ich fragte ihn dann, was er mir zu leſen raten würde. Er nannte mir drei Bücher: erſtens Plutarchs ‚Lebensbeſchreibungen berühmter Männer‘; zweitens das ‚Leben Ciceros‘; drittens die ‚Urſachen der Größe und des Verfalls der römiſchen Republik‘ von Montesquieu.

Ich verſprach ihm, ſie zu leſen und ließ wirklich nach den Büchern ſuchen. Ich fand das ‚Leben Ciceros‘ in deutſcher Sprache[1] und las ein paar Seiten davon. Dann brachte man mir die ‚Urſachen der Größe und des Verfalls der römiſchen Republik‘;[2] ich fing das Buch an und kam ins Träumen; ich

[1] Eine Bücherliſte Katharinas aus ſpäterer Zeit nennt als Nr. 2 ‚Geſchichte Ciceros von Middleton‘. Gemeint iſt alſo Conyers Middleton, Life of Cicero, London 1741. 2 vol. Eine franzöſiſche Überſetzung gab der Abbé Prévoſt: Histoire de Cicéron, Paris 1743; eine deutſche (von Joh. Jak. Duſch) erſchien unter dem Titel ‚Römiſche Geſchichte unter der Lebenszeit des M. Tullius Cicero‘ in Altona und Lübeck, aber erſt 1757—1759!

[2] Ch. Montesquieu, Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence. Amsterdam 1734.

konnte es nicht hintereinander leſen, es machte mich gähnen, ich dachte „das mag ja ein ſehr gutes Buch ſein“, warf es aber hin und ging wieder an meinen Toilettentiſch. Plutarchs ‚Lebensbeſchreibungen berühmter Männer‘ konnte ich nicht auftreiben, ich habe ſie erſt zwei Jahre ſpäter geleſen.[1]

Ich hatte noch ein Geſpräch mit Graf Gyllenborg, der anſcheinend ſehr wohl merkte, daß mein Geiſt doch nicht der frivolen Umgebung unterlag. Ich machte ihm den Vorſchlag, ihm ſchriftlich ein Bild meines Geiſtes und Charakters zu entwerfen, denn ich behauptete, er kenne ihn nicht. Er nahm den Vorſchlag an, und im Laufe des nächſten Tages ſchrieb ich eine Abhandlung, betitelt: ‚Verſuch eines Charakterbildes des fünfzehnjährigen Philoſophen‘; ſo beliebte mich nämlich Graf Gyllenborg zu nennen. Ich habe den Aufſatz im Jahre 1757[2] wieder gefunden und muß geſtehen, daß ich mich gewundert habe, wie gut ich ſchon mit fünfzehn Jahren die verſteckteſten Falten meiner Seele kannte. Ich fand, die Arbeit war gründlich durchdacht, und ich hatte im Jahre 1757 kein Wort hinzuzufügen. Ich hatte in dreizehn Jahren nichts Neues an mir entdeckt, nichts, was ich nicht ſchon mit fünfzehn gewußt hätte.[3] Den Aufſatz, der zu meinem großen Bedauern inzwiſchen verbrannt worden iſt, übergab ich dem Grafen Gyllenborg. Er behielt ihn einige Tage und gab ihn mir dann zurück mit einem Begleitbrief, in dem er mir alle Gefahren vorſtellte, denen mich mein Charakter ausſetzte. Ich gab ihm ſeinen Brief wieder, und nach einer langen Unterhaltung entfuhr ihm das Wort „wie ſchade, daß Sie heiraten wollen!“ Ich wollte wiſſen, was er damit meinte, aber er mochte es mir nicht ſagen.

---

[1] Gewiß in der berühmten Überſetzung von Amyot: Les Vies des hommes illustres comparées l'une avec l'autre par Plutarque de Chæronée translatées premièrement de grec en françois par Jacques Amyot lors abbé de Bellozane. Paris 1559, 6 vol., u. ſ.

[2] Im Jahre 1758; vgl. Bd. 2, S. 26. — [3] Später (1791) hat Katharina noch einmal ein Selbſtporträt entworfen. Bd. 2, Anhang, Brief an Sénac de Meilhan.

Hinzufügen muß ich, daß er in allen unſeren Unterhaltungen, die gewöhnlich im Zimmer meiner Mutter ſtattfanden, ſich die allergrößte Mühe gab, meine Seele in den Grundſätzen der Tugend, Sitte und Weltklugheit zu ſtärken. Ich geſtehe auch, je öfter er in dieſem Ton zu mir ſprach, deſto mehr Vertrauen faßte ich zu ihm; ich nannte ihn ‚meinen Freund, der mir die Wahrheit ſagt'. Ich habe ihm mein Leben lang viel freundſchaftliche Geſinnung und Dankbarkeit bewahrt.[1] Sicher bin ich ihm dafür verpflichtet, daß er meine Seele gefeſtigt und mich auf Tauſende von Gefahren aufmerkſam gemacht hat, denen ſie ausgeſetzt war an einem Hofe, deſſen Denkweiſe niedrig und verderbt war.

Während der Abweſenheit der Kaiſerin, als ich mit meiner Mutter allein in Petersburg war, erwies ich ihr die größte Hochachtung und ſo viel Aufmerkſamkeit, wie ich nur konnte. Sie war ſehr eng befreundet mit dem Prinzen und der Prinzeſſin von Heſſen, deren Tochter, der Prinzeſſin Kantemir, und Herrn von Betzkij; ich wußte ſehr wohl, daß dieſe ſo enge Freundſchaft der Kaiſerin mißfiel, und wenn ich ihnen gegenüber auch in jeder Weiſe höflich war, ſo hielt ich mich von der großen Intimität doch etwas fern. Meine Mutter nahm das nicht ſehr gut auf. Sie ſah darin mehr Weltklugheit, als Vertrauen zu ihr. So kam es auch, daß ſie mir nicht das geringſte hingehen ließ und meinte, alles, was ich für ſie tat, ſei nur meine Pflicht. Wenn ſie ſich alſo einbildete, daß ich es auch nur in der

[1] Katharina an Graf Gyllenborg, 1766: „Der Brief, den mir Ihr Herr Sohn von Ihnen überbracht hat, hat mir um ſo mehr Vergnügen bereitet, als ich in ihm dieſelbe freundſchaftliche Geſinnung zu erkennen glaubte, von der Sie mir vor mehr als zwanzig Jahren ſo viele Beweiſe gegeben haben. Seien Sie überzeugt, daß ich das Intereſſe ſehr wohl zu ſchätzen weiß, welches Sie für alles bezeigen, was mich angeht. . . . Ich weiß, daß ich Ihnen in mehr als einem Punkte zu Danke verpflichtet bin, und wenn ich einigen Erfolg gehabt habe, ſo haben Sie daran Anteil, denn Sie haben in mir das Verlangen entwickelt, Großes vollbringen zu können." — An Williams, 28. September 1756: „. . . Ich vergaß Ihnen zu ſagen, daß dieſer Hening Gyllenborg ganz mein Mann iſt, und ich entzückt bin, ihn beim König zu wiſſen . . ."

kleinſten Kleinigkeit fehlen ließ, ſo wurde mir das als Pflichtvergeſſenheit ausgelegt. Meine Stellung ihr gegenüber wurde von Tag zu Tag immer ſchwieriger, um ſo mehr als ſie ſehr oft ſchlechter Laune war und ihre Verſtimmung häufig von unſerer Umgebung bemerkt wurde. Ich muß ſagen, ich gab mir alle Mühe, ihr jede nur erdenkliche Ergebenheit zu bezeigen, und ich kam mit allen gut aus, ohne mir etwas merken zu laſſen und ohne jemand zu ſagen, daß das eben meine Abſicht war, obwohl ich aus Prinzip ſo handelte.

Im Februar trafen die Kaiſerin und der Großfürſt aus Chotilowo ein.[1] Ich war erſchreckt, als ich ihn ſah, er war von den Pockennarben derartig entſtellt, daß er nicht wiederzuerkennen war. Er war ſehr gewachſen, aber ich ſah ſofort, daß er ebenſo kindlich geblieben war, wie ich ihn verlaſſen hatte.

Kurz nach ihrer Rückkehr befand es die Kaiſerin für gut, mir plötzlich acht ruſſiſche Kammerjungfern zu geben. Nur eine einzige von ihnen verſtand Deutſch, – außer meiner eigenen natürlich, die ich mitgebracht hatte. Auf die Weiſe machte ich ſchnell raſche Fortſchritte in der ruſſiſchen Sprache. Sie alle waren ſehr lebhafte junge Mädchen, und wir machten abends, wenn ich mich zurückgezogen hatte, furchtbaren Lärm: Blindekuh war das Lieblingsſpiel dieſer wilden Schar.

Ich lernte jetzt Klavizimbel ſpielen bei Araya, dem Leiter der italieniſchen Kapelle der Kaiſerin. Das heißt, wenn Araya kam, ſpielte er, und ich ſprang im Zimmer umher. Abends war der Deckel meines Klavizimbels uns ſehr nützlich; wir legten nämlich Matratzen auf die Rücklehne des Kanapees, und auf die Matratzen den Klavizimbeldeckel: das war unſere Rutſchbahn, auf der wir dann hinabglitten.

Ich meinte ein ſehr ſchönes Arrangement bei mir in meiner Wohnung getroffen zu haben, als ich jedem der Mädchen, die

[1] Journal der Kammerfuriere: „1745, am 27. Januar, das heißt am Sonntag, nachmittags in der 9. Stunde geruhten ſie in St. Petersburg im Winterpalaſt einzutreffen."

mir ſehr gefielen, weil ſie vergnügt waren und alles taten, was ich wollte, ein Amt gab. Maria Petrowna Shukow, die mir am beſten gefiel, hatte den Schlüſſel zu meinen Juwelen; Fräulein Schenk, die ich mitgebracht hatte, ſollte meine Wäſche unter ſich haben; Fräulein Balk die Spitzen, die ältere Skorochodow die Kleider, die jüngere die Bänder, eine von den Zwerginnen Puder und Kämme, die andere Schminke, Nadeln und Schönheitspflästerchen. Die beiden mit der Garderobe betrauten Mädchen ſollten ſich um die Möbel meines Zimmers bekümmern. Die Gräfin Rumiantzow lief hin und erzählte das der Kaiſerin; ich wurde deswegen getadelt, und es kam Befehl, alles ſollte in Fräulein Schenks Händen bleiben. Weshalb, weiß ich nicht!

Mit dem Frühjahr des Jahres 1745 begannen auch die Vorbereitungen für die Feier meiner Hochzeit. Ich hörte nur mit großem Widerwillen den Tag nennen, und es machte mir keine Freude, wenn man davon ſprach.

In der erſten Woche der großen Faſten, als ich mich auf Beichte und Abendmahl vorbereitete, hatte ich eine große Aufregung. Eines Morgens gegen zehn Uhr ging ich zu meiner Mutter und fand ſie mitten in ihrem Zimmer, auf dem Fußboden auf einer Matratze ausgeſtreckt, ohne Beſinnung; ihre Frauen liefen aufgeregt durcheinander und Graf Leſtocq ſtand daneben, anſcheinend ſehr beſtürzt. Ich ſchrie auf, als ich eintrat, und wollte wiſſen, was geſchehen ſei. Mit vieler Mühe konnte ich herausbringen, daß ſie ſich als Vorſichtsmaßregel hatte zur Ader laſſen wollen. Der Arzt hatte an den Armen keinen Erfolg gehabt; er wollte es dann am Fuße verſuchen und ſtellte ſich an beiden Füßen gleich ungeſchickt an. Meine Mutter, die noch dazu Angſt vor dem Aderlaß hatte, war in Ohnmacht gefallen, und man mühte ſich geraume Zeit ab, ſie wieder zu ſich zu bringen. Ich ſchickte überall hin nach Ärzten und Chirurgen, aber das Bewußtſein kehrte ihr ſchließlich wieder, und die kamen erſt hinterher an.

G. Ch. Grooth: Grossfürst Peter Feodorowitsch

Als meine Mutter wieder zu ſich gekommen war, befahl ſie mir, in mein Zimmer zu gehen. Aus dem Ton und der Miene, mit der ſie das ſagte, erkannte ich, daß ſie böſe auf mich war. Ich weinte ſehr und gehorchte erſt, als ſie ihren Befehl wiederholt hatte. Ich wandte mich an Fräulein v. Khayn, um die Urſache des Zornes meiner Mutter zu erfahren, die ich vergeblich zu erraten ſuchte. Fräulein v. Khayn ſagte: „Ich weiß nichts davon, mit mir iſt ſie auch ſchon ſeit längerer Zeit böſe“. Ich bat ſie, herauszubringen, was mich beträfe; ſie verſprach es und fügte hinzu: „ihre Umgebung redet ihr gegen jeden Menſchen etwas ein; ihre Beziehungen mißfallen der Kaiſerin; ich habe ihr die Wahrheit ſagen wollen, aber ich wage nicht, es noch einmal zu verſuchen: man will von mir nichts wiſſen“. Ich war weiter ſo aufmerkſam um meine Mutter beſorgt, wie ich nur konnte, und ſie ſchien mir gegenüber in eine verſöhnlichere Stimmung zu kommen. Doch ſetzte ſie keinen Fuß mehr über meine Schwelle und ſprach nur noch von gleichgültigen Dingen mit mir. Beides mußte natürlich auffallen.

Die Kaiſerin ſahen wir recht wenig, obwohl wir uns ebenſo wie in Moskau abends gegen ſechs Uhr alle in ihrem Vorzimmer einfanden. Außer an Sonn- und Feiertagen kam ſie aber nicht aus ihren inneren Gemächern zum Vorſchein. Meiſtenteils ſchlief ſie zu dieſer Zeit oder es hieß ſie ſchliefe. Bei Nacht wachte ſie mit ihren Intimen. Sie ſoupierte manchmal um zwei Uhr nachts, legte ſich nach Sonnenaufgang zu Bett, dinierte um fünf oder ſechs Uhr abends und hielt nach dem Diner ein bis zwei Stunden Sieſta.

Dagegen mußte der Großfürſt und ich das denkbar regelmäßigſte Leben führen: wir dinierten um Punkt zwölf, ſoupierten um ſechs, und um zehn war alles aus. Der Großfürſt beſuchte mich manchmal abends in meinem Zimmer, aber ſo ſehr viel lag ihm nicht daran, zu mir zu kommen. Er ſpielte lieber bei ſich mit Puppen, obwohl er damals ſchon über ſiebzehn Jahre alt war. Ich war ſechzehn, er war alſo ein Jahr und drei Monate älter als ich.

Eines Tages hatte ich mich in den Gemächern der Kaiſerin einige Zeit mit dem Grafen Peter Schuwalow unterhalten, deſſen Frau in ſehr großer Gnade bei der Kaiſerin ſtand. Als meine Mutter mit mir in ihre Gemächer zurückgekehrt war, machte ſie mir heftige Vorwürfe wegen dieſes Geſpräches, weil ich angeblich gerade ihren geſchworenen Feinden meine Gunſt ſchenkte. Ich verſuchte mich zu rechtfertigen: ich konnte es auf meinen Eid nehmen, daß mir von ihrer Feindſchaft mit Graf Schuwalow nichts bekannt war. Überhaupt wußte ich gar nichts von den Zänkereien, die es gab, und allem, was ſonſt vorging.

Als es ſchön wurde, ſiedelten wir in das Sommerpalais über. Dort wurden die Beſuche des Großfürſten noch ſeltener. Ich muß ſagen, dieſer Mangel an Aufmerkſamkeit und ſeine Kälte, ſozuſagen am Vorabend unſerer Hochzeit, nahmen mich nicht gerade zu ſeinen Gunſten ein. Und je näher der Zeitpunkt herankam, deſtoweniger konnte ich mich der Einſicht verſchließen, daß meine Ehe ſehr unglücklich werden könne. Aber ich beſaß zu viel Stolz und zu viel Seelenwürde, um mich zu beklagen oder die Welt auch nur ahnen zu laſſen, daß ich mich nicht geliebt glaubte. Ich achtete mich ſelbſt zu hoch, um zu glauben, ich könne verächtlich ſein. Auch hatte der Großfürſt eine etwas freie Art des Verkehrs mit den Hofdamen der Kaiſerin, die mir mißfiel, aber ich hütete mich, darüber zu ſprechen, und niemand ahnte auch nur meine innerſten Empfindungen. Ich verſuchte mich eben dadurch zu zerſtreuen, daß ich mit meinen Mädchen im Zimmer umhertollte.

Als es anfing heiß zu werden, ging der Hof nach Peterhof; dort lief ich den ganzen Tag in den Gärten umher. Eines Abends nach dem Souper nahm ich meine Frauen und meine Hofdamen und ging bis ein Uhr nachts ſpazieren. Als wir zurückkamen, erzählte uns Fräulein Schenk, die zu Hauſe geblieben war, meine Mutter wäre inzwiſchen in mein Zimmer gekommen und hätte mich geſucht. Ich wollte gleich zu ihr gehen, aber man ſagte

mir, ſie ſei ſchon zu Bett gegangen und ſchliefe. Als ich am nächſten Tage aufgeſtanden und ſie wach war, lief ich zu ihr; ich fand ſie furchtbar zornig gegen mich, weil ich ſo ſpät ſpazieren gegangen war. Sie machte mir Vorwürfe, wie nie zuvor, die ich wirklich nicht verdiente. Ich bat ſie, mich doch wenigſtens anzuhören, aber in ihrer Aufregung ſah ſie lauter ſchreckliche Dinge, deren ich gänzlich unfähig war. Ich ſchwur bei allem, was mir heilig war, ich wäre bei ihr geweſen, um ihr zu ſagen, daß ich ſpazierengehen wolle; da ich ſie aber nicht antraf (ſie war zum Souper beim Prinzen von Heſſen aufs Land gefahren), hätte ich alle meine Frauen mitgenommen, und wir wären im Garten ſpazieren gegangen. Es wäre kein einziger Mann, nicht einmal ein Bedienter, bei uns geweſen. Das alles war buchſtäblich wahr. Ich bat ſie, doch alle, die dabei geweſen waren, zu befragen; ſie würde ſehen, daß ich auch nicht eine Silbe gelogen hätte. Trotzdem war der Zorn meiner Mutter ſo groß, daß ich ihr nicht einmal die Hand küſſen durfte, was ſie mir im ganzen Leben nur dieſes eine Mal verweigert hat.

Am nächſten Tage erzählte ich dem Großfürſten die ganze Geſchichte, der bei der Sache nichts Böſes fand. Es war auch tatſächlich nichts dabei! Aber vielleicht mißfiel nur die ſpäte Stunde des Spazierganges meiner Mutter. Es mochte auch ſein, weil ſie wußte, daß die Kaiſerin in ihren Launen gegen ſich ſelbſt zwar ſehr nachſichtig war, aber mehr als ſtreng gegen andere, ſo fürchtete ſie vielleicht, ſolche Streiche könnten mir in ihrer Meinung ſchaden.

Um St. Peter kehrte der ganze Hof von Peterhof nach der Stadt zurück. Wie ich mich erinnere, kam ich am Vorabend des Feſtes auf den Einfall, alle meine Hofdamen und Kammerjungfern bei mir in meinem Zimmer ſchlafen zu laſſen. Ich ließ zu dem Zweck für mich und die ganze Geſellſchaft die Betten auf dem Fußboden machen, und ſo brachten wir die Nacht zu. Bevor wir aber einſchliefen, gab es unter uns einen großen Streit über den Unterſchied der Geſchlechter. Ich glaube, die

meiſten von uns waren noch vollkommen unſchuldig; was mich betrifft, ſo kann ich ſchwören, daß ich trotz meiner ſechzehn Jahre noch keine Ahnung hatte, worin dieſer Unterſchied beſtand. Ich tat noch mehr, ich verſprach meinen Mädchen, am nächſten Tage meine Mutter darüber zu befragen. Sie hörten ſich das an, und wir ſchliefen ſchließlich ein. Am nächſten Tage ſtellte ich meiner Mutter tatſächlich einige Fragen, für die ich geſcholten wurde.

Bald danach hatte ich einen neuen Einfall. Ich hatte mir das Vorderhaar kurz ſchneiden laſſen, weil ich es gebrannt tragen wollte, und hatte verlangt, meine Mädelſchar ſollte dasſelbe tun. Viele von ihnen verſuchten Widerſtand zu leiſten, andere weinten und meinten, ſie würden ausſehen wie die Vögel mit einem Schopf, aber ſchließlich erreichte ich doch bei allen gebranntes Stirnhaar.

Als endlich alle Vorbereitungen für meine Hochzeit beinah erledigt waren, wurde ſie auf den 21. Auguſt des Jahres 1745 feſtgeſetzt. Die Kaiſerin wünſchte, der Großfürſt und ich ſollten vor der Zeremonie während der Faſten in dieſem Monate zur Beichte und zum Abendmahl gehen. Wir gingen deshalb am 15. Auguſt mit der Kaiſerin zur Kommunion in die Kathedrale der Mutter Gottes von Kazan. Einige Tage ſpäter begleiteten wir die Kaiſerin zu Fuß nach dem Alexander-Newskij-Kloſter, wo der ganze Hof nach der Abendmeſſe ſoupierte.

Je näher mein Hochzeitstag herankam, deſto trauriger wurde ich, und ſehr oft mußte ich weinen, ohne recht zu wiſſen weshalb. Immerhin verbarg ich meine Tränen ſo gut es ging, aber meine Frauen, die ſtets um mich waren, mußten ſie natürlich bemerken und bemühten ſich, mich aufzuheitern.

Am Tage vor dem 21. Auguſt ſiedelten wir aus dem Sommerpalais in den Winterpalaſt über. Bis dahin hatte ich in den Gärten des Sommerpalais das ſteinerne Gebäude an der Fontanka hinter dem Pavillon Peters des Großen innegehabt.

Am Abend kam meine Mutter zu mir in mein Zimmer, wo wir eine lange, ſehr freundſchaftliche Unterredung hatten. Sie

predigte mir viel über meine zukünftigen Pflichten; wir weinten ein wenig zusammen und trennten uns dann sehr zärtlich.[1]

An dem feierlichen Tage erhob ich mich um sechs Uhr morgens;[2] um acht ließ mich die Kaiserin in ihre Gemächer kommen, wo ich angekleidet werden sollte. In ihrem Paradeschlafzimmer fand ich eine Toilette ausgelegt, und ihre Palastdamen waren schon versammelt. Man begann mich zu frisieren; mein Kammerdiener Timofej Jewreinow brannte mir gerade das Stirnhaar, als die Kaiserin eintrat. Ich erhob mich, um ihr die Hand zu küssen. Kaum hatte sie mich geküßt, als sie anfing meinen Kammerdiener zu schelten und ihm verbot, mich mit krausem Stirnhaar zu frisieren. Sie wollte das Haar ganz glatt haben, weil sie glaubte, die Juwelen würden sich bei meiner Frisur nicht auf dem Kopf halten. Dann ging sie wieder. Aber mein Diener war ein Dickkopf und wollte sich seine gebrannte Frisur nicht nehmen lassen. Er überredete die Gräfin Rumiantzow, die gebrannte Haare sehr gern hatte und sie so geleckt nicht leiden konnte, bei der Kaiserin zugunsten meiner Tolle vorstellig zu werden. Nachdem die Gräfin drei- oder viermal zwischen der Kaiserin und dem Kammerdiener hin und her gelaufen war, während ich friedlich abwartete, was geschehen würde, ließ ihm schließlich die Kaiserin etwas erregt sagen, er solle tun, wie ihm gut schiene.

Als ich frisiert war, setzte die Kaiserin mir die großfürstliche

---

[1] Mit der Handschrift des III. Stückes haben sich einige Blätter ganz kurzer chronologischer Notizen Katharinas, zum Teil mit Bleistift gemacht, erhalten, an deren Hand wohl die Memoiren ausgearbeitet wurden. Dort findet sich die Eintragung: „1745. Bad vor der Hochzeit, die Kaiserin kommt mich sehen". — In der Relation der Fürstin heißt es vom 20. August: „... wir ließen uns nach den Befehlen Ihrer Kaiserlichen Majestät für die nächsten Tage erkundigen. Der Großfürstin ward befohlen, sich unverzüglich ins Bad zu begeben und dann allein zu soupieren."

[2] Relation der Fürstin: „... ich mußte zuerst fertig sein, und war es um sechs einhalb Uhr. Ich schickte nachzusehen, ob sich die Großfürstin schon erhoben hätte. Sie war gerade aufgestanden".

Krone auf das Haupt und erlaubte mir dann, ſo viel von ihren und meinen Juwelen anzulegen, wie ich wollte. Sie entfernte ſich, und die Palaſtdamen vollendeten meinen Anzug in Gegenwart meiner Mutter. Mein Kleid war aus Silberglacé, mit Silberſtickerei auf allen Nähten und erſtaunlich ſchwer.[1]

Gegen Mittag betrat der Großfürſt das anſtoßende Zimmer. Gegen drei Uhr geleitete die Kaiſerin den Großfürſten und mich in ihrer Karoſſe in großer Gala[2] nach der Kirche der Mutter Gottes von Kazan, wo uns der Biſchof von Nowgorod traute. Der Fürſtbiſchof von Lübeck hielt die Hochzeitskrone über dem Haupt des Großfürſten und der Oberjägermeiſter Graf Alexej Razumowskij über dem meinen. Er hat ſpäter auch bei meiner Krönung die Krone getragen.

---

[1] Relation der Fürſtin: „Als die Großfürſtin am Toilettentiſch Platz genommen hatte, erhielten alle Staatsdamen die Erlaubnis einzutreten. Sie wurde von ihren Frauen und ihrem Friſeur friſiert. Ihre Kaiſerliche Majeſtät ordnete nur hier und da einige kleine Verzierungen an. Ihre Haarfarbe iſt ein klares Schwarz, aber mit Glanz, was ihr jugendliches Ausſehen hebt, und zu dem Reiz einer Brünetten die Zartheit der Blondine fügt. Sie ſetzte ihr ſelbſt die kleine kaiſerliche Krone auf das Haupt. Sie war ungepudert, ihr Kleid oder richtiger geſagt, ihre Robe war aus dem herrlichſten Silberglacé, das ich je geſehen habe, und in halber Höhe mit Flittergold eingefaßt. Dieſe ſchöne Verzierung, die herrlichen Juwelen, mit denen ſie bedeckt war, gaben ihr, ich darf es ſagen, einen bezauberndes Ausſehen. Man hatte ihr ein ganz klein wenig Rot aufgelegt, und ihre Geſichtsfarbe war niemals ſchöner als an dieſem Tage". — An ihren Gemahl ſchreibt die Fürſtin über die Hochzeit: „Der Anzug verzog ſich bis 10 uhr und wahr Keyſerlich, unter demſelben defilierten die equipagen, bis ſich endlich Keyſ. Maj. gegen Elf uhr zur Kirche Erhoben. Die ankunfft daurete bis 1 uhr und die Ceremonie bis 4 uhr. Nach der Wiederkehr zum Keyſerlichen palais wardt nach wehnigen verzug en Ceremonie geſpeyſt, nach aufgehobener Taffel getanzt und das Brautpahr gegen 1 uhr nach mitternacht in ſeine Gemächer gebracht und damit ſchloß der erſte Tag".

[2] Depeſche des engliſchen Geſandten vom 24. Auguſt 1745: „Die Prozeſſion war das Großartigſte, was es je hierzulande gegeben hat, und übertraf alles, was ich je geſehen habe". — Der franzöſiſche Reſident D'Allion ſchreibt an den Miniſter d'Argenſon an demſelben Tage: „man wird kaum etwas Großartigeres und Prächtigeres ſehen können".

Während der Predigt, die der Einsegnung unserer Ehe vorauging, näherte sich die Gräfin Awdotja Iwanowna Tschernyschow (die Mutter der Grafen Peter, Zachar und Iwan), welche mit den anderen Staatsdamen hinter uns stand, dem Großfürsten und sagte ihm etwas ins Ohr. Ich hörte, wie er zu ihr sagte: „Scheren Sie sich fort! Solche Dummheit!" Dann wandte er sich mir zu und erzählte, sie hätte ihm geraten, während er vor dem Priester stehe, nicht den Kopf zu wenden; denn wer von uns beiden zuerst den Kopf wenden werde, müsse zuerst sterben, und sie wolle nicht, daß er das sei. Ich fand dieses Kompliment nicht gerade sehr freundlich für einen Hochzeitstag, aber ich ließ es mir nicht merken. Sie sah aber, daß er mir ihren guten Rat wiedererzählt hatte. Sie wurde rot und machte ihm Vorwürfe, die er mir auch wiedergab.

Man kehrte dann in den Winterpalast zurück, wo wir uns gegen sechs Uhr in der Galerie zum Festmahl setzten.[1] Es war zu diesem Zwecke ein Baldachin aufgebaut. Unter diesem saß die Kaiserin, der Großfürst zu ihrer Rechten und ich zu ihrer Linken. Eine Stufe niedriger neben dem Großfürsten saß meine Mutter, und neben mir, meiner Mutter gegenüber, hatte mein Onkel, der Fürstbischof von Lübeck, der damals in Petersburg war, seinen Platz.

Nach aufgehobener Tafel zog sich die Kaiserin in ihre Gemächer zurück, um so Zeit zu lassen, fortzuräumen und die Galerie für den Ball herzurichten. Als ich von der Tafel aufstand, fürchtete ich infolge der Schwere der Krone und der Juwelen Kopfweh, und ich bat die Gräfin Rumiantzow, mir für einen Augenblick die Krone abzunehmen. Ich dachte nicht, daß das Schwierigkeiten haben könne. Aber die Gräfin sagte, sie wage das nicht zu tun, und sie fürchte, dem könne irgendeine böse Vorbedeutung

[1] Journal der Kammerfuriere 1745: „21. August. Nachmittags zu Beginn der 7. Stunde geruhten Ihre Kaiserliche Majestät und Ihre Kaiserlichen Hoheiten in der Galerie zum Speisen einzutreffen. — Die Tafel endete im 2. Viertel der 9. Stunde, und in der 10. Stunde begann der Ball in der Galerie und dauerte bis zur Mitte der 11. Stunde, im 3. Viertel dieser Stunde endete er."

beigelegt werden. Weil ſie aber ſah, daß ich litt, ließ ſie ſich erbitten, mit der Kaiſerin darüber zu ſprechen, die erſt nach einigem Zögern einwilligte. Man nahm mir alſo ſchließlich die Krone ab, bis alles für den Ball fertig war; dann wurde ſie mir wieder aufgeſetzt. Auf dieſem Ball wurden nur Polonaiſen getanzt, und er dauerte auch im ganzen nicht länger als eine Stunde.

Danach geleitete die Kaiſerin den Großfürſten und mich in unſere Gemächer, die Damen entkleideten mich und brachten mich zwiſchen neun und zehn Uhr zu Bette. Ich bat die Prinzeſſin von Heſſen, noch ein Weilchen bei mir zu bleiben, aber ſie wollte darauf nicht eingehen.

Alle waren gegangen. Ich blieb mehr als zwei Stunden allein und wußte nicht, was ich tun ſollte: ſollte ich mich wieder erheben? ſollte ich im Bette bleiben? Ich weiß nichts! Schließlich kam meine neue Kammerfrau, Frau Kruſe, und berichtete mir mit großer Heiterkeit, der Großfürſt erwarte ſein Souper, das man ihm bald auftragen werde. Nachdem Seine Kaiſerliche Hoheit gut geſpeiſt hatte, kam er zu Bett[1], und als er ſich niedergelegt hatte, fing er an, mir davon zu ſprechen, welches Vergnügen es wohl einem ſeiner Kammerdiener machen würde, uns beide im Bette zu ſehen. Dann ſchlief er ein und ſchlummerte ſehr behaglich bis an den nächſten Morgen. Die Laken aus feiner Leinewand, auf denen ich lag, waren mir bei dem Sommerwetter höchſt unbequem, und ich ſchlief infolgedeſſen ſehr ſchlecht, um ſo mehr als mich beim Morgengrauen das Tageslicht recht ſtörte. Denn das Bett hatte keine Vorhänge, obwohl es ſonſt ſehr prächtig in roſa Samt mit Silberſtickerei ausgeſtattet war. Frau Kruſe verſuchte am nächſten Morgen uns junge Eheleute auszufragen. Ihre Hoffnungen erwieſen ſich aber als trügeriſch. Und in dem Zuſtand verblieben die Dinge während der neun folgenden Jahre ohne die geringſte Änderung.

[1] Die Worte von hier bis zum Schluß ſind in der Ausgabe der Akademie unterdrückt.

Zweites Stück

Memoiren, fortgesetzt im Jahre 1791

Zweiter Teil

Herrn Baron Tscherkasow, dem täglich wenigstens eine Lachsalve zu entlocken oder mit dem vom Morgen bis zum Abend zu disputieren mir eine Ehrenpflicht ist, weil ihm beide Vergnügungen gleich wert sind, und ich meinen Freunden gern Vergnügen bereite.

Am Tage nach der Hochzeit nahmen wir die allgemeinen Glückwünsche im Winterpalast entgegen und fuhren dann zum Diner zur Kaiserin in das Sommerpalais. Sie hatte mir am Morgen ein Kissen mit einer wundervollen Smaragdengarnitur gebracht und dem Großfürsten eine von Saphiren geschickt, um sie mir zu überreichen. Am Abend war Ball im Winterpalast.[1] Zwei Tage danach kam die Kaiserin zum Diner zu uns in den Winterpalast.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten dauerten zehn Tage. Unter anderm gab es eine Maskerade mit Quadrillen in verschiedenfarbigen Dominos, jede zu zwölf Paaren. Die erste Quadrille war die des Großfürsten in Rosa und Silber; die zweite in Weiß und Gold, war die meine; die dritte, die meiner Mutter, in Blaßblau und Silber; die vierte in Gelb und Silber, war die meines Onkels, des Fürstbischofs von Lübeck.[2] Beim Eintritt in den

[1] Journal der Kammerfuriere 1745: „22. August. Vormittags um 10 Uhr versammelten sich in den Gemächern Seiner Kaiserlichen Hoheit die vornehmen Kavaliere und die fremden Gesandten und brachten Seiner Kaiserlichen Hoheit ihren Glückwunsch dar. Mittags um 12 Uhr geruhten Ihre Kaiserlichen Hoheiten sich zu Wagen aus dem Winterpalast in das Sommerpalais zu begeben, wo Ihre Kaiserliche Majestät sie zu empfangen geruhte. — Ihre Kaiserliche Majestät geruhte aus dem Neuen Sommerpalais abends zu Beginn der neunten Stunde im Winterpalast einzutreffen. Nach dem Eintreffen Ihrer Kaiserlichen Majestät fing der Ball an."

[2] Journal der Kammerfuriere 1745: „Am 26. August in der 7. Stunde wurde der Ball eröffnet, mit vier maskierten Quadrillen, zu je siebzehn Paaren, im Ganzen 136 Personen." — Relation der Fürstin: „... Am 26. gegen Abend kam man wieder in den Winterpalast. Es gab einen Ball in Dominos, das

Saal fanden wir die Anordnung, die einzelnen Quadrillen sollten nicht durcheinander kommen, sondern jede an der ihr angewiesenen Stelle des Saales tanzen. Für die meine war es sehr schwer, diesem Befehl Folge zu leisten, denn als der Ball eröffnet werden sollte, war kein einziger tanzfähiger Herr vorhanden. Es waren nur Leute von sechzig bis neunzig Jahren, an ihrer Spitze der Marschall Lascy, mein Partner. Diese unangenehme Sache brachte mich schon dem Weinen nahe; glücklicherweise traf ich aber den Hofmarschall, dem ich so erfolgreiche Vorstellungen machte, daß er einen Gegenbefehl erwirkte, mit der Erlaubnis für die Quadrillen, sich untereinander zu mischen.

Nie in meinem Leben habe ich ein trübseligeres und alberneres Vergnügen gesehen, als es diese Quadrillen waren. Es tanzten in einem gewaltigen Saale nur achtundvierzig Paare, darunter eine große Zahl lahmer, gichtbrüchiger, altersschwacher Gestalten; alle übrigen waren Zuschauer in gewöhnlicher Kleidung und wagten nicht, sich unter die Quadrillen zu mischen. Die Kaiserin fand das aber so schön, daß sie es noch einmal wiederholen ließ. Nach dem Ball soupierten die Quadrillen. Ich hatte aber beinahe Tränen im Auge.

Während der Festlichkeit ließ die Kaiserin der Gräfin Rumiantzow, die seit meiner Krankheit bei mir geblieben war, sagen, sie dürfe nun wieder zu ihrem Gemahl zurückkehren. Darüber freute sich groß und klein bei Hofe.

Als die Feste ihr Ende erreicht hatten, fing man an, von der Abreise meiner Mutter zu sprechen. Seit meiner Hochzeit fühlte ich mich am wohlsten bei ihr. Ich suchte um so eifriger Gelegenheiten, bei ihr sein zu können, als mein Zuhause kaum angenehm

---

heißt in vier Quadrillen, jede zu 16 Paaren, deren Führer der Großfürst, die Großfürstin, mein Bruder und ich waren ... Ihre Kaiserliche Majestät und alle, die daran nicht teilnahmen, waren in gewöhnlicher Kleidung... Dieselben Quadrillen versammelten sich noch einmal am 27. bei ihren Führern im Sommerpalais."

zu nennen war.[1] Der Großfürſt hatte nur Kindereien im Kopf; er gab ſich beſtändig mit Soldatenſpielen ab, umgeben von ſeinen Domeſtiken, für die allein er etwas übrig hatte. In meinen Räumen durfte ich jetzt nicht mehr mit meinen Mädchen herumſpringen; Frau Kruſe verſtand ſie tödlich einzuſchüchtern; ſie verbot ihnen beinahe, mit mir zu ſprechen.

Ich hätte gewiß meinen jungen Gemahl geliebt, wenn er nur liebenswürdig hätte ſein wollen oder können. Aber ich kam ſchon in den erſten Tagen unſerer Ehe zu einem böſen Schluß über ihn. Ich ſagte mir: „Wenn du dieſen Menſchen liebſt, wirſt du das unglücklichſte Geſchöpf auf Gottes Erdboden: dein inneres Weſen würde Erwiderung verlangen. Der Menſch beachtet dich ja aber kaum! Er ſpricht faſt nur von Puppen, und wenig fehlt daran, daß er jeder anderen Frau mehr Aufmerkſamkeit erweiſt, als dir. Du biſt zu ſtolz, um deswegen Lärm zu ſchlagen, alſo, mit Zärtlichkeiten dieſem Herrn gegenüber, nehmen Sie ſich gefälligſt zuſammen! Denken Sie an ſich ſelbſt, Madame!“ Dieſer erſte Eindruck, den ſo mein wachsweiches Herz empfing, blieb mir; und dieſe Erwägung ging mir niemals aus dem Kopfe. Aber ich hütete mich natürlich, ein Wort verlauten zu laſſen über meinen feſten Entſchluß, niemals jemand hingebend zu lieben, der mir nicht mit einer uneingeſchränkten Erwiderung lohnen würde. Aber wie mein Herz beſchaffen war, hätte es ganz und völlig einem Gemahl angehört, der nur mich geliebt hätte und von dem ich nicht alle die Kränkungen hätte fürchten müſſen, die mir von dem meinen beſchieden waren. Immer habe ich Eiferſucht, Zweifel, Mißtrauen und alles, was daraus folgt, für das größte Unglück gehalten, und ſtets war ich überzeugt, daß es nur vom Ehemanne abhängt, von ſeiner Frau geliebt zu werden, wenn dieſe ein gutes Herz und einen

[1] Die Fürſtin ſchreibt an ihren Gemahl: „... Die Großfürſtin ergiebet ſich Dir, hat aber, da ſie mit Ihrem Ehemann noch ſo neulich iſt, daß Sie beide nicht wohl von einander eine Viertelſtunde ſich ermüßigen können, zu ſchreyben keine Zeit...“

ſanften Charakter hat. Gefälligkeit und angenehme Formen des Mannes werden immer ihr Herz gewinnen.[1]

Wenn ich meine Mutter nicht aufſuchen konnte, zu der, beiläufig geſagt, der Großfürſt nur widerwillig ging, ſo nahm ich in meinem Zimmer ein Buch zur Hand. Das erſte, was mir in die Hände fiel, war ‚Tiran le Blanc‘:[2] mir gefiel die Prinzeſſin ſehr, die eine ſo feine Haut hat, daß man ihr den Rotwein durch die Kehle fließen ſieht, wenn ſie trinkt. Meine Mutter kam manchmal, um den Abend bei mir zuzubringen, und damals hätte ich viel darum gegeben, wenn ich das Land mit ihr wieder hätte verlaſſen können.

Ich vergaß zu erzählen, daß am 5. September, ihrem Namenstag, die Kaiſerin nach Goſtilitzy, einem Landgut des Grafen Alexej Razumowskij, abreiſte;[3] den Großfürſten, meine Mutter und mich ſchickte ſie nach Tzarskoje Selo. Wir brachten hier mehrere Tage zu, nicht ohne daß es viel Lärm und Mißhelligkeiten gegeben hätte; die Jugend wollte tanzen, ſpringen und allerlei kindliche Spiele treiben, und die Alten hielten das nicht für das Richtige. Meine Mutter machte es ſo, daß ſie das Zimmer überhaupt nicht verließ; ich teilte mich, – bald ging ich zu ihr, bald war ich bei den Lärmmachern.

In dieſer Zeit gab mir meine Mutter geſprächsweiſe zu verſtehen, daß ſie von der Neigung ihres Bruders, des Prinzen

[1] Katharina ſchreibt am 20. Januar 1767 an Frau v. Bielcke: „Nichts iſt ſo ſchlimm, wie ein Kind zum Manne zu haben. Ich weiß was das ſagen will, und ich gehöre zu den Frauen, die glauben, daß es immer der Fehler des Mannes iſt, wenn er nicht geliebt wird. Ich hätte den meinen wirklich gern geliebt, wenn es möglich geweſen wäre, und wenn er ſo gut geweſen wäre, das zu wünſchen.“

[2] Das iſt der große irrende Ritter der Katalaner, deſſen Fahrten Moſſen Johanot Martorell erzählt hat: Tirant lo Blanch, Valencia 1490. Die franzöſiſche Nachahmung dieſes Buches gab Graf A. Cl. de Caylus: Histoire du vaillant chevalier Tiran le Blanc. Londres (Paris um 1737).

[3] Journal der Kammerfuriere 1745: „8. September. Ihre Kaiſerliche Majeſtät geruhte ſich aus Goſtilitzy über Ropſcha nach Peterhof zu begeben ... am 9. September aus Peterhof nach Tzarskoje Selo ... am 10. September ... nach St. Petersburg.“

Georg Ludwig, für mich gewußt hatte; weil ſie das aber nur ſo leichthin ſtreifte, ahnte ich es mehr, als daß ſie es ſagte.

Als wir von der kleinen Reiſe heimgekehrt waren, wurde beſtimmter von der Abreiſe meiner Mutter geſprochen. Die Kaiſerin ſandte ihr 60000 Rubel, um ihre Schulden zu bezahlen; aber es ſtellte ſich heraus, daß meine Mutter 70000 Rubel mehr ſchuldig war, als ihr die Kaiſerin geſchickt hatte. Um meiner Mutter aus der Verlegenheit zu helfen, nahm ich ihre in Rußland eingegangenen Verpflichtungen auf mich. Das legte den Grund für die Schulden, die ich bei Lebzeiten der Kaiſerin gemacht habe, und die bei ihrem Ableben auf die rieſige Summe von 657000 Rubel angeſchwollen waren, welche ich erſt nach meiner Thronbeſteigung vierteljährlich abgezahlt habe. Ich habe mich darüber oft gegrämt, weil es mir unmöglich war, ſie bei einem Einkommen von 30000 Rubel zu bezahlen und weil ich in den letzten Tagen der Regierung der ſeligen Kaiſerin in der traurigen Lage war, keinen Kredit mehr zu haben, nicht einmal, um mir zu Weihnachten ein Kleid machen zu laſſen. An dem Tage ſtarb die Kaiſerin, was ich nicht hatte vorausſehen können. Mein einziger Rettungsanker wären meine Diamanten geweſen, deren Wert weit mehr betrug, als dieſe Summe; aber ich hätte nie gewagt, ſie zu verkaufen oder zu verpfänden.

Doch es hieße zu ſehr vorgreifen, wollte ich an dieſer Stelle noch länger davon ſprechen. Ich nehme alſo den unterbrochenen Faden wieder auf.

Meine Mutter reiſte ab, mit Geſchenken beladen, ebenſo wie ihr ganzes Gefolge.[1] Der Großfürſt und ich gaben ihr das Geleit bis nach Krasnoje Selo. Ich weinte ſehr, und um mich

[1] Journal der Kammerfuriere 1745: „28. September. Nach beendigter Tafel nachmittags in der 3. Stunde geruhte Ihre Durchlaucht die Fürſtin von Anhalt-Zerbſt das Neue Sommerpalais zu verlaſſen und die Reiſe anzutreten. Gleichzeitig begaben ſich auch Ihre Kaiſerlichen Hoheiten zu ihrem Geleit bis nach Krasnoje Selo. . . Seine Durchlaucht Prinz Auguſt geleitete ſie bis Koskowo."

nicht noch trauriger zu machen, reiſte meine Mutter ab, ohne von mir Abſchied genommen zu haben.

Einige Tage vor der Abreiſe hatte ſie eine lange Unterredung mit der Kaiſerin gehabt: Gott weiß, was ſie ſich zu ſagen hatten. Ich habe nie wieder etwas davon erfahren, nur wurde mir von der Kaiſerin der Zutritt zu ihrem Ankleidezimmer geſtattet; das heißt, vormittags gegen zwölf und abends um fünf oder ſechs, durfte ich mich dort, ſolange ich wollte, in Geſellſchaft ihrer Kammerfrauen aufhalten, denn Ihre Majeſtät kam nicht immer zum Vorſchein. Immerhin war dieſe Erlaubnis ein gewiſſer Gnadenbeweis, der aber nicht von langer Dauer war, wie man in der Folge ſehen wird.

Wir kehrten nach Petersburg zurück. Als ich meine Gemächer betrat, fand ich Maria Petrowna Shukow nicht vor, der ich beſonders wohlgewogen war. Ich fragte, wo ſie ſei. Meine anderen Frauen, deren niedergeſchlagene und beſtürzte Mienen

— Graf Beſtuſhew-Riumin ſchreibt an Graf Woronzow, am 6. Oktober 1745 aus St. Petersburg: „... Am 28. des vergangenen Monats, nachmittags, hat Ihre Durchlaucht die Fürſtin von Zerbſt ihre Reiſe von hier angetreten. Ihre Kaiſerlichen Hoheiten geleiteten ſie bis Krasnoje Selo und Prinz Auguſt bis Koskowo. Ihre Kaiſerliche Majeſtät geruhte ihr vor der Abreiſe fünfzigtauſend Rubel bar und zwei Truhen mit verſchiedenen chineſiſchen Sachen und Damaſten zu ſchenken, dem Kammerjunker Latorff fünftauſend Rubel und einen Zobelpelz, dem Fräulein Khayn viertauſend Rubel und eine Brillantſchleife.“ — Die Fürſtin ſchreibt an ihren Gemahl: „... Der abſcheydt war ein ſehr beweglicher, beſonders wahr mir faſt ohnmöglich von Keyſ. Maj. mich zu conedijren und ſolche große Monarchin thät mir auf Ihrer Seyte die Gnade ſo innig attendrieret zu ſeyn, daß der anweſende hoff darüber gleichfalls in der größeſten Beweglichkeit geſetzet wardt; unendliche mahle wardt abſcheydt genommen und endlich begleitete dieſe huldreichſte Beherrſcherin mir mit Thränen und den zärtlichſten und gnädigſten Ausdrücken bis zur Treppe“. — Aber in einer Depeſche des engliſchen Geſandten Hyndford vom 1. Oktober 1745 heißt es: „Als ſie Abſchied nahm, fiel ſie der Kaiſerin zu Füßen, und bat ſie mit einem Strom von Tränen um Verzeihung, wenn ſie Ihre Majeſtät durch irgend etwas beleidigt hätte. Die Kaiſerin antwortete ihr, es ſei jetzt zu ſpät daran zu denken, und ſagte ihr, wenn ſie immer ſo demütig geweſen wäre, ſo wäre das beſſer für ſie geweſen.“

mir auffielen, erzählten, ihre Mutter ſei plötzlich krank geworden und hätte ihre Tochter holen laſſen, als dieſe mit ihren Gefährtinnen bei Tiſche ſaß. Ich legte an dieſem Abend der Sache keine weitere Bedeutung bei. Am nächſten Tage erkundigte ich mich wieder nach ihr, und ſie ſagten mir, ſie habe nicht im Hauſe geſchlafen. Mir kam das alles etwas ſonderbar vor; denn meine Frauen hatten Tränen in den Augen. Ich konnte es möglich machen, Fräulein Balk (die ſpäter den Dichter Sumarokow geheiratet hat) unter vier Augen auszufragen. Sie beſchwor mich, ſie nicht zu verraten, was ich ihr auch verſprach. Darauf erzählte ſie mir, gerade als ſie bei Tiſche ſaßen, ſeien ein Sergeant von der Garde und ein Kabinetskurier in das Zimmer getreten und hätten Fräulein Shukow mitgeteilt, ihre Mutter ſei krank, und ſie ſolle zu ihr kommen. Sie habe ſich erbleichend erhoben, und während ſie mit einem der Boten den Wagen beſtieg, habe der andere ihrer Zofe Befehl gegeben, die Sachen ihrer Herrin zu packen. Man flüſterte ſich zu, ſie wäre verbannt worden, und man habe ihnen verboten mir davon zu ſprechen. Niemand wiſſe den Grund, aber man argwöhne, es ſei deshalb, weil ich ſie gern habe und auszeichne. Über alles dies war ich ſehr erſtaunt und bekümmert; mein Schmerz, einen Menſchen nur deshalb unglücklich ſehen zu müſſen, weil ich ihn gern hatte, war ſehr groß. Nur die Abreiſe meiner Mutter, die mich ſehr traurig geſtimmt hatte, bot mir einen Deckmantel, dieſen zweiten Kummer zu verbergen. Ich ſprach zu niemand ein Wort darüber, weil ich befürchten mußte, auch noch Fräulein Balk unglücklich zu machen. Jedoch vertraute ich mich dem Großfürſten an, dem das Mädchen auch leid tat, weil es luſtig war und klüger als die anderen.

Am nächſten Tage ſiedelten wir mit der Kaiſerin vom Sommerpalais in den Winterpalaſt über.[1] Kaum waren wir im Parade-

[1] Journal der Kammerfouriere 1745: „30. September. Nachmittags um die Mitte der 2. Stunde geruhten Ihre Kaiſerliche Majeſtät und Ihre Kaiſerlichen Hoheiten ſich aus dem neuen Sommerpalais in den alten Winterpalaſt zu begeben und daſelbſt Reſidenz zu nehmen. Beim Eintreffen im Winterpalaſt wurde Salut gefeuert."

ſchlafzimmer der Monarchin angelangt, als ſie anfing die denkbar ſchlimmſten Dinge von Fräulein Shukow zu ſagen. Sie behauptete, jene hätte zwei Liebeleien gehabt und meine Mutter hätte Ihre Majeſtät in der letzten Unterredung, welche ſie mit ihr hatte, dringendſt gebeten, das Mädchen aus meiner Nähe zu entfernen, denn ich hätte eine jugendliche Zuneigung für ſie gefaßt, aber das Mädchen ſei meines Wohlwollens unwürdig. Ich entgegnete gar nichts: ich war zu erſtaunt und zu betrübt. Ihre Kaiſerliche Majeſtät ſprach mit ſo viel Groll und Zorn, daß ſie vor Aufregung ganz rot war und flammende Augen hatte. Erſtens wußte ich nicht, ob Fräulein Shukow ſich gut oder ſchlecht führte; man hatte ſie mir beigegeben und ſie war kaum ſechs Monate dageweſen. Zweitens zeichnete ich ſie zwar aus und bewies ihr mein Wohlwollen, aber ohne jede Überſchwenglichkeit, ohne eine ausgeſprochene Zuneigung, nur weil ſie luſtig war und weniger töricht als die anderen und wirklich höchſt unſchuldig. Drittens fand ich es ſehr ſonderbar, daß meine Mutter die Kaiſerin gebeten haben ſollte, das Mädchen zu entfernen. Denn ſie hatte mir niemals ein Wort über mein Intereſſe für dasſelbe geſagt, obwohl ſie mich immer ſchonungslos und ſehr geradeaus ſchalt, wenn ſie meinte, daß ich es verdiene. Hätte meine Mutter mit mir darüber geſprochen, ſo hätte ich, weil ich doch einmal gewohnt war ihr zu gehorchen, ſicherlich mich ſehr in acht genommen.

Ich habe niemals erfahren, ob meine Mutter Ihre Kaiſerliche Majeſtät wirklich darum gebeten hat. Ich glaubte daran zweifeln zu müſſen, denn ich weiß nicht, was meine Mutter hätte veranlaſſen können, mich ſo öffentlich zu betrüben und mich ſo vor der Kaiſerin ſchlecht zu machen, wo ſie doch die ganze Sache mit einem Worte hätte erledigen können. Andererſeits muß ich zugeben, daß meine Mutter dem Mädchen gegenüber froſtig war; das könnte ſich aber daraus erklären, daß ſie nicht mit ihm ſprechen konnte, weil dieſes nur Ruſſiſch verſtand. Manchen wird es vielleicht wundern, daß ich an den Worten der

Kaiſerin zweifelte. Darauf kann ich nur entgegnen, daß meine Erfahrung mich gelehrt hatte, das, was die Monarchin im Zorn ausſprach, nur mit Vorſicht hinzunehmen. Wie dem nun auch ſei, man hätte in jedem Falle die Sache anders und beſſer anfaſſen können, um mein harmloſes Intereſſe für das Mädchen in Grenzen zu halten, – wenn das der Zweck war.

Meine ſpäteren Erfahrungen haben mich überzeugt, daß wirklich das einzige Verbrechen des Mädchens meine Zuneigung für ſie und ihre vermutete Ergebenheit für mich war. Die Folgezeit hat dieſe Annahme beſtätigt: alle die man desſelben nur verdächtigte, ſind während der achtzehn Jahre entweder verſchickt oder entfernt worden, und ihre Zahl iſt nicht gering geweſen. Ich werde Gelegenheit haben, davon bei den einzelnen Jahren noch zu ſprechen.

Ein paar Wochen ſpäter wurde Graf Zachar Tſchernyſchow aus meiner Umgebung entfernt, um als Geſandter nach Regensburg zu gehen. Seine Mutter ſelbſt hatte dieſe Entſendung vor der Kaiſerin befürwortet, denn ſie hatte zu ihr geſagt: „Ich habe Sorge, er könnte ſich in die Großfürſtin verlieben. Er blickt ſie beſtändig an, und wenn ich das ſehe, zittere ich vor Furcht, er könnte Torheiten begehen.“

Für den Herbſt und Winter dieſes Jahres wurde beſtimmt, es ſollten in jeder Woche zwei Maskenbälle ſtattfinden, einer bei Hofe und einer immer abwechſelnd in einem der vornehmen Häuſer der Stadt.[1] Man tat ſo, als unterhielte man ſich dabei

[1] Journal der Kammerfuriere 1745: „15. September. Dem Kammerfurier Herrn Neſterow wurde aufgetragen kund zu tun, daß Ihre Kaiſerliche Majeſtät geruht hat zu beſtimmen, daß von jetzt an den Winter hindurch allwöchentlich an den bezeichneten Tagen am Hofe Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät ſtattfinden ſollen, wie folgt: Sonntags – Cour, Montags – Intermedien, Dienstags – Hofmaskerade, Donnerstags – franzöſiſche Komödie.“ – Graf Beſtuſhew-Riumin ſchreibt an Graf Woronzow, am 23. Januar 1746 aus St. Petersburg: „...Bei uns iſt jetzt Karneval, und Maskenfeſte... haben angefangen in der Weiſe, daß in den Häuſern der erſten und zweiten Rangklaſſe ſolche an beſtimmten Tagen abgehalten werden, wobei ſich unſere Allergnädigſte Selbſtherrſchende Herrin

gut, im Grunde aber langweilte ſich alles zum Sterben auf dieſen Bällen, die trotz der Maskierung doch ſteif und auch nur ſchlecht beſucht waren, ſo daß bei Hof die Säle leer ausſahen, die Häuſer in der Stadt aber doch zu klein waren, um die wenigen erſchienenen Gäſte zu faſſen. Man darf nämlich die damalige Stadt nicht mit dem Petersburg von heute meſſen. Gebäude aus Stein gab es nur auf der Millionnaja, der Lugowaja und dem Engliſchen Kai. Dieſe waren gewiſſermaßen der Vorhang, hinter dem ſich die denkbar unerfreulichſten Holzbaracken verbargen. Das einzige Haus mit Damaſteinrichtung war tatſächlich das der Prinzeſſin von Heſſen; alle anderen hatten geweißte Mauern oder auch ſchlechte Tapeten aus Papier oder gemalter Leinwand.[1]

In dieſem Winter hatte ich am Tage vor dem Geburtstage der Kaiſerin ſchlimmes Zahnweh; trotzdem kleidete ich mich an, um Ihrer Majeſtät meine Glückwünſche darzubringen, wie es die Sitte erheiſchte. In den Gemächern Ihrer Majeſtät traf ich den Marinekapitän Herrn Korſakow-Woin, einen unterhaltenden Mann, den die Monarchin ſehr ſchätzte. Ich klagte ihm meine Zahnſchmerzen, und er behauptete, er würde mich in einem Augenblick kurieren. Er holte einen großen eiſernen Nagel und verlangte, ich ſollte an der ſchmerzenden Stelle mit dem Nagel das Zahnfleiſch zum Bluten bringen. Ich tat es, er nahm ſeinen

---

mit der Allerhöchſten Kaiſerlichen Familie und dem Hofſtaat immer einzufinden geruht. Auch die ganze Generalität und der hohe Adel wird gleicherweiſe eingeladen, ſo daß von drei- bis vierhundert Masken zuſammenkommen."

[1] Unter den eigenhändigen Briefen Katharinas an Grimm findet ſich (hinter dem Briefe vom 7. Dezember 1779 bez. 2. Januar 1780) ein Blatt mit einem ‚Chanson', der die Holzhäuſer verſpottet:

Jean bâtit une maison
Qui n'a ni rime ni raison:
L'hiver on y gèle tout roide,
L'été ne la rend point froide;
Il y oublia l'escalier,
Puis le bâtit en espalier.

Nagel und entfernte sich. Tatsächlich vergingen die Schmerzen über Nacht, und dieser Zahn hat mir seitdem nicht wieder weh getan.

Wir lebten soweit ganz gut, ich und der Großfürst. Er liebte es, abends ein paar Herren oder Damen zum Souper bei sich zu sehen. Auch am Silvesterabend belustigten wir uns so in seinen Gemächern. Um Mitternacht erschien aber meine Kammerfrau Frau Kruse und forderte uns im Namen der Kaiserin auf, zu Bett zu gehen, weil es die Kaiserin unrecht fände, am Vorabend eines hohen Festes so spät aufzubleiben. Auf den Wink zog sich die ganze Gesellschaft ohne ein Wort des Widerspruches zurück. Trotzdem kam uns das eigentümlich vor, weil wir das unregelmäßige Leben, das unsere teure Tante selbst führte, doch kannten. Es handelte sich da wohl mehr um eine schlechte Laune, als um vernünftige Gründe.

Ich weiß nicht zu sagen, ob die Karnevalsbälle oder unsere Wohnverhältnisse die Schuld trugen, daß der Großfürst zu Ende des Winters, besser gesagt, zu Anfang des Jahres 1746 an einem hitzigen Fieber erkrankte. Jedenfalls bekam er es. Auf den Bällen tanzte er sehr viel und pflegte schweißbedeckt nach Hause zu kommen. Unsere Zimmer lagen sehr wunderlich: zwischen seinen und meinen Räumen befand sich ein großes Vestibül mit einer gewaltigen Treppe. Er schlief bei mir; kleidete sich aber bei sich aus und an.

Weil ich gerade von der Wohnung des Großfürsten spreche, muß ich noch eine Besonderheit erzählen, deren Sinn mir niemals klar geworden ist, welche die Kaiserin aber strengstens angeordnet hatte. Der Großfürst hatte drei Zimmer: in dem neben dem Vestibül gelegenen stand das Bett des Oberkammerherrn und Untergouverneurs Herrn Bergholz, der hier schlief, das zweite Zimmer war leer, aber im dritten stand das Bett des Oberhofmarschalls Brümmer, Gouverneurs des Großfürsten. Die beiden Herren begaben sich zu Bett, wenn sich der Großfürst zum Schlafen in meine Gemächer entfernte. Im Laufe des

Tages kam Herr v. Brümmer niemals zum Großfürſten, aber Herr v. Bergholz hielt ſich in dem erſten Vorzimmer auf, in welchem er ſchlief.

Herrn v. Brümmers Anſehen war damals im Sinken begriffen.[1] Eines Tages nahm er mich beiſeite und erzählte mir, er würde ſicher entlaſſen werden, wenn ich ihn nicht ſtützte. Ich fragte ihn, welchen Weg er mir raten würde einzuſchlagen, um Erfolg zu haben. Er meinte, er ſähe kein anderes Mittel, als daß ich der Kaiſerin gegenüber weniger ſchüchtern ſein und deshalb öfter das Zimmer aufſuchen müſſe, zu dem ich Zutritt hatte. Ich antwortete ihm, das würde keinen Zweck haben, weil die Kaiſerin dort faſt nie erſchien, wenn ich da war. Was aber meine Schüchternheit beträfe, ſo ſei es ſchwierig, ſie abzulegen einer Fürſtin von ſo ſchwer ergründbarer Stimmung gegenüber, die ſich nur ſehr wenigen mitteile, im Geſpräch mit der man ſtets Gefahr liefe, daß ſie irgendein ihr mißfälliges Wort herausgriff, um über einen herzufallen und zu ſchimpfen. Ich war oft Zeuge, wie das dem Großfürſten im Geſpräch mit ihr ſo ging. Deshalb befleißigte ich mich größter Zurückhaltung, und vor ihr erwog ich ſorgfältig jedes Wort, bevor ich es ausſprach. Er ſprach noch zwei oder dreimal mit mir in demſelben Sinne, aber ich hielt das, was er wünſchte, für völlig ausgeſchloſſen. Ich bin auch heute noch feſt überzeugt, daß ich mir viel eher den Zorn der Kaiſerin zugezogen haben würde (wozu ſie an ſich ſchon allzuſehr neigte), als daß es mir gelungen wäre, Herrn v. Brümmers gefallene Aktien wieder in die Höhe zu treiben. Übrigens haßte ihn der Großfürſt von ganzem Herzen; es wäre alſo nur ein neuer Anlaß zu Froſtigkeiten zwiſchen uns beiden geworden. Er liebte es ſchon nicht, daß ich mit Brümmer allzu angelegent-

[1] Depeſche des engliſchen Geſandten Hyndford vom 12. April 1746: „... Graf Brümmers Fall iſt nahe. Der Großfürſt hat ihm geraten, ſeinen Abſchied zu erbitten; wenn er das nicht tut, ſo wird er mit Schimpf davon gejagt werden ...“ Schon am 10. Dezember 1745 heißt es in einer Depeſche des franzöſiſchen Reſidenten D'Allion: „... er hat große Mühe ſich ſelbſt zu halten ...“

liche Unterhaltungen führte. Einige Zeit ſpäter erbaten die Herren v. Brümmer und v. Bergholz ihren Abſchied und erhielten ihn bewilligt.[1]

Um dieſe Zeit fand ich einen Gardeſergeanten, namens Trawin, der einverſtanden war, nach Moskau zu gehen und Fräulein Shukow zu heiraten. Als die Kaiſerin aber davon hörte, ſchickte ſie den Befehl, das junge Paar nach Kizliar zu verſchicken. Weshalb, habe ich nie verſtanden, es muß auch wieder ſo eine böſe Laune geweſen ſein.

Die Krankheit des Großfürſten dauerte etwa zwei Monate: man ließ ihm mehrere Male zur Ader, und er verurſachte der Kaiſerin viele Unruhe. Meine natürliche Empfindſamkeit ließ mich an ſeinem Zuſtande Anteil nehmen, ich war aber ihm und der Kaiſerin gegenüber ſehr ſchüchtern und zurückhaltend. Sie ſchienen mir beide immer geneigt über mich herzufallen, und ich fürchtete, mich vor ihnen bloßzuſtellen. Andererſeits hat mir aber der Grundſatz, nie zur Laſt zu fallen, oft geſchadet, weil er häufig der Grund war, daß ich beiſeite geſtanden habe, wenn ich dachte, der Fall könnte vielleicht eintreten. Mit etwas mehr Dreiſtigkeit und weniger Gefühlen wäre ich oft beſſer vorwärts gekommen.

[1] Brümmer wurde am 21. Mai 1746 entlaſſen. — Graf Beſtushew-Riumin ſchreibt an Graf Woronzow, aus Petersburg vom 17. Juni 1746: „.... Seine Kaiſerliche Hoheit hat ihnen als Belohnung für ihre Dienſte je ein wichtiges Amt in Holſtein angeboten ... aber ſtatt mit Dankbarkeit dieſe hohe Gnade anzunehmen, baten ſie um ihre Entlaſſung aus dem Dienſte Seiner Kaiſerlichen Hoheit, worauf Ihnen mit allerhöchſter Bewilligung Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät am nächſten Tage der Abſchied gegeben wurde ... und ſie werden hoffentlich in dieſen Tagen von hier abreiſen." — Stählin bemerkt in ſeinen Memoiren: „Der Großfürſt gab ſeinem früheren Oberhofmarſchall Graf Brümmer, und Oberkammerherrn Bergholz den Abſchied, und bot ihnen eine Stellung in Holſtein an. Aber ſie trauten ihm nicht und lehnten es ab. Sie erhielten durch den Oberjägermeiſter Graf Razumowskij von der Kaiſerin eine jährliche Penſion, der erſte von 3000, der zweite von 2000 Rubeln und wählten Wismar zum Aufenthalt, wo Graf Brümmer in wenigen Jahren ſtarb ..." — Bergholz hat nach Büſchings Bericht (1789) in Wismar „dem hier 1752 in dürftigen Umſtänden verſtorbenen" Brümmer in der Marienkirche ein Grabmal errichtet.

Aber meine natürliche Gefälligkeit hat mich oft vom Platze weichen lassen, wenn ich ihn ohne sie wohl gut behauptet hätte.

Während der Krankheit des Großfürsten erhielt die Kaiserin die Nachricht vom Tode der Prinzessin Anna von Braunschweig, die in Cholmogory an einem heftigen Fieber nach ihrer letzten Entbindung gestorben war.[1] Die Kaiserin weinte sehr bei dem Empfange dieser Nachricht und gab Befehl, die Leiche zur feierlichen Beisetzung nach Petersburg zu bringen. Etwa in der zweiten oder dritten Woche der Fasten traf die Leiche ein und wurde im Alexander-Newskij-Kloster beigesetzt. Die Kaiserin nahm an der Feier teil, und ich begleitete sie in ihrem Wagen;[2] sie weinte sehr während der ganzen Feierlichkeit. Prinzessin Anna wurde in dem Kloster zwischen ihrer Großmutter, der Tzarin Praskowja Fiodorowna, und ihrer Mutter, der Herzogin von Mecklenburg, beigesetzt.[3]

---

[1] Graf Bestushew-Riumin an Graf Woronzow, aus St. Petersburg vom 14. März 1746: „... In diesen Tagen traf die Nachricht ein, daß die Prinzessin Anna verschieden ist." — Sie war am 7. März gestorben, nachdem sie am 27. Februar einem Sohne (Alexej Antwnowitsch) das Leben gegeben hatte.

[2] Journal der Kammerfuriere 1746: „21. März. Gegen Ende der zehnten Stunde geruhte Ihre Kaiserliche Majestät und Ihre Kaiserliche Hoheit die Großfürstin sich in das Alexander-Newskij-Kloster zur Beisetzung der Prinzessin Anna zu begeben. Seine Kaiserliche Hoheit der Großfürst war nicht wohl."

[3] Ein im Staatsarchiv aufbewahrtes Blatt von Katharinas Hand: „Anekdote. Die Tzarin Praskowja Fiodorowna, die Gemahlin des Tzaren Iwan Alexejewitsch, stammte aus dem Hause Saltykow. Sie hatte drei Töchter: die älteste, Katharina, war mit dem Herzog von Mecklenburg vermählt; die zweite, Anna, heiratete den Herzog von Kurland und wurde später Kaiserin; die dritte, Praskowja, ist unverheiratet gestorben. Die Tzarin war von mürrischem und difficilem Charakter; ihre Töchter waren schlecht erzogen, und beständig unter einander und mit ihrer Mutter entzweit. Der letzteren kam gegen Ende ihres Lebens die Laune alle drei zu verfluchen. Als sie schon im Sterben lag, bat Peter der Große sie, den Fluch zurückzunehmen: als er das nicht erreichen konnte, warf er sich auf die Knie und beschwor sie ihren Töchtern zu verzeihen. Nur zu Gunsten der Herzogin von Kurland ließ sie sich erweichen, aber die beiden andern und deren Geschlechter verfluchte sie aufs Neue in alle Ewigkeit. Die jüngste hatte keine Nachkommenschaft, nur eine ganz unbekannt ge-

V. Eriksen: Kaiserin Elisabeth

Während dieſer Faſten ließ mir die Kaiſerin durch Sievers ſagen, ſie würde es gern ſehen, wenn ich ſie innehielte. Ich antwortete, Ihre Majeſtät wäre mir zuvorgekommen, und ich hätte bereits die Abſicht gehabt, ſie um ihre Erlaubnis dafür zu bitten. Sievers erzählte mir, das habe Ihrer Majeſtät ſehr gefallen.

An Stelle der Herren v. Brümmer und Bergholz wurde im Jahre 1746 dem Großfürſten Fürſt Waſilij Nikititſch Repnin beigegeben. Die Wahl der Kaiſerin mißfiel weder dem Großfürſten, noch mir. Fürſt Repnin war ein Mann von vornehmſter, edler Geſinnung.[1] Wir beide, der Großfürſt und ich, bemühten uns, ihn zu gewinnen, und er ſeinerſeits gab ſich Mühe, uns in jeder Weiſe ſeinen guten Willen zu bezeigen. Er begann damit, bei dem Großfürſten eine gewähltere und vornehmere Geſellſchaft einzuführen und die Lakaienumgebung von ihm zu entfernen.

Ich muß hier noch ein Begebnis aus dieſem Winter berichten, das vielleicht zum Verſtändnis der Charaktere beitragen kann. Die Gemächer des Großfürſten, von denen ich oben geſprochen habe, ſtießen an ein Zimmer an, in dem die Kaiſerin einen

bliebene uneheliche Tochter. Aber von der älteſten ſtammt die unglückliche Familie der Prinzeſſin Anna von Braunſchweig ab, deren Sohn entthront wurde und ſo unglücklich in Schlüſſelburg umkam. Die vier anderen Kinder, nämlich Katharina, Alexej, Peter und Eliſabeth ſind noch mit ihrem Vater, dem Prinzen Anton Ulrich von Braunſchweig, in Cholmogory. Ich ſchreibe dieſes am 18. Oktober 1772. Der Prinz Iwan war ſchwachſinnig; ich habe ihn im Jahre 1762 geſehen; außerdem ſtotterte er. Einer ſeiner Brüder hinkt, der andere iſt buckelig; eine Tochter iſt ſchwermütig, und die andere hat zeitweilig Anfälle von Geiſtesſtörung. So kann man alſo ſagen, daß der Fluch der Tzarin für die unglückliche Familie in Erfüllung gegangen iſt. Alles was ich hier erzählt habe, iſt glaubwürdige Tatſache, für die ich Augenzeugen gekannt habe. — Die Kaiſerin Eliſabeth kannte die Geſchichte von ihrem Vater Peter dem Großen, die Gräfin Woronzow wußte ſie von den Kaiſerinnen Katharina I. und Eliſabeth, und von ihrem Gemahl, dem Grafen Woronzow; Gräfin Rumiantzow kannte ſie als eine Tatſache, die jedermann zu der Zeit bekannt war; die Tſchernyſchow, Buturlin wußten ſie, die letzteren waren ja Zeitgenoſſen der Ereigniſſe geweſen".

[1] Depeſche des franzöſiſchen Reſidenten D'Allion vom 28. Mai 1746: „... Fürſt Repnin iſt einer der liebenswürdigſten Ruſſen, die ich kenne, und einer der beſten Köpfe des Landes."

mechaniſchen Tiſch hatte aufſtellen laſſen (in Rußland ‚Ermitage‘ genannt). Hier ſpeiſte ſie oft mit ihren intimſten Vertrauten: das waren oft ihre Kammerfrauen, Kirchenſänger und ſogar ihre Lakaien. Der Großfürſt hatte ſich in den Kopf geſetzt, zu ſehen, was in dieſem Zimmer vorging, und er bohrte Löcher in die Tür zwiſchen dieſem und ſeinem Zimmer. Aber es war ihm nicht genug, nur allein durch die Löcher zu ſpähen: er wünſchte, ſeine ganze Umgebung ſollte den Anblick mit genießen. Ich machte ihn darauf aufmerkſam, daß er Unannehmlichkeiten davon haben könne; ich tat ihm einmal den Gefallen und wollte mich dann nicht ein zweites Mal darauf einlaſſen. Er machte ſich aber über mich luſtig und rief ſogar Frau Kruſe hinzu. Sie ſah, wie Graf Razumowskij im Schlafrock mit der Kaiſerin dinierte.

Das war am Freitag. Am Sonntag morgen nach der Meſſe betrat die Kaiſerin mein Zimmer und ſchalt den Großfürſten ſchrecklich wegen der Löcher, die er in die Tür gemacht hatte. Sie ſagte geradeheraus, was ihr die Wut nur eingab und hielt auch mit Schimpfworten nicht zurück. Mir ſagte ſie gar nichts, aber Frau Kruſe flüſterte mir ins Ohr, die Kaiſerin habe erfahren, daß ich abgeraten hatte, die Löcher in die Tür zu bohren, und man wiſſe mir Dank dafür.

Zu Anfang des Frühjahrs zogen wir aus dem Winterpalaſt in das Sommerpalais. Der Großfürſt fing jetzt an das Violinſpiel zu erlernen, zuerſt bei dem Muſiker Wilde, dann bei einem anderen, namens Pierri. Er begeiſterte ſich ſehr für die Muſik, und es gab oft Konzerte in ſeinen Gemächern. Er hatte ein gutes Gehör, aber kannte keine Note; trotzdem hat er ſein ganzes Leben in allen Konzerten mitgeſpielt, die er gab, nur vermöge ſeines guten Gehörs. Er tat ſich viel auf ſeine Muſik zugute; im Grunde kannte er aber nicht die erſten Elemente. Die Muſiker wußten das ganz genau, aber ſie ließen ihn reden und machen, weil ſie ihren Profit dabei hatten.

Eines Sonnabends, am 24. Mai, als beim Großfürſten Konzert war, zog ich mich für einen Augenblick in mein Zimmer

zurück, und weil es ſehr heiß war, entſchloß ich mich, meine Tür, die in den großen Saal des Sommerpalais zur Rechten des Thrones führte, zu öffnen. Er wurde gerade dekoriert und war voll von Arbeitern. Die Kaiſerin war in Tzarskoje Selo, aber ſie wurde an dieſem Abend zurückerwartet. Ich ſah von weitem einen Kammerdiener des Großfürſten, namens Andrej Tſchernyſchow, für den er ſeiner ſchönen Erſcheinung wegen große Vorliebe hatte. Ich rief ihn an und ſprach vier oder fünf Minuten mit ihm, wobei ich auf meiner Seite der geöffneten Tür, alſo in meinem Zimmer ſtand, und er in dem Saal. Als ich mich einmal umwandte, ſah ich hinter mir den Kammerherrn Graf Devier ſtehen, den der Großfürſt nach mir geſchickt hatte, weil ich kommen ſollte eine Arie anzuhören. Graf Devier hat mir einige Jahre ſpäter geſtanden, daß er von der Kaiſerin den Befehl hatte, unſere Schritte zu beſpähen und ein wachſames Auge auf alles zu haben, was Andrej Tſchernyſchow tat. Ich ſchloß meine Tür, folgte Graf Devier, und der Abend verlief ſo weiter.

Am nächſten Tage, dem Sonntag, gingen wir zur Kirche. Als ich aus der Meſſe kam, übergab mir mein Kammerdiener Timofej Jewreinow ein Billett von Andrej Tſchernyſchow, das mich wiſſen ließ, er und zwei Vettern von ihm, die Hoflakaien waren, hätten ſoeben Befehl erhalten, als Leutnants nach Orenburg abzugehen.[1] Jewreinow fügte hinzu: „Er getraut ſich nicht noch einmal das Zimmer des Großfürſten zu betreten, aber falls der Großfürſt und Sie ihn ſehen wollen: er iſt in dem Veſtibül zwiſchen Ihren Gemächern und dem Audienzzimmer des Großfürſten.“

Ich lief zum Großfürſten, und wir gingen beide zuſammen durch das Veſtibül, wo wir ihn in Tränen aufgelöſt fanden. Der Großfürſt war ſehr betrübt, daß Tſchernyſchow entfernt wurde, und ich auch. Er ſchien viel Ergebenheit für uns beide zu beſitzen, beſonders aber für mich. Wir verabſchiedeten uns ſehr herzlich von ihm und weinten alle drei.

---

[1] Die Tſchernyſchows wurden entfernt am 23. Mai 1746.

Dieſes Begebnis ließ den Großfürſten und mich im Laufe des Tages trübe Erwägungen anſtellen: in noch nicht einem Jahr war das der zweite Menſch, den wir gern ſahen, der entfernt wurde. Alle unſere Bedienten waren beſtürzt. Ich fühlte mich außerdem gar nicht wohl. Unter dem Vorwand eines Nachmittagſchlafes, der damals bei Hofe ganz üblich war, legte ich mich zu Bett und weinte bitterlich.

Ein paar Stunden ſpäter erhob ich mich, um mich zur Cour anzukleiden. Frau Kruſe erſchien und meldete mir, der Großkanzler Graf Beſtuſhew und Frau von Tſchoglokow, Staatsdame und Verwandte der Kaiſerin, wünſchten mich zu ſprechen. Über dieſen Beſuch war ich ſehr verwundert. Ich ließ ſie eintreten. Der Graf teilte mir mit, die Kaiſerin habe die Dame zu meiner Oberhofmeiſterin ernannt.[1] Sofort fing ich an ſchönſtens zu weinen. Ich wußte, daß Frau Tſchoglokow als die boshafteſte und launiſchſte Frau bei Hofe galt. Ich antwortete ihnen, die Befehle Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät ſeien unumſtößliches Geſetz für mich, und entließ ſie.

Ich erſuchte Frau von Tſchoglokow, mich bei Ihrer Majeſtät zu entſchuldigen, weil ich wegen eines ſtarken Kopfwehs, an dem ich ſeit einigen Tagen litt und weswegen mir am nächſten Tage zur Ader gelaſſen werden ſollte, dieſen Abend nicht die Ehre haben könne, ihr meine Ehrerbietung bei der Cour zu erweiſen. Frau von Tſchoglokow ging zur Kaiſerin und kehrte nach einiger Zeit zurück, um mich wiſſen zu laſſen, daß dieſen Abend keine Cour ſtattfinden werde. Außerdem brachte ſie mir als Einführung das angenehme Kompliment mit, die Kaiſerin habe ihr aufgetragen, mir zu ſagen, ich wäre ſehr eigenſinnig (wy, deskatj, otschenj upriamyl). Ich wollte von Frau Tſchoglokow wiſſen, weshalb und wieſo ich von Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät des Eigenſinns bezichtigt werde. Sie entgegnete mir, ſie habe mir beſtellt, was man ihr zu ſagen aufgetragen; den Grund wiſſe

[1] Frau Tſchoglokows Anſtellung als Oberhofmeiſterin erfolgte am 26. Mai 1746.

ſie nicht, und ſie ſei nicht in der Lage, Ihrer Majeſtät Fragen zu ſtellen. Ein neuer Grund zu Tränen für mich!

Ich ſtrengte mein Nachdenken an, um herauszubringen, wieſo ich eigenſinnig ſei. Mir ſchien, ich hatte immer aufs pünktlichſte gehorcht. Den Großfürſten ſah ich den ganzen Tag nicht: er kam nicht zu mir, und in dem Zuſtand, in dem ich mich befand, ging ich auch nicht zu ihm. Während meines ganzen Lebens habe ich ſtets meine Tränen zu verbergen gewußt, und zwar aus Stolz; ich habe es nie geſchätzt, mich bemitleiden zu laſſen. Hätte ich es oft über mich gewonnen, den traurigen Zuſtand zu zeigen, in dem ich mich befand, ſo hätte ich ihn wohl lindern können, aber mein Herz war zu ſtolz, um Mitgefühl, gleichviel bei wem, für mich zu ſuchen.

Am nächſten Morgen ließ man mir zur Ader. Kaum war mein Arm verbunden, als die Kaiſerin in mein Zimmer trat: alle anderen zogen ſich zurück, und wir blieben allein. Die Kaiſerin begann das Geſpräch damit, meine Mutter hätte ſie verſichert, ich heirate den Großfürſten aus Liebe; aber die hätte ſie offenbar getäuſcht, und ſie wiſſe ſehr wohl, daß ich einen anderen liebe. Sie ſchalt mich hart, zornig und aufgeregt, ohne jedoch dabei den Namen deſſen auszuſprechen, den ich angeblich lieben ſollte. Über dieſe ganz unerwartete Beleidigung war ich ſo verblüfft, daß ich kein Wort der Erwiderung fand. Ich brach in Tränen aus und empfand ſchreckliche Furcht vor der Kaiſerin; ich ſah den Augenblick, wo ſie mich ſchlagen würde, wenigſtens fürchtete ich ihn. Ich wußte, daß ſie im Zorn ihre Frauen, ihre Umgebung ſchlug, manchmal ſogar die Herren. Ich konnte mich dem nicht durch die Flucht entziehen, denn ich ſtand mit dem Rücken gegen eine Tür und ſie gerade vor mir. Frau Kruſe, wie immer ſehr dienſteifrig, wenn es galt, Schaden zu ſtiften, war fortgelaufen, um den Großfürſten aus dem Bette zu holen, offenbar, damit er Zeuge des Auftritts ſein ſollte. Er erſchien im Schlafrock; aber Frau Kruſe täuſchte ſich in ihren Berechnungen, denn ſowie die Kaiſerin ihn ſah, mäßigte ſie ihren

Ton und redete mit ihm höchſt liebevoll über gleichgültige Dinge. Mit mir ſprach ſie nicht mehr, ſah mich auch nicht an, und nach kurzer Unterhaltung entfernte ſie ſich in ihre Gemächer. Der Großfürſt zog ſich in die ſeinen zurück. Mir ſchien, er war verſtimmt gegen mich.

Ich blieb in meinem Zimmer zurück, ohne zu wagen, mein Herz einer lebenden Seele auszuſchütten, und fühlte gleichſam ein ſcharfes Meſſer in meinem Innern. Einſtweilen trocknete ich meine Tränen und kleidete mich zum Diner an. Als es beendet war, warf ich mich, überwältigt wie ich war, angekleidet auf ein Kanapee und nahm ein Buch. Als ich ein Weilchen geleſen hatte, ſah ich den Großfürſten bei mir eintreten; er ſchritt geradenweges zum Fenſter. Ich erhob mich, ging zu ihm und fragte, was er habe und ob er mir zürne. Er wurde verlegen und ſagte nach kurzem Stillſchweigen: „Ich wünſchte, Sie hätten für mich dieſelbe Liebe wie für Tſchernyſchow!“ Ich antwortete ihm: „Aber es gibt doch drei, welchen von ihnen liebe ich denn angeblich? Und von wem haben Sie das“? Er ſagte: „Verraten Sie mich nicht und ſagen Sie es niemand! Frau Kruſe hat mir erzählt, Sie lieben Peter Tſchernyſchow.“ Wie ich das hörte, freute ich mich ſehr und entgegnete ihm: „Das iſt ja eine ſchreckliche Verleumdung; ich habe faſt nie in meinem Leben mit dieſem Lakaien geſprochen. Eher hätte man mich verdächtigen können, eine Vorliebe für Ihren Günſtling Andrej Tſchernyſchow zu haben. Sie wiſſen doch ſelbſt, daß Sie den beſtändig zu mir ſchicken. Ich habe ihn jedesmal bei Ihnen geſehen, da habe ich auch mit ihm geſprochen, und wir beide haben doch immer mit ihm unſeren Scherz gehabt!“ Der Großfürſt ſagte darauf: „Ich geſtehe Ihnen ganz offen, mir wurde es ſchwer, daran zu glauben. Gekränkt hat mich bei der Sache, daß Sie es mir nicht ſelbſt anvertraut haben, wenn Sie eine Zuneigung für jemand anders als für mich gehabt hätten.“ Das kam mir allerdings ſehr eigentümlich vor, trotzdem dankte ich ihm für den herzlichen Ton, in dem er mit mir

ſprach, und wie mir ſchien, hatte ich ſeinen Verdacht beſchwichtigt. Ich ſchwur ihm, niemals an Peter Tſchernyſchow gedacht zu haben, und das konnte ich ihm auch kühnlich ſchwören, denn es war die Wahrheit.

Ich weiß heute noch nicht, weshalb man ausgerechnet dieſen im Verdacht hatte, während der ältere mit viel größerer Wahrſcheinlichkeit hätte in Betracht kommen können. Denn ihn hatte ich wirklich gern, und der Großfürſt ſelbſt hatte durch ſeine Vorliebe für ihn die Veranlaſſung gegeben. Er ſprach ja nur von ihm, ſah nur ihn: kurz, der war wirklich unſer beider Günſtling. Das war eine höchſt unſchuldige, jugendliche Zuneigung, aber immerhin, es war eine! Auch war dieſer Tſchernyſchow ein ſehr hübſcher Junge; ſein Vetter konnte ſich nicht mit ihm vergleichen. Eine von den guten Eigenſchaften, die wir beide an Andrej Tſchernyſchow ſchätzten, war die, daß er verſtand, Frau Kruſe betrunken zu machen, wenn er wollte; er verſchaffte uns dadurch die Möglichkeit, nach Herzensluſt umherzuſpringen und zu tollen, ohne ausgeſcholten zu werden.

Noch jemand befreite mich häufig von Frau Kruſe, nämlich mein Lieferant, der Kaufmann Schriever, der ſie auf meinen Wunſch ſehr oft zum Diner oder Souper einlud.

Ich habe allen Grund, anzunehmen, daß man ſich damals viel Mühe gab, den Großfürſten und mich zu entzweien. Denn kurz darauf berichtete mir eines Tages Graf Devier geradeheraus von dem Intereſſe des Großfürſten für Fräulein Karr, eine Hofdame der Kaiſerin, das er beobachtet haben wollte; dann vertraute er mir wieder die Bemühungen meines Gemahls um Fräulein Tatiſchtſchew an.

Wieder ein paar Tage ſpäter meldete mir Frau Tſchoglokow, die Kaiſerin erließe es mir, fürderhin in ihr Toilettenzimmer zu kommen, zu dem mir meine Mutter den Zutritt verſchafft hatte. Wenn ich Ihrer Majeſtät etwas mitzuteilen hätte, ſo ſollte ich mich in Zukunft durch ſie an die Kaiſerin wenden. Ich antwortete ihr, ich ließe mir ſelbſtverſtändlich nichts mehr

angelegen ſein, als den Befehlen und Wünſchen Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät ſtets zu gehorchen. Im Grunde machte ich mir gar nichts daraus, in dieſem Zimmer zwiſchen den Kammerzofen der Kaiſerin herumzuſitzen. Ich langweilte mich da, ging auch nur ſo ſelten hin, wie irgend angänglich.

Einige Tage darauf ließ uns die Kaiſerin mitteilen, ſie reiſe nach Reval, und wir ſollten ſie begleiten. Wirklich reiſte ſie ab, und wir auch. Wir waren vier Perſonen im Wagen, nämlich der Großfürſt, ich, mein Onkel, der Fürſtbiſchof von Lübeck, und Frau Tſchoglokow. Fürſt Repnin, ſeine Frau und einige Kavaliere machten unſer Gefolge aus. Das der Kaiſerin war aber ſehr groß.

Dieſe Reiſe war höchſt unbehaglich wegen der ſchrecklichen Hitze, die herrſchte, wie auch wegen des langſamen Vorwärtskommens, der ſchlechten Quartiere, und dann weil die Zeiten für Abfahrt, Ankunft und die Mahlzeiten in keiner Weiſe geregelt waren. Die Kaiſerin nahm die Poſthäuſer für ſich in Anſpruch; uns wurden zum Schlafen und Ankleiden oft Räume angewieſen, in denen Brot gebacken wurde, alſo die Öfen eine unerträgliche Hitze ausſtrömten. Oder wir ſollten Zelte haben, und die kamen immer zu ſpät an. Nie in meinem Leben habe ich ſo viel Strapazen und Unbequemlichkeiten ertragen müſſen, wie auf dieſer Reiſe im Gefolge der Kaiſerin.

Außerdem herrſchte in unſerem Wagen dumpfe Langweile dank der ſchlechten Laune von Frau Tſchoglokow, die alles übelnahm, ſich über alles und jedes ärgerte, alles von der ſchlechten Seite anſah. Was ſie ſagte, ſchloß ſtets mit den Worten: „Ich werde der Kaiſerin Bericht erſtatten.“ Ich fügte mich darein und ſchlief einfach während der ganzen Fahrt. Der Großfürſt ertrug den Zuſtand weit weniger geduldig: ihn erboſte das, er wollte allerhand kleine Spiele im Wagen ſpielen, aber Frau Tſchoglokow erklärte, das ſchicke ſich nicht. Wirklich lief ſie damit zur Kaiſerin und machte ein gewaltiges Verbrechen daraus. Ich weiß nicht, welche Antwort ihr die Kaiſerin gab, aber

nach der Ankunft in Reval hörte ich, daß ſie im Kreiſe ihrer Vertrauten geſagt hatte, Frau Tſchoglokow jammere ihr die Ohren voll mit allerhand Miſeren und Kindereien, ſie habe ſich unter anderem darüber beklagt, daß wir kleine Spiele ſpielen wollten. Aber es lag doch nur an Ihrer Majeſtät, ſtatt ſo boshafter Leute verſtändigere zu verwenden!

Endlich kamen wir in Reval an; ganz Eſtland war auf den Beinen! Der Einzug der Kaiſerin in Katharinental erfolgte mit großem Pomp zwiſchen zwei und drei Uhr morgens[1] bei furchtbarem Regenwetter und in ſolcher Dunkelheit, daß überhaupt nichts zu ſehen war. Wir waren alle ſehr herausgeputzt, aber ſoviel ich weiß, hat uns niemand geſehen, denn der Wind hatte ſämtliche Fackeln ausgeblaſen, und ſowie wir die Wagen verlaſſen hatten, zogen wir uns alle in unſere Gemächer zurück. Ich wohnte oben, links vom Saaleingang.

Vom Tage nach unſerer Ankunft an wurde hoch geſpielt: die Favoriten und Favoritinnen der Kaiſerin, Graf Razumowskij und Gräfin Schuwalow, konnten nicht ohne das auskommen. Außerdem war das Spiel unentbehrlich an einem Hofe, an dem man die Kunſt der Unterhaltung nicht kannte, wo man ſich gegenſeitig aufrichtig haßte, wo Läſtern Geiſt war, und wo das geringſte ernſte Wort als Verbrechen und Majeſtätsbeleidigung galt. Dunkle Ränke hielt man für Weltgewandtheit. Von Kunſt und Wiſſenſchaft wurde nicht geſprochen, denn alle waren gänzlich unwiſſend. Man konnte wetten, daß die Hälfte der Geſellſchaft kaum leſen konnte, und ich bin nicht ſo ganz ſicher, ob ein Drittel des Schreibens kundig war!

Frau Tſchoglokow verſäumte nicht eine einzige Partie beim Spiel, und wenn ſie verlor, wuchs ihre ſchlechte Laune. Da war übrigens noch etwas, was nicht weniger in der Hinſicht auf ſie wirkte; ihr Gemahl, den ſie närriſch liebte, war ab-

[1] Journal der Kammerfuriere 1746: „9. Juli. Ihre Kaiſerliche Majeſtät und Ihre Kaiſerlichen Hoheiten geruhten zu Anfang der erſten Stunde nach Mitternacht im Palais von Katharinenthal einzutreffen."

weſend. Die Kaiſerin hatte ihn nach Wien geſchickt, um dem Hofe die Vermählung des Großfürſten mit mir anzuzeigen.[1] Aber der vielgeliebte Ehemann kam zurück, während wir in Reval waren. Obwohl er ſo geliebt wurde, war er ganz und gar nicht liebenswürdig. Er war der von Eigenliebe aufgeblaſenſte Menſch der Welt; er hielt ſich für ungewöhnlich ſchön und klug. Ein alberner Geck war er, hochmütig und hämiſch, und zum mindeſten genau ſo boshaft wie ſeine Frau, die das nicht zu wenig war.

Während unſeres Aufenthaltes in Reval gab es Zank zwiſchen den Tſchoglokows und Fürſt Repnin. Dieſer hielt Freundſchaft mit Frau Schuwalow; jene waren von Graf Beſtuſhew angeſtellt worden, anſcheinend weil er keine Boshafteren gefunden hatte. Fürſt Repnin richtete es ſo ein, daß Frau Schuwalow während des Spieles mir von der unerträglichen Launenhaftigkeit der Frau Tſchoglokow ſprach, über die ſie ſich gern luſtig machte, wie auch über alle übrige Menſchheit, auf die ſie im Laufe des Tages zu ſprechen kam. Frau Schuwalow gab ſich auf dieſer Reiſe viel Mühe, das Vertrauen der Kaiſerin zu den Tſchoglokows zu erſchüttern; es gelang ihr aber doch nicht, ſie zu verdrängen. Sie hatten ſehr feſten Boden gefaßt und wurden gut geſtützt; ſie ließen ſich nur von den Eingebungen des Grafen Beſtuſhew leiten. Doch hätte der Weiße-Adler-Orden, den Herr von Tſchoglokow ohne Erlaubnis der Kaiſerin in ſeiner Taſche aus Dresden mitgebracht hatte, dieſe beinahe erzürnt, als ſie davon erfuhr. Aber Graf Beſtuſhew und Frau Tſchoglokow bemäntelten

[1] Graf Beſtuſhew-Riumin an Graf Woronzow, aus St. Petersburg vom 29. Januar 1746: „. . . In dieſen Tagen geruhte Ihre Kaiſerliche Majeſtät Nikolaj Naumowitſch Tſchoglokow zu beauftragen zum Römiſchen Kaiſer zu reiſen, um ihn zur Erlangung dieſer hohen Würde zu beglückwünſchen; er wird aber nicht vor der Entbindung ſeiner Frau, das heißt Mitte März, abgehen"; vom 14. März: „. . . In dieſen Tagen hat Maria Semionowna [Tſchoglokow] und auch die Gemahlin von Stepan Fiodorowitſch [Apraxin] ein Töchterchen geboren. Und Nikolaj Naumowitſch reiſt bald von hier nach Wien ab."

alles und Tschoglokow erhielt die Erlaubnis, den Orden in Reval anzulegen.

Einige Tage nach unserer Ankunft in der estnischen Hauptstadt traf dort der Gesandte des Wiener Hofes ein, Herr Bretlach. Er kam, um mit Graf Bestushew den berühmten Bündnisvertrag vom Jahre 1746 zwischen seinem und dem russischen Hof zu unterzeichnen, der zehn Jahre später, im Jahre 1756, schlecht verstanden und falsch ausgelegt, während des unfähigen Ministeriums Woronzow durch die Intrigen der Höfe von Wien, Frankreich und Sachsen aus Rußland, das nach dem Vertrage nur ein Bundesgenosse war, eine kriegführende Partei machte. Und zwar diejenige, die mit vollster Kraft gegen den König von Preußen losschlug, mit dem sie gar kein Zerwürfnis gehabt hatte, und keinen einzigen Anlaß zum Kriege. Der wurde ihm auch nicht offiziell erklärt, sei es aus Nachlässigkeit oder weil man nichts in eine Kriegserklärung hineinzuschreiben gehabt hätte. Und trotzdem wurde er erbittert und hartnäckig sechs Jahre lang geführt. Herr Bretlach, voll Triumph über seine erledigte Aufgabe, sehr gefeiert und sehr stolz, folgte uns nach Rogerwyk,[1] wo er sich nach den politischen Geschäften jeden Abend regelmäßig mit Graf Bestushew zusammen betrank.

Die Kaiserin beabsichtigte die Reise bis Riga auszudehnen: die Hofequipagen waren schon nach dieser Grenzstadt befördert worden, und alles rüstete zum Aufbruch, als sie plötzlich ihren Plan änderte und erklärte, sie würde die Flottenübungen ansehen und dann nach Petersburg zurückkehren. Niemand wußte, woher sich diese plötzliche Änderung schrieb. Doch argwöhnte man einen geheimen Grund und dunkle Beweggründe, von denen nicht gesprochen wurde. Ich habe das Geheimnis erst zwei Jahre nach meiner Thronbesteigung herausgebracht. Als ich einmal eines Morgens früh nach meiner Gewohnheit in einer alten Truhe voll staubiger und von Ratten halbzerfressener

[1] Das heutige Baltischport.

Papiere kramte, fand ich dabei ein langes deutſches Schreiben eines fanatiſchen und verrückten lutheriſchen Paſtors, der die Kaiſerin im Namen Gottes anflehte und ihr im Namen der heiligen Dreieinigkeit befahl, nicht bis Riga weiterzugehen, wo man ihr, nach ſeiner Behauptung, auflauerte, um ſie umzubringen. Dieſen Brief hatte der Verrückte nach Reval an die Kaiſerin geſchickt, die darüber ernſthaft erſchrak und ſich ſo aufregte, daß ſie nach Petersburg zurückkehrte. Der Paſtor wurde in die Feſtung gebracht, wo er als ein verrückter Schwärmer erkannt wurde. Das war alles.

Von Rogerwyk kehrten wir alſo nach Reval zurück, anſtatt nach Riga zu gehen. Unterwegs jagte die Kaiſerin, wobei ſich ihr Pferd bäumte, und ſie Gefahr lief, einen gefährlichen Fall zu tun, aber wir kamen mit dem bloßen Schrecken davon. Der Großfürſt begleitete ſie auf dieſer Jagd. Er jagte auch oft mit dem Grafen Razumowskij, der damals Oberjägermeiſter und Favorit der Kaiſerin war. Ich wurde niemals zu dieſen Jagdausflügen eingeladen, obwohl es bekannt war, daß ich leidenſchaftlich gern ritt.

Ich blieb alſo allein zu Hauſe und durfte mich langweilen, oder auch ich war mit Frau von Tſchoglokow zuſammen, die faſt nur unangenehmes Zeug redete. Kam das nun von der Lebensweiſe, oder war es innere Veranlagung, jedenfalls litt ich an hypochondriſchen Anfällen, die mich oft weinen machten. Ich weiß nicht, ob trotz aller Mühe, die ich mir gab, meine Tränen zu verbergen, Frau Tſchoglokow oder meine Frauen ſie nicht doch bemerkten, man ließ jedenfalls den Doktor Boerhaave kommen, den die Kaiſerin ſehr ſchätzte. Er riet, mir zur Ader zu laſſen; ich war damit einverſtanden, und zu meinem großen Staunen ſchlug mir Frau Tſchoglokow einen Spaziergang im Garten von Katharinental vor und übergab mir 3000 Rubel als Geſchenk der Kaiſerin. Wie man ſich wohl denken kann, wies ich natürlich beides nicht zurück, und wirklich fühlte ich mich beſſer.

Ich war damals ſehr mager, und nach der ſchweren Krankheit, die ich in Moskau durchgemacht hatte, fürchtete Boerhaave ſieben

Jahre lang, ich würde ſchwindſüchtig werden. Es iſt erſtaunlich, daß ich es nicht geworden bin, denn ich habe achtzehn Jahre lang ein Leben geführt, von dem zehn andere verrückt geworden und zwanzig an meiner Stelle vor Gram geſtorben wären.

Einige Zeit ſpäter kehrten wir auf ebenſo unbehagliche Weiſe nach Petersburg zurück, wie wir gekommen waren. In Narwa angelangt, wollten wir nicht in der Stadt bleiben, ſondern draußen in Zelten übernachten. Die Kaiſerin war vorausgefahren. Es hatte die ganze Nacht geregnet, und da, wo die Zelte aufgeſchlagen waren, ſtand das Waſſer einen halben Fuß hoch. Ich legte mich in mein Bett, das im Waſſer ſtand. War nun die Feuchtigkeit mit daran Schuld, oder nur die Anſtrengungen der Reiſe, oder vielleicht auch beides, jedenfalls ſtand ich mit Halsſchmerzen, Fieber und argem Kopfſchmerz auf, und wir ſetzten die Reiſe fort. Ich kam krank nach Petersburg,[1] aber ein paar Tage der Ruhe brachten mich wieder ganz in Ordnung.

Einige Tage ſpäter ging der Hof nach Peterhof,[2] da exerzierte der Großfürſt wieder mit allen ſeinen Kavalieren und Lakaien und richtete unter ſeinen Fenſtern, halb heimlich, halb offen, eine Wache ein. Wir wohnten unten. Das Schloß war noch ſo, wie es Peter der Große gebaut hatte. Nach ein paar Tagen bat der Großfürſt die Kaiſerin, die nach Goſtilitzy ging, um die Erlaubnis, während der Abweſenheit Ihrer Majeſtät nach Oranienbaum, das ihm gehörte, zu gehen. Sie geſtattete es, und dort wurde nun alles militäriſch.[3] Die Kavaliere und er verbrachten den ganzen Tag auf Wache oder mit anderen militäriſchen Übungen, und ich ſaß allein mit Herrn und Frau Tſchoglokow, dem Fürſten und der Fürſtin Repnin und drei Hofdamen.

[1] Journal der Kammerfuriere 1746: „30. Juli. Ihre Kaiſerlichen Hoheiten geruhten am 30. in St. Petersburg einzutreffen."

[2] Journal der Kammerfuriere 1746: „7. Auguſt. Ihre Kaiſerliche Majeſtät geruhte aus Tzarskoje Selo abends in der 8. Stunde in Peterhof einzutreffen."

[3] Stählins Memoiren: „1746. Der Hof des Großfürſten verbrachte den Sommer in Oranienbaum. Da zeigte ſich zum erſten Mal bei Seiner Hoheit in großem Maßſtab die militäriſche Marotte."

Das Leben wurde unerträglich. Als einziges Vergnügen ſpielte ich mit meinen Hofdamen Federball, während in einer Ecke des Zimmers Herr und Frau Tſchoglokow quengelten und in der anderen Fürſt und Fürſtin Repnin gähnten. Schließlich fand ich mich darein; ich ging den ganzen Tag mit der Flinte über der Schulter auf die Jagd, oder auch ich blieb in meinem Zimmer und las ein Buch, das gerade zur Hand war. Ich las damals nur Romane, die lediglich meine Phantaſie erhitzten, was ich ganz und gar nicht nötig hatte. Ich war ohnehin ſchon lebhaft genug, und dieſe Lebhaftigkeit wurde noch vermehrt durch das abſcheuliche Leben, das man mich führen ließ. Ich war beſtändig mir ſelbſt überlaſſen, und Argwohn umgab mich von allen Seiten. Kein Vergnügen, keine Unterhaltung, keines Menſchen Intereſſe, Gefälligkeit oder Aufmerkſamkeit für mich milderten mir dieſe Langweile.

Wir verließen Oranienbaum und gingen nach Peterhof;[1] dort ließ uns die Kaiſerin ſagen, wir ſollten uns auf das Abendmahl vorbereiten. Das war ſehr eigentümlich, niemand von uns nahm es zweimal im Jahre, und wir hatten es zu Oſtern getan. Ich blieb nicht lange im Zweifel, woher dieſer plötzliche Eifer kam, uns zur Beichte zu ſchicken. Als der Augenblick da war, fragte mich mein Beichtvater, der Biſchof von Pleskau, ob ich einen von den Tſchernyſchows geküßt hätte. Ich antwortete ihm: „Nein, mein Vater". „Wie das?", entgegnete er, „man hat der Kaiſerin geſagt, Sie haben Tſchernyſchow einen Kuß gegeben?" Ich erwiderte: „Das iſt eine Verleumdung, mein Vater, das iſt nicht wahr!" Meine Unbefangenheit geſtattete keinen Zweifel an dem, was ich ſagte, und ihm entſchlüpften die Worte: „Welch böſe Menſchen!" Er ermahnte mich, ſehr auf meiner Hut zu ſein, und in Zukunft nie Veranlaſſung zu ſolchem Argwohn zu geben. Augenſcheinlich ging er zur Kaiſerin, ihr zu melden, was zwiſchen uns geſprochen war. Ich hörte nichts mehr davon.

[1] Journal der Kammerfuriere 1746: „6. Auguſt. Ihre Kaiſerlichen Hoheiten geruhten aus Oranienbaum in Peterhof einzutreffen."

Während wir in Peterhof waren, kam Graf Michael Woronzow mit seiner Gemahlin aus dem Auslande zurück. Er fand seinen Einfluß gewaltig gesunken. Man hatte ihm unter anderem zum Vorwurf gemacht, daß der König von Preußen in seinen Staaten für ihn den Unterhalt bestritten hatte. Aber Herr Graf von Woronzow war Vizekanzler von Rußland und konnte schon wegen seiner Stellung Höflichkeiten und Aufmerksamkeiten von fremden Höfen annehmen.

Während dieses ganzen Jahres litt ich beständig an Kopfschmerzen und Schlaflosigkeit. Frau Kruse brachte mir angeblich als Heilmittel jeden Abend, wenn ich im Bett lag, ein Glas Ungarwein, das ich mehrere Tage hintereinander jeden Abend regelmäßig hintergießen sollte. Ich wies dieses sogenannte Mittel gegen Schlaflosigkeit zurück, und Frau Kruse trank es statt meiner auf mein Wohl aus. Wieder in der Stadt angelangt, klagte ich Doktor Boerhaave über meine Leiden. Das war ein hochverständiger Mann; er wußte auch, welches Leben ich führen mußte, und kannte mein Verhältnis zu meinem Gatten, wie auch zu meiner Umgebung. Er bat mich eines Morgens, bevor ich frisiert war, ihm meinen Kopf zu zeigen und befühlte meinen Schädel sehr gründlich. Schließlich meinte er, obwohl ich doch siebzehn Jahre alt sei, habe mein Kopf noch die Verfassung wie bei einem sechsjährigen Kinde, ich müsse mich sehr in acht nehmen, dürfe mir nicht den oberen Teil des Kopfes erkälten; kurz, meine Schädelknochen hätten sich noch nicht geschlossen. Er meinte, die Knochen würden sich erst im Alter von fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahren schließen, und das sei der Grund meiner Kopfschmerzen. Ich folgte seinem Rat, und tatsächlich verlor sich die zwischen den Schädelknochen fühlbare Vertiefung erst als ich fünfundzwanzig oder sechsundzwanzig Jahre alt war, wie er vorausgesagt hatte.

Nach der Rückkehr in die Stadt blieben wir nicht lange im Sommerpalais, sondern man ließ uns in den Winterpalast umziehen, in die Räume, welche die Kaiserin Anna innegehabt hatte.

Die Zimmer des Herzogs von Kurland wies man dem Fürſten Repnin und den Tſchoglokows an. Weil ihre Gemächer ſo nahe aneinanderlagen, fingen ſie Haſardſpiele an, auf die man damals ganz wild war. Die Kavaliere ſpielten mit, um ihnen gefällig zu ſein. Frau Tſchoglokow gewann gern, und ärgerte ſich, wenn ſie verlor. Das Spiel entzweite ſie mit aller Welt, und war ſie einmal mit jemand auseinandergekommen, ſo unterließ ſie keine Gelegenheit zu ſchaden. Da ſie das Ohr der Kaiſerin beſaß, erzählte ſie ihr die furchtbarſten Dinge von denen, die ſie nicht leiden konnte. Eigentlich haßte ſie jeden von vornherein; ſie und ihr Mann waren überhaupt nur Galle. Das Spiel war alſo der Anlaß, daß ſie in dieſem Winter vielen Menſchen Schaden zufügte, und allmählich gelang es ihr, die Entfernung aller ihr mißliebigen Perſonen durchzuſetzen.

Doch war gerade dieſer Winter leidlich angenehm; ich langweilte mich weniger als bisher. Mein Onkel, der Fürſtbiſchof von Lübeck, war faſt ſtändig in den Gemächern des Großfürſten, wo außerdem eine Anzahl von jungen Leuten ſich einſtellte, die immer nur herumtobten und tollten. Oft kam der Großfürſt mit der ganzen Geſellſchaft in meine inneren Gemächer, und Gott weiß, was wir da alles anſtellten. Die ungezwungenſten in dieſem Kreiſe waren damals Graf Peter Devier, Alexander Villebois, Fürſt Alexander Golitzyn, Fürſt Alexander Trubetzkoj, Sergej Saltykow, Fürſt Peter Repnin (ein Neffe deſſen, der dem Großfürſten beigegeben war; er war nur Gardeoffizier, hatte aber Zutritt dank der Protektion ſeines Onkels), und viele andere, von denen der älteſte noch nicht dreißig Jahre alt war. Blindekuh war ſehr beliebt, und oft tanzten wir den ganzen Abend, oder es war Konzert, dem immer ein Souper folgte. Das zog ſogar Angehörige des großen Hofes an!

Eines ſchönen Tages in dieſem Winter kam die Kaiſerin plötzlich auf den Gedanken, allen Damen des Hofes zu befehlen, ſich den Kopf raſieren zu laſſen. Die Damen weinten, aber ſie gehorchten ſämtlich. Die Kaiſerin ſchickte ihnen ſchwarze, ſchlecht gemachte

Perücken, die ſie tragen ſollten, bis ihnen die Haare wieder wüchſen. Die Damen der Stadtgeſellſchaft wurden angewieſen, ja nicht ohne ſolche Perücken bei Hofe zu erſcheinen. Sie mußten ſie über ihrem eigenen Haar tragen und ſahen noch viel ſchlechter aus als die Damen des Hofes. Die Haare unter den Perücken drückten dieſe hoch, während bei den Damen des Hofes, weil die Köpfe raſiert waren, die Perücken wenigſtens beſſer auf die Köpfe paßten. Weil ſich die Kaiſerin wie alle hatte raſieren laſſen, was ja der Anlaß geweſen war, daß die Damen ſich dieſer Operation unterziehen mußten, nahm ich an, die Reihe würde auch an mich kommen. Jedoch Frau Tſchoglokow, welche ſie über ſich hatte ergehen laſſen, meldete, mir erließe es die Kaiſerin, weil meine Haare erſt gerade wieder gewachſen waren. Denn nach meiner ſchweren Krankheit in Moskau waren mir die Haare ausgegangen, und mein Kopf war damals glatt wie meine Hand. Jetzt beſaß ich die denkbar ſchönſten Haare; ſie hatten natürliche Locken, ohne gebrannt zu werden, und waren alſo nicht kraus geworden. Als Grund ihres ſehr gütigen Einfalles gab die Kaiſerin an, ſie hätte einmal am Tage eines Feſtes nicht den Puder aus ihren Haaren entfernen können, als ſie ungepudert erſcheinen wollte; ſie hätte deshalb ihre Haare geſchwärzt, und die Farbe ſei nicht wieder herausgegangen. Ich weiß nicht, was daran war, aber alle Welt wußte, daß Ihre Majeſtät blond war, und daß ſie immer Haare, Brauen und ſogar Wimpern ſchwarz färbte.

Im Dezember forderte uns die Kaiſerin auf, ſie auf einer Wallfahrt nach Tichwin zu begleiten, wo ſich ein wundertätiges Muttergottesbild befindet. Als der Tag der Abreiſe gekommen war, warteten wir am Morgen lange auf den Aufbruch. Wir bekamen die Nachricht, die Reiſe ſei bis zum Nachmittag verſchoben; gegen Abend hörten wir, ſie ſei vorläufig ganz aufgegeben worden. Alle Welt war begierig, den Grund zu wiſſen: die Nachforſchungen ergaben ſchließlich, daß Graf Razumowskij an der Gicht erkrankt war.

Um dieſe Zeit warb unſer damaliger Kammerherr, jetziger Feldmarſchall Fürſt Alexander Golitzyn um die Hand meiner älteſten Hofdame, Prinzeſſin Anaſtaſia Gagarin, die ſeit einigen Tagen an einem hitzigen Fieber daniederlag. Er hatte gerade die Zuſtimmung Ihrer Majeſtät zu der Heirat erhalten, als es der Prinzeſſin ſo ſchlecht ging, daß man ihr die Sakramente reichen mußte. Zwei Tage ſpäter ſtarb ſie. Ich weinte ſehr um ſie; ſie war liebenswürdig und ſehr hübſch geweſen. Die Kaiſerin ernannte nun ihre ältere Schweſter, Prinzeſſin Anna Gagarin, an ihrer Stelle. Sie wollte die Überführung der Leiche nach dem Newskij-Kloſter mit anſehen; ſie kam deshalb in meine Gemächer und von der Tür aus ſah ſie den Trauerzug hinabziehen. Der Karneval ließ das Ereignis vergeſſen, und Fürſt Golitzyn tröſtete ſich, indem er die Schweſter der Verſtorbenen, Prinzeſſin Darja, heiratete.

Jeden Nachmittag um ſechs Uhr mußten wir uns in die große Galerie der Appartements Ihrer Majeſtät bemühen, angeblich um ihr unſere Ehrerbietung zu bezeugen. Man ſah ſie aber faſt nie und traf meiſt auch nicht ihre Höflinge an. Die Damen kamen regelmäßig, und wir verbrachten mit ihnen eine oder zwei Stunden beim Spiel. Dieſes Paradeſitzen war die denkbar langweiligſte Sache. Zweimal wöchentlich wurde franzöſiſche Komödie geſpielt; ein paarmal, aber nur ſelten, gab es Maskeraden. Immerhin war dieſer Winter einer der beſten in den achtzehn Jahren, die ich ſo verlebte.

Nach Neujahr fand die Reiſe nach Tichwin ſtatt. Wir reiſten über Schlüſſelburg und Ladoga. Die Kaiſerin hatte beſtimmt, alle Damen ſollten unterwegs Zobelmützen tragen, wie noch heute die Bürgerfrauen in vielen Provinzſtädten. Die meine ging, ich weiß nicht wie, auf der Reiſe verloren, und Tſchoglokow beſorgte mir eine andere von einer Kaufmannsfrau. In Tichwin angelangt, begaben wir uns mit Ihrer Majeſtät in das Kloſter, in dem ſich das Bild befand. Aber tatſächlich konnte es weder die Kaiſerin noch ſonſt jemand ſehen, denn es iſt ſo ſchwarz, daß man weder

in der Nähe noch von weitem auf dem Brett, auf das es gemalt ſein ſoll, etwas erkennen kann. Die Kaiſerin erzählte bei Tiſch ſehr andächtig, die Schweden hätten ſeinerzeit das Kloſter belagert, aber Feuer vom Himmel hätte ſie verjagt. Sie hätten ſogar ihr Geſchirr im Stiche gelaſſen, und die ſilbernen Platten des ſchwediſchen Generals ſeien noch im Kloſter. Man hat uns die aber nicht gezeigt.

Wir ſahen in dem Kloſter einen Biſchof, der ſeit den Zeiten der Kaiſerin Anna dort als Verbannter lebte. Ich glaube, er blieb auch da.

Nach der Rückkehr befahl uns die Kaiſerin, die Gemächer vom vorigen Jahr wieder zu beziehen, in denen ſie bis dahin gewohnt hatte, weil ſie einen Flügel aus Holz an den ihren hatte anbauen laſſen, der ſich von der Ecke des Winterpalaſtes bis zu den Gräben der Admiralität hinzog. Ich glaube, man eilte auch, uns aus unſeren Gemächern herauszubringen, weil die fröhliche Stimmung, die da herrſchte, den Tſchoglokows mißfiel, die alles, was nicht langweilig war, ungehörig nannten. Sie ſollten unter meinen Fenſtern einen niedrigen Flügel bewohnen, der bisher als Küche gedient hatte.

Nur Fürſt Repnin blieb in ſeinem Zimmer. Man wollte ihn allmählich von uns entfernen; dieſe Abſicht beſtand und wurde bald offenbar. Sein größtes Verbrechen war, daß er die Fröhlichkeit unterſtützte und ihr Nahrung verſchaffte. Herr Graf Beſtuſhew und die Tſchoglokows billigten das nicht und verſtanden die Kaiſerin in ihrem Sinne zu beeinfluſſen. Obwohl die auch von Natur fröhlich veranlagt war, reizte man bei jeder Gelegenheit ihre Leidenſchaften und namentlich ihre Eiferſucht, die man immer mit dem beſten Erfolge erweckte.

Als wir wieder in unſeren Gemächern vom vorigen Jahre eingezogen waren, eröffneten ſich neue Ausblicke. Zuerſt gab mir Frau Tſchoglokow zu wiſſen, daß meine Damen nicht mehr meine inneren Gemächer betreten dürften, – ſie kamen auch ſo ſchon kaum; daß ferner keine Herren Zutritt bei mir haben würden,

– die kamen ja aber niemals ohne den Großfürſten. Weil ſie aber über dieſen keine Autorität hatte, blieb bei ihm alles wie es war. Ich nahm dieſen im Namen der Kaiſerin übermittelten Befehl mit Ergebung entgegen, aber faſt mit Tränen in den Augen.[1]

Während der Faſten dieſes Jahres 1747 ging die Kaiſerin nach Goſtilitzy; wir hatten Befehl, ſie zu begleiten, aber Fürſt Repnin blieb in der Stadt. Dort wurde getanzt, und man beluſtigte ſich ein wenig, weil die Kaiſerin es ſo wünſchte.

Nach der Rückkehr in die Stadt teilte man mir den Tod meines Vaters mit.[2] Ich weinte ſehr und war ſo tieftraurig, daß ich krank wurde. Man bewilligte einige Tage für meine Tränen; man ließ mir zur Ader und die Kaiſerin beſuchte mich. Als es mir beſſer ging, kam Frau Tſchoglokow und ſagte, die Kaiſerin ließe mir befehlen, mit dem Weinen aufzuhören; mein Vater ſei kein König geweſen und der Verluſt wäre nicht ſo groß. Ich antwortete ihr: „Es iſt wahr, daß mein Vater kein König war, aber er iſt doch nun einmal mein Vater; ich darf doch wohl annehmen, daß es kein Verbrechen iſt, ihn zu beweinen“. Sie ſagte mir allerhand Unannehmlichkeiten; ich ſchwieg und ließ ſie reden, aber nie konnte ich ihr das vergeſſen. Ich will annehmen, daß Frau Tſchoglokow wohl ungefähr wiedergab, was die Kaiſerin geſagt hatte, und aus Dummheit vielleicht nicht im richtigen Zuſammenhang. Aber zur Ehre Ihrer Majeſtät kann ich nicht glauben, daß mir die Frau genau ausgerichtet hat, was man ihr zu ſagen befohlen hatte; denn von Herzensgüte zeugte das gerade nicht! Mich machte dieſe Härte ganz verwirrt, und ich muß geſtehen, daß ich heute noch nicht

[1] Katharina an Frau v. Bielcke, vom 21. Auguſt 1766: „Von meinem 15. bis 33. Jahre habe ich eigentlich nicht die Möglichkeit gehabt, mich mit Frauen zu unterhalten; ich durfte nur Kammermädchen um mich haben. Wenn ich mit jemand ſprechen wollte, mußte ich in ein anderes Zimmer gehen, in dem nur Männer waren. So iſt teils die Gewohnheit daran ſchuld, teils hat ſich auch mein Geſchmack ſo entwickelt, daß ich eigentlich nur mit letzteren gut eine Unterhaltung zu führen verſtehe.“

[2] Fürſt Chriſtian Auguſt ſtarb am 16. März 1747.

daran denken kann, ohne daß ſich mein Herz dagegen aufbäumt. Die Trauer, die ich für meinen Vater anlegen ſollte, wurde auf ſechs Wochen herabgeſetzt; und zwar ſollte es ſchwarze Seide ſein. Ich ließ ſie alle reden und machen und gehorchte ſchweigend.

Ich hörte in dieſem Winter von meinem Kammerdiener Timofej Jewreinow, daß Andrej Tſchernyſchow, den wir unterwegs nach Orenburg oder dort ſchon angelangt wähnten, und von dem man aus Moskau Nachrichten gehabt hatte, in die Geheime Kanzlei gebracht worden ſei. Dieſe Geheime Kanzlei war damals der Schrecken und das Entſetzen von ganz Rußland. Der denkbar größte Zufall brachte dieſes Geheimnis ans Licht, und zwar ſo: Ein Sekretär dieſer Kanzlei, namens Nabokow, der mit einem ihm befreundeten Sekretär des Magiſtrats hinten auf dem Schlitten ſtand, in dem ihre Frauen aus der Meſſe zurückkehrten, ſagte zu ſeinem Freunde, der ihn zum Mittageſſen einlud: „Ich habe keine Zeit, ich muß mit meinem Chef Graf Alexander Schuwalow nach Rybatſchja Sloboda (einem Landgute der Kaiſerin, wo ſie ein Schloß hatte); da gibt es Wild für uns“. Der Freund, ein Verwandter meines Kammerdieners, erzählte dem dieſe Geſchichte, und ſie wurden neugierig, zu erfahren, was für Wild das wäre; ſie unternahmen alſo ſcheinbar einen Ausflug dorthin, zum Verwalter. Während ſie dort waren, betrat ein Soldat das Zimmer, um eine goldene Uhr zu ſtellen, die mein Kammerdiener als Andrej Tſchernyſchow gehörig erkannte. Auch fiel ihm hier ein Gebetbuch in die Hand, das er erkannte, und in dem er den Namen ſeines früheren Gefährten fand. Dieſe Entdeckung war ihm recht unbehaglich. Sie waren intim befreundet geweſen, er kam um vor Angſt, der andere könne ihn nun durch ein unvorſichtiges Wort in ſeine Angelegenheit mithineinziehen. Vor allen Dingen flehte er mich in Gottes Namen an, kein Wort von dieſer Entdeckung dem Großfürſten zu ſagen, ſie vielmehr ſtrengſtens vor ihm geheimzuhalten, denn dieſer war ſehr indiskret. Ich verſprach ihm zu ſchweigen und hielt mein Wort.

Ich galt damals für ſo verſchwiegen nicht nur bei meinen Leuten, ſondern auch in weiteren Kreiſen, daß mir jeder frei heraus ſagte, was er dachte, ohne daß jemals einer Grund gehabt hätte, zu bereuen, offen gegen mich geweſen zu ſein: ſolche Mitteilſamkeit mir gegenüber hatte nie böſe Folgen.

Dieſer Handlungsweiſe verdankte ich das Vertrauen und die Achtung vieler, und ich habe dadurch manches gehört, was mir zu wiſſen nützlich war. Viele Charaktere haben ſich wie vor meinen Augen entwickelt, die ich ſonſt nie kennen gelernt hätte.

Einige Zeit ſpäter, als gerade die Kaiſerin einen Ausflug auf das Land gemacht hatte, – wie ſie das ſehr häufig tat, – kam mir einmal nach Tiſch der Gedanke, Frau Tſchoglokow vorzuſchlagen, aus Langweile einen Gang durch die neuen Gemächer der Kaiſerin zu machen, die wir noch nicht geſehen hatten. Frau Tſchoglokow erwiderte mir ruſſiſch: „Wie Sie wollen, kak izwolisch“. Ich nahm dieſe ziemlich zweideutige Antwort als ein unausgeſprochenes Einverſtändnis, und tatſächlich machten der Großfürſt, ſie und ich die Runde durch die Appartements. Wir waren früher ſehr oft in den alten Gemächern geweſen, alſo fand ich nichts dabei, die neuen beſichtigen zu gehen. Als die Kaiſerin kaum zurück war, kam Frau Tſchoglokow, um mir in ihrem Namen gehörig den Kopf zu waſchen. Sie ſagte mir, die Kaiſerin ſei ſehr ärgerlich, daß ich die Impertinenz und Kühnheit beſeſſen hätte, ihre Gemächer anzuſehen, es wäre ein Mangel an Reſpekt, ohne ihre Erlaubnis ihre Schwellen zu überſchreiten. Sie gebrauchte noch viel ähnliche Ausdrücke, keine Entſchuldigungen wurden angenommen, und die Sache endete damit, daß ich bitterlich weinte. Man beachte nun beſonders, daß der Großfürſt mich im Stiche ließ, während ich geſcholten wurde, und oft noch ſeinerſeits mich ſchalt, um ſich angenehm zu machen!

Bald danach wurde Fürſt Repnin aus der Umgebung des Großfürſten entfernt, und die Kaiſerin ernannte Herrn Tſchoglokow zu ſeinem Nachfolger. Das war wie ein Donnerſchlag für uns;

dieſer Tſchoglokow, dumm, ſtolz, boshaft, aufgeblaſen, verſchloſſen, ſchweigſam, der nie ein freundliches Geſicht machte, war ein Gegenſtand des Schreckens für jedermann, bis zu Frau Kruſe. Und doch war deren Schweſter erſte Kammerfrau und Favoritin der Kaiſerin, und ſie hatte die gewichtige Unterſtützung des Hofmarſchalls Sievers, der mit ſeiner Frau, einer Tochter von Frau Kruſe, zu den Intimen Ihrer Majeſtät gehörte! Alſo ſogar die ſo gut geſtützte Frau Kruſe zitterte doch, als ſie von dieſer höchſt unangenehmen Ernennung hörte. Danach kann man wohl beurteilen, wie der Mann beſchaffen war, den man uns gegeben hatte. Ich nehme an, er war von Graf Beſtuſhew ausgewählt worden, weil der keinen boshafteren Menſchen finden konnte. Schon in den erſten Tagen ſeiner Wirkſamkeit erzählte man uns, drei oder vier Pagen, die der Großfürſt ſehr gerne hatte, ſeien verhaftet und in die Feſtung abgeführt worden. Neuer Anlaß zu Schrecken! Herr Tſchoglokow verbot den Kavalieren das Betreten des Zimmers des Großfürſten, beſchränkte ihn alſo darauf, allein mit ein oder zwei Kammerdienern zu ſitzen, und wenn man bemerkte, daß er einen wohlwollend vor den anderen auszeichnete, ſo wurde der ſofort entfernt, oder auch in die Feſtung gebracht.

Inzwiſchen ließ die Kaiſerin dem Fürſtbiſchof von Lübeck ſeine Abreiſe nahelegen. Sie beſchenkte ihn und ſein Gefolge, und entließ ihn, um in Deutſchland die Staaten des Großfürſten als deſſen Statthalter zu regieren.[1] Kurz vorher hatte Herr Beſtuſhew, um den Thronfolger von Schweden zu verletzen (der während der Minderjährigkeit des Großfürſten Holſtein verwaltete und ein Bruder des Fürſtbiſchofs von Lübeck war), bei dem Wiener Hofe einen Dispens nachgeſucht, um den Großfür-

[1] Graf Beſtuſhew-Riumin an Graf Woronzow, aus Petersburg vom 13. November 1745: „.... Auch habe ich die Ehre Euer Erlaucht zu melden, daß geſtern mit allergnädigſter Erlaubnis Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät von Seiner Kaiſerlichen Hoheit dem Großfürſten Seine Durchlaucht der Prinz Auguſt zum Statthalter in Holſtein ernannt worden iſt."

ſten vor dem durch die deutſchen oder holſteiniſchen Geſetze feſtgelegten Zeitpunkte mündig erklären zu können. Sowie der Dispens eingetroffen war, erfolgte die Mündigkeitserklärung,[1] und dann nötigte man den Großfürſten, alle Holſteiner zu verabſchieden, unter ihnen auch ſo ganz unbedeutende wie Brehdal und Ducker. Am ſchmerzlichſten bedauerte der Großfürſt den Verluſt ſeines Kammerintendanten Kramer, eines ordentlichen, ruhigen und ihm ſeit ſeiner Geburt ergebenen Mannes, der ſehr verſtändig war und fähig, ihn vernünftig zu beraten. Dieſe Verabſchiedung koſtete den Großfürſten bittere Tränen. Ein anderer ſeiner Kammerdiener, namens Rumberg, wurde in die Feſtung geſperrt.

So war der Großfürſt von allen getrennt, die der Ergebenheit für ihn auch nur verdächtig waren, und weil er jetzt niemand mehr ſein Herz ausſchütten konnte, wandte er ſich mir zu. Er kam oft zu mir in mein Zimmer. Er wußte, oder vielmehr er fühlte, daß ich der einzige Menſch war, mit dem er ſprechen konnte, ohne daß man ihm jedes unbedeutende Wort als Verbrechen auslegte. Ich verſtand ſeine Lage, und er tat mir leid. Deshalb gab ich mir Mühe, ihm jeden Troſt zu ſpenden, der von mir abhing. Oft langweilten mich ſeine ſtundenlangen Beſuche; ſie ermüdeten mich auch, denn er ſetzte ſich nie, und ich mußte immer im Zimmer mit ihm auf und ab laufen. Er ging ſchnell und nahm große Schritte, und es war nicht leicht für mich, neben ihm zu bleiben und obendrein höchſt eingehende Erzählungen von militäriſchen Dingen über mich ergehen zu laſſen. Von denen ſprach er gern und konnte mit ihnen nie fertig werden, wenn er einmal angefangen hatte. Ich vermied es aber ſo gut ich konnte, ihn merken zu laſſen, daß Langeweile und Müdigkeit mich oft überwältigten, denn ich wußte ja, daß es jetzt ſein einziges Vergnügen war, mich in dieſer Weiſe zu langweilen, ohne daß er ſich deſſen verſah.

Ich las gern, und er las auch. Aber was las er? Geſchichten von Straßenräubern, oder Romane, die nicht nach meinem Geſchmack waren. Es waren auch wohl ſelten zwei Menſchen geiſtig

[1] Die Mündigkeitserklärung erfolgte am 17. Juni 1745.

ſo verſchieden wie wir beide. Unſere Neigungen hatten nichts gemeinſam; unſere Art zu denken und die Dinge zu betrachten war ſo verſchieden, daß wir niemals in einem Punkt zum Einverſtändnis gelangt wären, hätte ich nicht meiſtens nachgegeben, um ihn nicht gerade vor den Kopf zu ſtoßen.

Doch gab es auch Augenblicke, da er auf mich hörte; aber das war immer, wenn ihn etwas bedrückte. Ich muß ſagen, das war recht oft der Fall, denn im Grunde ſeines Herzens war er furchtſam und ſein Kopf war nur ſchwach. Er beſaß Scharfblick, aber kein Urteil. Er war ſehr verſteckt, wenn er es für nötig hielt, aber dabei höchſt indiskret. Das ging ſo weit, daß, wenn er verſprochen hatte, über eine Sache nicht zu reden, man ſicher ſein konnte, daß er ſie durch eine Geſte, eine Miene, durch ſeine Haltung oder auf andere Weiſe indirekt verraten würde. Ich glaube, dieſe Indiskretionen und ähnliche Unüberlegtheiten waren wohl der Grund, daß man ſo, wie ich erzählt habe, alle behandelte, die ihm dienten. Ich weiß wenigſtens bis jetzt nichts anderes, denn ich habe ihre Verhöre noch nicht angeſehen, die ich ja nur aus den Archiven zu nehmen brauchte.

Graf Beſtuſhew hatte viel übrig für Herrn Pechlin Vater, Geheimrat beim Großfürſten für Holſtein. Deſſen Händen mußte der Großfürſt die holſteiniſchen Angelegenheiten anvertrauen. Man gab ihm einen gewiſſen Herrn Bremſe bei, den unſauberſten Menſchen und abgefeimteſten Schurken, den es je gegeben hat.

Da wäre ich alſo beinahe bei dem Frühling des Jahres 1747 angelangt. Noch in dieſe Periode muß ich das Verbot der Kaiſerin ſetzen, das mir verwehrte, an meine Mutter anders, als durch das Kollegium der Auswärtigen Angelegenheiten zu ſchreiben. Das war ſo. Wenn ich einen Brief bekam – er war offenbar immer vorher erbrochen –, ſo mußte ich ihn an das Kollegium der Auswärtigen Angelegenheiten ſchicken, wo dieſe Briefe beantwortet wurden, und ich durfte nicht einmal angeben, was ge-

ſchrieben werden ſollte.[1] Dieſe Beſtimmung ſchmerzte mich ſehr, wie man ſich wohl denken kann; aber meine Mutter beunruhigte ſich noch viel mehr darüber.

Ich kann auch ein anderes Erlebnis nicht verſchweigen, das mir ſehr eigentümlich ſchien. Während der Trauer für meinen Vater traf ich eines Nachmittags, als wir wie gewöhnlich in die Galerie gegangen waren, den Oberzeremonienmeiſter Graf Santi. Ich richtete das Wort an ihn, wie ich jeden ins Geſpräch zu ziehen pflegte, und ſprach einige Augenblicke mit ihm über gleichgültige Dinge. Zwei Tage ſpäter beſtellte mir Frau Tſchoglokow von der Kaiſerin, Ihre Majeſtät finde es ſehr ungehörig, daß ich mir erlaubt hätte mich zu beklagen, daß die fremden Botſchafter und Geſandten mir nicht ihr Beileid zum Tode meines Vaters ausgeſprochen hätten, und daß ich das gerade dem Grafen Santi geſagt hätte. Ich erwiderte Frau Tſchoglokow, ich hätte auch nicht im entfernteſten an Derartiges gedacht, und wenn Graf Santi das berichtet habe, ſo habe er eben gelogen. Ich aber könne bei Gott ſchwören, daß ich nicht nur das nicht geſagt, ſondern auch überhaupt nicht daran gedacht und dem Grafen Santi nichts dem Ähnliches angedeutet habe; und das war die reine Wahrheit. Frau Tſchoglokow wiederholte mir noch einmal, mein Vater ſei nicht König geweſen; ich entgegnete ihr, das wiſſe ich ſchon, ohne daß ſie es mir noch einmal ſagte. Sie verſprach der Kaiſerin zu melden, was ich geſagt, und berichtete mir dann, die Kaiſerin werde Graf Santi noch einmal befragen, und wenn er gelogen habe, werde ſie ihn beſtrafen laſſen. Am nächſten Tage brachte ſie mir ein Schreiben, in dem Santi zugab, er könne mich auch falſch verſtanden haben. Davon konnte aber keine Rede ſein, denn in unſerem Geſpräch war von Geſandten überhaupt nicht

[1] In der von Graf Beſtuſhew-Riumin verfaßten Inſtruktion für die der Großfürſtin beigegebenen Perſonen vom 10. Mai 1746 heißt es: „.... Ihre Kaiſerliche Hoheit kann zur Vermeidung des Verdachtes unnützer und geheimer Korreſpondenz immer befehlen, ihre notwendigen Briefe in unſerem Kollegium der Auswärtigen Angelegenheiten aufzuſetzen und ihr zur Unterſchrift zu bringen."

die Rede geweſen, und auch von nichts Ähnlichem. Graf Woronzow überbrachte mir ſpäter die Entſchuldigungen des Grafen Santi; er behauptete, Graf Beſtuſhew habe ihn veranlaßt, etwas zu ſagen, was ihm ſelbſt nie in den Sinn gekommen wäre. Ich weiß nicht, wie ſich die Sache wirklich verhielt; jedenfalls war dieſe Lügengeſchichte ſehr ſonderbar.

Mit Anbruch des Frühjahrs ſiedelten wir in das Sommerpalais über. Ich legte weiter immer viel Wert darauf, mir die Zuneigung und das Vertrauen des Großfürſten zu erhalten. Wenn er nicht bei mir war, ſo ging ich mit meinem Buch in ſein Zimmer und las dort, während er auf ſeiner Violine kratzte.

Frau Kruſe war allmählich zuvorkommender gegen uns geworden, ſeit Frau Tſchoglokows Anſtellung, deren Unverſchämtheit ſie nur ſchwer ertrug. Sie hielt ſich ſelbſt für viel wichtiger, weil ſie ſelbſt doch Frau Tſchoglokow erzogen hatte. Allerdings ſprach das nicht für Frau Kruſes erzieheriſche Talente. Auch glaube ich, ſie war nur als Duenna gut; und das iſt doch ſchließlich dasſelbe Amt, wie das des Zerberus, der nach der Sage der Hund des Vulkan iſt, und weiter nichts zu tun hat, als immer zu bellen. Frau Kruſe ging während dieſes Sommers in ihrer Freundlichkeit ſogar ſo weit, daß ſie dem Großfürſten ſo viel Kinderſpielzeug verſchaffte, wie er nur wollte. Er liebte dergleichen ganz närriſch. Er konnte es aber nicht wagen, in ſeinem Zimmer damit zu ſpielen, ohne ſich Herrn Tſchoglokows Fragen auszuſetzen; denn der kam häufig zu ihm herein, und würde nicht verfehlt haben, ſich genau zu befragen, wie und von wem er es ohne ſeine Erlaubnis bekommen hätte. Das hätte unangenehme Folgen für Frau Kruſe gehabt, und ſo konnte der Großfürſt nur im Bette mit ſeinen Puppen ſpielen. Wenn er zur Nacht geſpeiſt hatte, entkleidete er ſich, kam in mein Zimmer und legte ſich zu Bette. Ich mußte dasſelbe tun, damit meine Kammerjungfern ſich zurückzogen und die Türen geſchloſſen werden konnten. Dann brachte ihm Frau Kruſe, die neben meinem Zimmer ſchlief, ſo viel Puppen und Spielſachen, daß

das ganze Bett davon bedeckt war. Ich ließ ſie gewähren, obwohl ich manchmal geſcholten wurde, weil ich nicht genügendes Intereſſe für dieſe wundervolle Beſchäftigung zeigte, die wohl und gut von zehn Uhr bis Mitternacht oder auch bis ein Uhr dauerte.

Durch den Schrecken, den ſie einflößten, hatten die Tſchoglokows ein eigenartiges Ergebnis erzielt. Alle Welt hatte ſich gegen ſie vereinigt, weil jeder für ſich fürchtete. Alle verabſcheuten ſie, nur wenige ſtanden ihnen bei, und noch weniger tat man, was jene befahlen, obgleich ſie immer nur im Namen der Kaiſerin ſprachen.

Als wir in das Sommerpalais überſiedelten, wurde Graf Peter Devier und Herr Alexander Villebois entfernt; erſterer wurde Brigadier, der zweite Oberſt in der Armee. Ich glaube der Grund dieſer Entfernung lag einzig darin, daß der Großfürſt und ich mehr mit ihnen als mit anderen ſprachen, und daß man ſie der Ergebenheit für den Großfürſten und für mich zieh: das galt als ſchreckliches Verbrechen und wurde nie verziehen.

Zu dieſer Zeit kam der ſchwediſche Geſandte Herr Wolfenſtierna nach Petersburg. Das war wirklich der ſchönſte Mann, den man ſich nur denken konnte; alle Welt und namentlich die Frauen waren, ganz unſchuldig übrigens, begeiſtert von ſeiner Erſcheinung. Als ich ihn bei Tiſche loben hörte, tat ich das auch; daraus machte man mir wieder ein Verbrechen. Ich meine aber, man ſollte junge Damen nicht ſchelten wegen ſo leicht hingeworfener Worte. Es iſt das ſicherſte Mittel, ſie auf jemand aufmerkſam zu machen und ihnen dumme Gedanken in den Kopf zu ſetzen, wenn unnötige Wichtigkeit auf ſolche nicht überlegte Reden gelegt wird. Es iſt ſehr gefährlich, noch ungeformte Gefühle zu entwickeln, deren Keim doch jeder Menſch mit auf die Welt bringt.

Vom Sommerpalais gingen wir nach Peterhof. Der Großfürſt wagte es nicht mehr, ſeine Leute zu drillen; in Peterhof unterhielt er ſich nun damit, mir militäriſchen Schliff beizu-

bringen. Dank ſeiner Bemühungen kann ich noch heute ſämtliche Gewehrgriffe genau ſo präziſe ausführen, wie der beſtgedrillte Grenadier. Ich mußte auch ſtundenlang mit der Muskete über der Schulter an der Tür des Zimmers, das zwiſchen ſeinem und meinem lag, Schildwache ſtehen.

Wenn er mir geſtattete, meinen Poſten zu verlaſſen, ſo las ich. Meine Vorliebe für Romane verging; zufällig fielen mir die ‚Briefe‘ der Frau von Sévigné in die Hand und machten mir viel Vergnügen. Nachdem ich ſie verſchlungen hatte, las ich Voltaires Werke und kam nicht mehr von ihnen los. Als ich auch mit dieſer Lektüre fertig war, ſuchte ich etwas Ähnliches, aber weil ich nichts Gleiches finden konnte, las ich einſtweilen alles, was mir in die Hand kam.[1]

[1] Katharina an Voltaire, 1768: „Ich kann Sie verſichern, daß ich ſeit 1746 große Verpflichtungen Ihnen gegenüber habe. Vor dieſer Zeit hatte ich nur Romane geleſen, aber zufällig fielen mir Ihre Werke in die Hände, ich habe ſeitdem nicht wieder aufgehört ſie zu leſen, und habe keine anderen Bücher gewollt, die nicht ebenſo gut geſchrieben waren, und von denen ich nicht denſelben Nutzen hatte.“ — In einer ſpäter zuſammengeſtellten Bücherliſte Katharinas iſt Nr. 1: „Voltaires Werke, ohne die geringſte Kleinigkeit von ihnen auszunehmen, denn ſie lehren das langweilige Genre ausſchließen, und man findet in ihnen alles, ausgenommen dieſes Genre, das ſchlimmſte von allem.“ — In ihren Briefen an Grimm erkennt Katharina wiederholt Voltaires Einfluß an, ſo ſchreibt ſie am 1. Oktober 1778: „... Er iſt mein Lehrer, er, oder beſſer geſagt, ſeine Werke, haben meinen Kopf und meinen Geiſt geformt;“ am 17. Oktober beſtellt ſie hundert Exemplare ſeiner Werke: „... ich will, daß ſie ein Muſter ſind, daß man ſie ſtudiert, daß man ſie auswendig lernt.“ Ein Vergleich mit Voltaire iſt bei ihr höchſtes Lob; nach der Lektüre von M. A. v. Thümmels ‚Wilhelmine‘ und Ch. F. Nicolais ‚Sebaldus Nothanker‘ ſchreibt ſie am 23. Juni 1781: „... Ich habe in dieſem Frühjahr deutſche Bücher geleſen, die mir ſehr gefallen haben ... Oh, wie gut doch deutſch geſchrieben wird, trotz aller Tadler der deutſchen Literatur. Wetter, die Deutſchen haben gelernt mit ihrer Sprache umzugehen wie Voltaire, und ich glaube, Gott verzeihe mir, er hat ſie ſchreiben gelehrt!“ und am 8. Juli 1781: „... und das iſt alles nicht nur zum Totlachen, ſondern auch von einer Anmut, die ich in ſolchen Kleinigkeiten bisher nur bei Voltaire kannte ... Wenn ich viel ſolche deutſche Bücher finde, ſo werde ich mir eine deutſche Bibliothek zulegen, mit Verlaub Seiner Preußiſchen Majeſtät, der die deutſche Literatur ſo ſchlecht gemacht hat!“

das ganze Bett davon bedeckt war. Ich ließ ſie gewähren, obwohl ich manchmal geſcholten wurde, weil ich nicht genügendes Intereſſe für dieſe wundervolle Beſchäftigung zeigte, die wohl und gut von zehn Uhr bis Mitternacht oder auch bis ein Uhr dauerte.

Durch den Schrecken, den ſie einflößten, hatten die Tſchoglokows ein eigenartiges Ergebnis erzielt. Alle Welt hatte ſich gegen ſie vereinigt, weil jeder für ſich fürchtete. Alle verabſcheuten ſie, nur wenige ſtanden ihnen bei, und noch weniger tat man, was jene befahlen, obgleich ſie immer nur im Namen der Kaiſerin ſprachen.

Als wir in das Sommerpalais überſiedelten, wurde Graf Peter Devier und Herr Alexander Villebois entfernt; erſterer wurde Brigadier, der zweite Oberſt in der Armee. Ich glaube der Grund dieſer Entfernung lag einzig darin, daß der Großfürſt und ich mehr mit ihnen als mit anderen ſprachen, und daß man ſie der Ergebenheit für den Großfürſten und für mich zieh: das galt als ſchreckliches Verbrechen und wurde nie verziehen.

Zu dieſer Zeit kam der ſchwediſche Geſandte Herr Wolfenſtierna nach Petersburg. Das war wirklich der ſchönſte Mann, den man ſich nur denken konnte; alle Welt und namentlich die Frauen waren, ganz unſchuldig übrigens, begeiſtert von ſeiner Erſcheinung. Als ich ihn bei Tiſche loben hörte, tat ich das auch; daraus machte man mir wieder ein Verbrechen. Ich meine aber, man ſollte junge Damen nicht ſchelten wegen ſo leicht hingeworfener Worte. Es iſt das ſicherſte Mittel, ſie auf jemand aufmerkſam zu machen und ihnen dumme Gedanken in den Kopf zu ſetzen, wenn unnötige Wichtigkeit auf ſolche nicht überlegte Reden gelegt wird. Es iſt ſehr gefährlich, noch ungeformte Gefühle zu entwickeln, deren Keim doch jeder Menſch mit auf die Welt bringt.

Vom Sommerpalais gingen wir nach Peterhof. Der Großfürſt wagte es nicht mehr, ſeine Leute zu drillen; in Peterhof unterhielt er ſich nun damit, mir militäriſchen Schliff beizu-

bringen. Dank seiner Bemühungen kann ich noch heute sämtliche Gewehrgriffe genau so präzise ausführen, wie der bestgedrillte Grenadier. Ich mußte auch stundenlang mit der Muskete über der Schulter an der Tür des Zimmers, das zwischen seinem und meinem lag, Schildwache stehen.

Wenn er mir gestattete, meinen Posten zu verlassen, so las ich. Meine Vorliebe für Romane verging; zufällig fielen mir die ‚Briefe' der Frau von Sévigné in die Hand und machten mir viel Vergnügen. Nachdem ich sie verschlungen hatte, las ich Voltaires Werke und kam nicht mehr von ihnen los. Als ich auch mit dieser Lektüre fertig war, suchte ich etwas Ähnliches, aber weil ich nichts Gleiches finden konnte, las ich einstweilen alles, was mir in die Hand kam.[1]

[1] Katharina an Voltaire, 1763: „Ich kann Sie versichern, daß ich seit 1746 große Verpflichtungen Ihnen gegenüber habe. Vor dieser Zeit hatte ich nur Romane gelesen, aber zufällig fielen mir Ihre Werke in die Hände, ich habe seitdem nicht wieder aufgehört sie zu lesen, und habe keine anderen Bücher gewollt, die nicht ebenso gut geschrieben waren, und von denen ich nicht denselben Nutzen hatte." — In einer später zusammengestellten Bücherliste Katharinas ist Nr. 1: „Voltaires Werke, ohne die geringste Kleinigkeit von ihnen auszunehmen, denn sie lehren das langweilige Genre ausschließen, und man findet in ihnen alles, ausgenommen dieses Genre, das schlimmste von allem." — In ihren Briefen an Grimm erkennt Katharina wiederholt Voltaires Einfluß an, so schreibt sie am 1. Oktober 1778: „... Er ist mein Lehrer, er, oder besser gesagt, seine Werke, haben meinen Kopf und meinen Geist geformt;" am 17. Oktober bestellt sie hundert Exemplare seiner Werke: „... ich will, daß sie ein Muster sind, daß man sie studiert, daß man sie auswendig lernt." Ein Vergleich mit Voltaire ist bei ihr höchstes Lob; nach der Lektüre von M. A. v. Thümmels ‚Wilhelmine' und Ch. F. Nicolais ‚Sebaldus Nothanker' schreibt sie am 23. Juni 1781: „... Ich habe in diesem Frühjahr deutsche Bücher gelesen, die mir sehr gefallen haben ... Oh, wie gut doch deutsch geschrieben wird, trotz aller Tadler der deutschen Literatur. Wetter, die Deutschen haben gelernt mit ihrer Sprache umzugehen wie Voltaire, und ich glaube, Gott verzeihe mir, er hat sie schreiben gelehrt!" und am 8. Juli 1781: „... und das ist alles nicht nur zum Totlachen, sondern auch von einer Anmut, die ich in solchen Kleinigkeiten bisher nur bei Voltaire kannte ... Wenn ich viel solche deutsche Bücher finde, so werde ich mir eine deutsche Bibliothek zulegen, mit Verlaub Seiner Preußischen Majestät, der die deutsche Literatur so schlecht gemacht hat!"

Damals konnte man von mir behaupten, ich ſei nie ohne ein Buch und nie ohne Kummer, aber immer ohne Vergnügen. Meine von Natur heitere Veranlagung litt indeſſen nicht unter dieſen Verhältniſſen; die Hoffnung oder die Ausſicht zwar nicht auf die himmliſche, aber auf die irdiſche Krone hielt meinen Geiſt und meinen Mut aufrecht.

In Peterhof wurde das St. Petersfeſt gefeiert. Der Ball fand in dem kleinen Schloß Monplaiſir ſtatt, das Peter I. hatte bauen laſſen, und es ſollte im Freien geſpeiſt werden, an der Fontäne des kleinen Parkes von Monplaiſir. Die Tiſche dazu waren ſchon aufgeſtellt und gedeckt, als ein ſtarker Regen das Feſt ſtörte. Tiſche und Speiſen wurden nun in die beiden niedrigen Galerien von Monplaiſir gebracht, und wir ſpeiſten da. Tiſchtücher und Servietten waren völlig durchnäßt, Sauce und Fleiſch ſchwammen in Regenwaſſer.

Faſt dieſelbe Sache ereignete ſich im Jahre zuvor in Reval, als die Kaiſerin dort weilte. Sie hatte im Park von Katharinental eine große Tafel decken laſſen, an der der ganze Adel Eſtlands, Herren und Damen, die Ehre haben ſollte, mit Ihrer Majeſtät und dem ganzen Hof zu ſpeiſen; gegen Ende des Mahles löſchte ein gewaltiger Regenguß die Kerzen aus und verjagte uns vom Tiſche.

Von Peterhof gingen wir nach Oranienbaum. Dieſes Schloß war damals in einem rechten Zuſtand des Verfalles. Trotzdem wohnten wir da. Auch die Kaiſerin kam mit uns zu Pferde hin, und die Geſandten von Wien und England. Erſterer war derſelbe Herr Bretlach, von dem ich ſchon geſprochen habe, und der zweite Lord Hyndford, aus dem der andere mit Hilfe des Grafen Beſtuſhew einen kompletten Säufer gemacht hatte. Sonſt war er ein ſehr verſtändiger Menſch, wie die Engländer gewöhnlich, wenn ſie auch alle Sonderlinge ſind. Er war Schotte.

Als Ihre Majeſtät in Oranienbaum ſoupiert hatte, begab ſie ſich zur Nacht nach Peterhof zurück. Die beiden Geſandten und Graf Beſtuſhew blieben über Nacht in Oranienbaum, dinierten

am anderen Tage bei uns und fuhren am Nachmittag nach der Stadt zurück.

Wir blieben etwa zehn Tage in Oranienbaum. Der Großfürst beschäftigte sich dort viel mit seinen Hunden, und ich lief mit der Flinte durch Wald und Tal. Hin und wieder ließ ich mein Gewehr durch den mich begleitenden Pagen tragen. Einer meiner Pagen war jetzt Iwan Iwanowitsch Schuwalow. Ich sah ihn im Vorzimmer immer mit einem Buch in der Hand, und weil ich auch gern las, fiel er mir auf. Auf der Jagd sprach ich ihn mehrere Male an, der junge Mann schien mir Geist und auch Lerneifer zu besitzen. Deshalb ermunterte ich ihn in seinen Neigungen, die auch die meinen waren, und prophezeite ihm mehr als einmal, er würde schon seinen Weg machen, wenn er sich nur weiter bemühte, seine Kenntnisse zu vermehren. Er beklagte sich öfters, daß ihn seine Verwandten arg vernachlässigten. Damals war er achtzehn Jahre alt, sah sehr gut aus, war dienstbeflissen, sehr höflich, sehr aufmerksam und schien von sanfter Gemütsart zu sein. Ich nahm Interesse an ihm und lobte ihn vor seinen Verwandten, die alle in Gunst bei der Kaiserin standen. Dadurch verpflichtete ich ihn mir, denn er fühlte, daß ich ihm wohlwollte, und jene begannen ihn aufmerksamer zu behandeln. Übrigens war er sehr arm. Noch lange später, als er schon sein Glück gemacht hatte, was sehr schnell ging, hat er mir Dank gewußt, weil ich ihn zuerst bemerkt hatte, und aus Schmeichelei sagte er mir und ließ mir sagen, ich wäre der erste Ansporn für seine Laufbahn gewesen.

Seit Oranienbaum fing er an, der Prinzessin Anna Gagarin den Hof zu machen, die ich damals sehr gern hatte. Im nächsten Jahre wuchs seine Zuneigung so, daß er sie heiraten wollte. Er warf sich seinen Verwandten zu Füßen, um ihre Einwilligung zu erflehen, aber sie wollten nichts davon wissen. Ich weiß eigentlich nicht recht weshalb, denn diese Partie wäre damals ein Glück für ihn gewesen. Die Prinzessin Gagarin war nicht nur eine geistvolle Dame, sondern besaß auch über tausend Bauern. Es war

wohl der große Altersunterſchied, der bei jenen Widerſpruch hervorrief. Denn er mochte damals achtzehn Jahre zählen, und ſie war wenigſtens zehn Jahre älter.[1] Doch habe ich nie den eigentlichen Grund ihrer Weigerung erfahren.

Von Oranienbaum kehrten wir nach Peterhof zurück. Hier fiel es eines Abends dem Großfürſten ein, bei mir mit meinen Kammerjungfern und ſeinen Dienern nach einer langen Toberei Blindekuh zu ſpielen. Frau Tſchoglokow kam und ſah die Beſcherung und ſetzte unſerm ebenſo unſchuldigen wie lärmenden Vergnügen ein Ende; ſie ſchalt alle aus und drohte allen Mitſchuldigen mit dem Zorn der Kaiſerin. Frau Kruſe bekam ihr Teil ebenſo wie die übrigen. Sie verſuchte ihr vorzuſtellen, daß gar keine Veranlaſſung vorlag, mit dem Zorn Ihrer Majeſtät zu drohen. Die ganze Geſellſchaft war geſpannt zu ſehen, wer das Schlachtfeld behaupten würde: Frau Kruſe unterlag und wurde mit Entfernung bedroht, wie alle anderen, die es übrigens vorgezogen, ſehr betrübt zu Bett zu gehen.

Man kann wirklich ſagen, das größte Vergnügen der Frau Tſchoglokow war, jedermann ſchelten und Grobheiten ſagen zu können. Dieſe Neigung verdoppelte ſich, wenn ſie ſchwanger war, und nach ihrer Niederkunft fing ſie dann wieder von neuem an. Von 1746 bis zum Tode ihres Gemahls, der im Jahre 1754 ſtarb, haben wir ſie eigentlich nur ſchwanger oder im Kindbett geſehen.

Als wir wieder in der Stadt im Sommerpalais waren, fingen der Großfürſt und Frau Kruſe wieder an in meinem Bett mit Puppen zu ſpielen. Eines Abends, als ſie ganz in ihre Spielerei vertieft waren, hörten wir, wie an die doppelt verſchloſſene Tür meines Schlafzimmers gepocht wurde. Frau Kruſe fragte, wer da wäre, und ſie vernahm die ſchreckliche Stimme der Tſchoglokow, die ihr zu öffnen befahl. Sie zitterte vor Furcht, die Spielſachen, die über das ganze Bett zerſtreut lagen, könnten entdeckt werden, und ſprang mit einem großen Satz von der

[1] Er war 1727, ſie 1716 geboren.

Tür nach dem Bette, aber der Großfürst und ich hatten unterdessen alles von den Spielsachen, was wir konnten, unter der Bettdecke versteckt. Frau Kruse brachte schnell noch den Rest in Sicherheit und ging die Tür zu öffnen. Frau Tschoglokow trat ein, schalt natürlich, daß sie hatte warten müssen, und wollte wissen weshalb. Frau Kruse, die immer gerüstet war, wenn es zu lügen galt, sagte, sie hätte nach dem Schlüssel in ihr Zimmer gehen müssen. Dann fragte Frau Tschoglokow, weshalb wir im Bett lägen ohne zu schlafen. Sie erhielt eine kurze Antwort: der Großfürst sagte einfach, weil er keine Lust hätte. Frau Tschoglokow stellte noch einige ähnliche Fragen und verschwand dann wieder, ohne etwas zu finden, woran sie ihre schlechte Laune auslassen konnte, und ohne den Grund ihres Erscheinens anzugeben. Aber es hatte allen Anschein, daß sie von dem Spielzeug Wind bekommen hatte und Frau Kruse auf frischer Tat überraschen wollte. Die ließ sich nicht täuschen; sie wußte, um was es sich handelte.

Einige Tage später wurde ein Palastbeamter, ein guter Freund von Frau Kruse, und dessen Gerichte der Großfürst sehr liebte, Knall und Fall fortgeschickt. Sie waren beide sehr betrübt darüber.

Zu Anfang des Winters empfingen wir Befehl, in den Winterpalast überzusiedeln. Der Großfürst und ich, die wir der Not gehorchend unzertrennlich geworden waren, machten einen kleinen Plan, wie wir den Winter verbringen wollten, und unser Geheimer Rat beschloß, wir wollten uns vorwiegend in einem Kabinett meiner Wohnung aufhalten, das eine schöne Aussicht hatte. Bisher hingen da unsere Heiligenbilder. Die Hälfte der Bilder, die vier Wände bedeckten, sollte in die Gerätkammer verbannt werden, um für ein Kanapee Platz zu machen, das bis dahin in meinem Ankleidezimmer gestanden hatte. Die beiden anderen Wände wurden nicht angerührt und blieben mit Heiligenbildern bedeckt. Hier wollte also der Großfürst auf seiner Violine kratzen oder zum Fenster hinaussehen, ich aber mein Buch lesen oder auch mich mit einer Handarbeit beschäftigen.

Wir glaubten, gegen dieſen Plan könnten bei ſeiner völligen Unſchuld keinerlei Einſprüche gemacht werden. Ich befahl alſo meinem Kammerdiener Timofej Jewreinow mein Zimmer im Winterpalaſt dementſprechend einzurichten. Es iſt mir nicht klar, weshalb er meine Befehle Frau Tſchoglokow meldete; denn ich bin ſicher, wenn er geſchwiegen hätte, wäre die Sache ohne Widerſpruch zuſtande gekommen. Aber gleichviel, ob er nun nicht wagte, ohne ihr Wiſſen die Möbel in meinem Zimmer anzurühren, oder ob es nur Geſchwätzigkeit war, jedenfalls erfuhr ſie durch ihn von unſerem Plan. Sie kam zu mir in mein Zimmer und erklärte, die Kaiſerin unterſage mir, das Kanapee umzuſtellen und die Bilder fortzunehmen (die ich übrigens ohne Wiſſen der Kaiſerin im vorigen Winter aufgehängt hatte), und das von mir geplante Arrangement wäre ebenſo dumm wie unverſchämt. Ich gab ihr die Antwort, ich wäre ſehr erſtaunt, daß ſie Ihre Majeſtät wegen eines umzuſtellenden Kanapees beläſtige, und glaubte, es lohne ſich nicht, ihr ſolche Lappalien zu melden.

Bei dieſer Gelegenheit antwortete ich Frau Tſchoglokow ohne viel Umſtände zu machen, ganz gegen meine ſonſtige Gewohnheit, mich immer zu beugen und zu ſchweigen, und der Wortwechſel zwiſchen uns wurde recht lebhaft. Ich glaubte das Recht auf meiner Seite zu haben, aber Frau Tſchoglokow fühlte, daß ſie die Macht hatte, und trotz allem, was ich ſagen und vorbringen konnte, mußte ich doch gehorchen.

Ich weiß nicht, ob die Kaiſerin mir bei dieſer Gelegenheit zürnte. Mir kam es jedenfalls ſo vor, als ob ſie eigentlich nie gut auf mich zu ſprechen ſei, denn ſie tat mir ſehr ſelten die Ehre an, das Wort an mich zu richten. Übrigens, obgleich wir doch unter einem Dache wohnten und unſere Gemächer im Winterpalaſt wie im Sommerpalais aneinander ſtießen, bekamen wir ſie manchmal ganze Monate nnd oft noch länger nicht zu ſehen. Wir wagten es nicht, ihre Gemächer zu betreten, ohne dazu aufgefordert zu ſein, und das geſchah faſt nie.

Wir wurden ſehr häufig im Namen der Kaiſerin wegen Kleinigkeiten geſcholten, bei denen man wirklich nicht hätte annehmen ſollen, daß ſie die Kaiſerin ärgern könnten. Sie ſchickte uns zu dem Zweck nicht nur die Tſchoglokows, ſondern oft kam es vor, daß ſie eine Kammerfrau oder einen Lakaien oder dergleichen Menſchen abſandte, um uns nicht nur die denkbar größten Unannehmlichkeiten ſagen zu laſſen, ſondern auch geradezu Grobheiten einer Art, daß es im Grunde auf ungehörige Schimpfreden herauskam.

Man hätte ſich aber wahrhaftig nicht mehr zuſammennehmen können, um bezüglich des Ihrer Majeſtät gebührenden Gehorſams und Reſpektes nichts zu verſäumen, als gerade ich es tat. Der Großfürſt war etwas weniger leicht zu behandeln, doch war er damals noch ſehr gehorſam, fand ſich allerdings damit ſichtlich ungern und nur widerwillig ab. Ich werde noch Gelegenheit haben, davon zu ſprechen.

Seine Kindereien und Indiskretionen ſchadeten ihm ſchon damals ſehr und raubten ihm die Achtung auch der Beſtgeſinnten. Ich wagte es einmal, ganz offen mit ihm davon zu ſprechen, aber er nahm das ſehr übel auf und erklärte, er wünſche keine Predigten von mir zu hören, die Predigten der anderen langweilten ihn ſchon genug! Es mag ſein, daß ich es nicht richtig angefangen hatte, ihm ſo ernſte Wahrheiten zu ſagen. Auch wurde er immer aufgehetzt, ſich nicht von ſeiner Frau beherrſchen zu laſſen, und das hatte ihn argwöhniſch gemacht, ſogar gegen alles Vernünftige, was ich ihm ſagen konnte. Er befolgte deshalb meine Ratſchläge nur, wenn ihn die ärgſte Notwendigkeit dazu zwang und wenn es ihm ſchlecht ging. Übrigens muß ich auch geſtehen, daß bei der allzugroßen Verſchiedenheit unſerer Charaktere die Ratſchläge oder Anregungen, die ich ihm geben konnte, weder ſeiner Einſicht noch ſeinem Charakter entſprachen und deshalb niemals nach ſeinem Geſchmack waren. Ich glaube, mich hätte man nicht ſo zu behandeln gewagt, wie man ihn behandelte, wäre ich an ſeiner Stelle geweſen. Denn zunächſt

hätte ich mich bemüht, es nicht dazu kommen zu laſſen, und ferner hätte ich ſicherlich mit mehr Konſequenz und Feſtigkeit geantwortet als er.

Im Herbſt dieſes Jahres[1] war die Hochzeit von Graf Leſtocq mit Fräulein Marie Mengden, einer Hofdame der Kaiſerin. Auf Befehl Ihrer Majeſtät brachte ich die Braut in meinem Wagen nach der lutheriſchen Kirche, wo die Trauung war, und von da nach dem Palais zurück. Zwei Jahre vorher war es bei Graf Sievers Hochzeit ebenſo geweſen.

Im allgemeinen wurden die Hochzeitsfeiern der Hofdamen in die Karnevalszeit gelegt, und mancher Karneval iſt vergangen ohne andere Vergnügungen als ſolche Hochzeiten, die wegen der damit verbundenen Zeremonien nicht nur höchſt langweilig, ſondern auch ſehr ermüdend waren. Sie dauerten nämlich an zwei Tagen hintereinander bis ſehr ſpät in die Nacht hinein. Außerdem waren ſie für das junge Paar ſo koſtſpielig, daß ſie oft die Mitgift der jungen Frau verſchlangen, und das neuvermählte Paar ſein Eheleben mit Schulden anfing.

Einige Tage nach ſeiner Hochzeit gab Graf Leſtocq der Kaiſerin und dem ganzen Hofe ein großes Souper. Der Großfürſt und ich waren unter den Gäſten.

Damals verheiratete Frau Tſchoglokow ihre Schweſter Marfa Semionowna Hendrikow mit einem Gardeoffizier namens Safonow, einem hübſchen Menſchen. Die Kaiſerin ernannte ihn zum Kammerjunker. Er war ebenſo dumm, wie ſeine Braut einfältig. Anſtatt ein ſolches Weſen bei Hofe anzubringen (ſie war nämlich Hofdame bei der Kaiſerin), hätte ſich in jedem anderen Lande die Familie zuſammengetan, um ſie in irgendeinem verſteckten Winkel zu verbergen.

Dieſe Hochzeit war der Anlaß zu einer ſchrecklichen Geſchichte, über die ſich Hof und Stadt einige Zeit beluſtigten. Die beiden waren kaum verheiratet, als die junge Frau ſich bei ihrer Schweſter über ſchlechte Behandlung ſeitens ihres Mannes be-

[1] Am 11. November 1747.

klagte. Sie behauptete, wenn ihr Mann mit ihr zu Bett ginge, bände er ſie an den Bettpfoſten, ſchlüge und mißhandelte ſie. Frau Tſchoglokow ging zur Kaiſerin und beſchwerte ſich: die ließ Herrn Safonow rufen, ſchalt ihn aus, ſagte ihm eine Menge Schimpfwörter, ohrfeigte ihn und ſchickte ihn ſchließlich in die Feſtung, wo er ſehr lange geſeſſen hat. Seine Frau blieb ſchwanger zurück, und Frau Tſchoglokow nahm ſie zu ſich. Die einfältige Perſon verlangte einige Jahre ſpäter durchaus ihren Mann wiederzuhaben; er wurde ihr zurückgegeben, und man erlaubte ihnen, eine Raſſe zu erzeugen, die Vater und Mutter nicht verleugnet hat. Wie weit die Dummheit der Frau ging, zeigt folgende nette Geſchichte: ſie war ganz erſtaunt über die Geſchicklichkeit der Hebamme, die ihr, wie ſie erzählte, prophezeit hatte, ſie würde einen Knaben oder ein Mädchen zur Welt bringen. Sie konnte nicht verſtehen, woher der Hebamme dieſes Wiſſen kam!

In dieſem Winter putzte ich mich ſehr: die Prinzeſſin Gagarin ſagte mir oft verſtohlenerweiſe und namentlich ſo, daß es Frau Tſchoglokow nicht hörte (es war, beiläufig geſagt, ein unverzeihliches Verbrechen, mich vor dieſer zu loben), daß ich ſichtlich hübſcher würde: es war wohl ſo das Alter, denn ich war damals achtzehn Jahre alt. Hin und wieder traf ich Schmeichler, die mir dasſelbe ſagten; allmählich glaubte ich daran und ſtand häufiger als bisher vor meinem Spiegel.

Ich hatte einen kleinen Kalmückenjungen, der ſehr gut friſierte. Oft beſchäftigte ich ihn zweimal am Tage, wenn die Gelegenheit es erforderte. Ich war groß und hatte eine ſchöne Figur, nur fehlte es mir ein wenig an Fülle: ich war recht mager. Ich ging gern ungepudert und hatte wirklich ſchönes braunes Haar, ſehr voll und ſchön angewachſen. Doch war die Mode, ſich nicht zu pudern, gerade in der Abnahme, und in dieſem Winter puderte ich mich manchmal. Frau Leſtocq erzählte mir einige Zeit nach ihrer Hochzeit, der ſchwediſche Geſandte, Herr Wolfenſtierna, fände mich ſehr ſchön. Ich nahm ihm das in keiner Weiſe übel, nur machte es mich etwas verlegen in

meiner Haltung, wenn ich zu ihm trat, um ihn ins Geſpräch zu ziehen. Ich weiß nicht, ob das nun Beſcheidenheit oder Koketterie war, – jedenfalls aber war dieſe Verlegenheit da.

Bald danach war die Hochzeit meines Kammerherrn, des Fürſten Alexander Golitzyn, mit der Prinzeſſin Darja Gagarin, meiner Hofdame. Es gab in dem Winter noch mehrere Hochzeiten und eine oder zwei Maskeraden. Im Kadettenkorps, das damals unter der Leitung des Fürſten Boris Juſupow ſtand, führten die jungen Leute eine Komödie auf, welche die Kaiſerin auch ein- oder zweimal auf dem Hoftheater ſpielen ließ. Es wurde ‚Zaire' gegeben, und Meliſſino ſpielte den Orosmane. Er hatte ſehr ſchöne Augen; aber die ganze Truppe ſprach das Franzöſiſche ſchrecklich ſchlecht aus. Oſterwaldt ſpielte die Rolle des Luſignan.

Am Dreikönigstag, alſo am 6. Januar, 1748 erhob ich mich morgens mit ſtarken Halsſchmerzen, ſchwerem Kopf und Übelbefinden im ganzen Körper. Ich kleidete mich trotzdem an, um zur Meſſe zu gehen und weil ich beabſichtigte, an der Prozeſſion teilzunehmen, die zur Waſſerweihe nach der Newa zog. Aber obwohl ſchon alle Anordnungen hierfür getroffen waren, nahm die Kaiſerin an der Prozeſſion nicht teil, wie ſie ſonſt immer tat, und dispenſierte auch den Großfürſten und mich.[1]

Als ich wieder in mein Zimmer kam, mußte ich mich niederlegen, weil ich Fieber bekam und ſchon die ganze Nacht ſtarke Hitze gehabt hatte. Als ich erwachte, trat Frau Kruſe an mein Bett; ſie ſah mir in das Geſicht und ſtieß einen lauten Schrei aus; ſie ſagte, ich hätte ſicher die Pocken. Ich hatte eine tödliche Angſt davor, ich betrachtete meine Hände und meine Bruſt und ſah ſie dicht bedeckt mit kleinen roten Pickeln. Der Arzt Boerhaave wurde herbeigeholt; Graf Leſtocq, der erſte Leibarzt der Kaiſerin, kam, und alles dachte, ich hätte die Pocken. Mein Chirurg Guyon meinte aber, das ſei noch ſehr zweifelhaft, es

[1] Journal der Kammerfuriere 1748: „6. Januar. Ihre Kaiſerliche Majeſtät geruhte an dieſem Tage ihre inneren Gemächer nicht zu verlaſſen."

könnte auch wohl ein anderer Ausschlag sein, wie Masern oder das, was man deutsch ‚Rote Friesel' nennt, russisch, glaube ich, lapucha. Es stellte sich heraus, daß nur er sich nicht geirrt hatte, und ich kam also noch mit dem Schrecken davon.

Man brachte mich mit meinem Bette in ein wärmeres und bequemeres Zimmer, denn in dem Alkoven meines Schlafzimmers zog es sehr stark, weil er von dem großen Vestibül nur durch eine dünne Bretterwand getrennt war. In jedem Winter, wenn ich hier schlief, litt ich beständig an Erkältungen. Ich muß sagen, Frau Tschoglokow, obwohl kurz vor ihrer Entbindung, ließ mir während dieser Krankheit jede erdenkliche Pflege angedeihen. Sie kam fast nicht aus meinem Zimmer, vermied alle unangenehmen Redereien und gab sich im allgemeinen viel sanfter. Manchmal, wenn auch selten, ließ sie sich sogar zu kleinen Gefälligkeiten herab. Ich wunderte mich darüber, und der Grund, den ich später berichten werde, blieb mir lange Zeit unbekannt.

Gegen Ende des Karnevals verließ ich das Krankenlager wieder und wollte während der ersten Wochen der großen Fasten zum Abendmahl gehen. Wir, der Großfürst und ich, bereiteten uns schon einige Tage darauf vor, als Frau Tschoglokow uns mit großer Freundlichkeit mitteilte, die Kaiserin ließe uns sagen, wir sollten das auf die letzte Woche verschieben. Ich erwiderte ihr, nach dem Ritus unserer Kirche wäre das für mich nicht angängig, weil meine Monatsregel mich daran hindern würde. Frau Tschoglokow erwiderte, sie habe Ihrer Majestät diesen Einwand schon gemacht, die Kaiserin wünsche aber, wir sollten mit ihr zusammen das Abendmahl nehmen. Ich fügte mich also dem Willen der Kaiserin, und wir hörten mit unseren Andachtsübungen wieder auf.

Herr Tschoglokow mußte nach dem ausdrücklichen Befehle der Kaiserin im Vorzimmer des Großfürsten schlafen: er kam hin, wenn der Großfürst schlafen ging, und erhob sich, wenn man ihm meldete, dieser sei wach. Ich verstehe jetzt noch nicht den Sinn dieser Maßregel, es konnte sich doch nicht darum handeln,

die Haupttür eines leeren Zimmers zu bewachen, das aber noch einen andern, und zwar unbewachten Eingang hatte!

Frau Tſchoglokow hatte eine von meinen Hofdamen, Fräulein Koſcheliow, ſehr gern. Das war ein großes dummes Mädel, ſehr linkiſch in allem, was ſie tat, aber ſehr weiß, das einzig Gute, was man ihr nachrühmen konnte. Das Mädchen war beſtändig um ſie herum, und Frau Tſchoglokow, die ſelbſt auch nicht gerade geiſtreich war, beluſtigte ſich doch oft über Fräulein Koſcheliows Dummheit und Ungeſchicklichkeit. Weil ihr Mann infolge der oben erwähnten Beſtimmung nur ſelten und heimlich zu Hauſe ſchlief, ließ Frau Tſchoglokow das Mädchen entweder bei ſich oder in einem kleinen Bett neben dem ihren ſchlafen. Sie wohnte ziemlich eng, wie damals bei Hofe überhaupt alle. Herr Tſchoglokow kam im Schlafrock herunter und war auf das Zimmer ſeiner Frau angewieſen. Er fand ſie faſt immer mit Fräulein Koſcheliow im Bett liegen, oder neben ihr. Aber die Gelegenheit macht Diebe, und ſo fand er eben Gefallen an dem dummen Ding, was nicht weiter verwunderlich war, denn er beſaß nicht mehr Verſtand als ſie. Seine Frau, die ihn wahnſinnig liebte, ahnte nichts davon.

Meine Krankheit kam dem Liebespärchen gerade recht. Herr Tſchoglokow verſtand ſeine Frau zu überzeugen, es ſei ihre Pflicht, mich während der Krankheit zu pflegen, und damit ſie nicht in einer ſchlechten Laune von mir fortliefe und dann womöglich griesgrämig nach Hauſe käme, wußte er ſie mir gegenüber verſöhnlicher zu ſtimmen. Während der Faſten merkte aber Prinzeſſin Anna Gagarin, Fräulein Koſcheliows Gefährtin, Herrn Tſchoglokows Intereſſe für dieſe. Um es beſſer zu verbergen, richtete er es ſo ein, daß ſeine Frau jene auch in ihr Zimmer bat. Sie war ein kluges Mädchen und fand bald heraus, was vorging. Sie ſprach nicht darüber, außer zu mir. Ich hütete mich, das Geheimnis zu verraten, das übrigens die Wirkung hatte, daß es mir weniger ſchlecht ging als vorher. Tſchoglokow behandelte jetzt manchen rückſichtsvoller; ſeine Aufmerkſamkeit

war eben auf einem anderen Gebiete in Anſpruch genommen, und deshalb war er etwas weniger boshaft als gewöhnlich.

Gegen Ende der fünften Woche der großen Faſten ließ ich durch Frau Tſchoglokow die Kaiſerin um die Erlaubnis bitten, in der ſechſten Woche zum Abendmahl zu gehen, weil ich in der ſiebenten verhindert ſein würde. Die Kaiſerin ließ mir ſagen, ſie ſei in derſelben Lage und würde auch in der ſechſten Woche das Abendmahl nehmen. Der Großfürſt verſchob es für ſich auf die ſiebente.

Unterdeſſen wurde Frau Tſchoglokow entbunden. Ich ging am Freitag zur Beichte und legte mich dann zu Bett, aber während der Nacht ſtellte ſich das Erwartete ein. Sowie ich wußte, daß die Kaiſerin wach war, ſchickte ich eines meiner Mädchen, deſſen Schweſter der Umgebung Ihrer Majeſtät angehörte, ihr mitzuteilen, was mir zugeſtoßen ſei. Ich befürchtete, obendrein noch geſcholten zu werden, weil ich mich in meiner Berechnung geirrt hatte. Aber die Kaiſerin wies mich an, eine Krankheit vorzuſchützen und an dem Tage zu Hauſe zu bleiben. Ich blieb alſo im Bett und klagte über Seitenſtiche. So war alſo mein Abendmahlsgang zum zweitenmal aufgeſchoben, und zwar auf die letzte Woche.

Am Mittwoch dieſer Woche nach der Abendmeſſe hatte ich ſtarken Schüttelfroſt, einen ſchweren Kopf und Schmerzen im ganzen Körper, und ich mußte mich hinlegen. In der Nacht hatte ich ſo ſtarke Hitze, daß die Mädchen, die ich gerufen hatte, behaupteten, beim Zurückſchlagen des Bettvorhanges wäre ihnen eine Temperatur wie aus einem überheizten Ofen entgegengeſchlagen. Der Zuſtand blieb ſo bis Oſterſonnabend; dann ſtand ich auf, und man reichte mir das Abendmahl in meinem Schlafzimmer. Ich ging bis zur Tür, von zwei Kammerjungfern geführt, und konnte mich nicht aufrecht erhalten; das Fieber war immer noch dasſelbe. Niemand wußte, was daraus werden ſollte. Die Schwäche nahm zu infolge der ungenügenden Ernährung: denn in der vorigen Woche hatte ich gefaſtet und hatte nur Pilze im Magen.

Als ich das Abendmahl empfangen hatte, legte ich mich wieder zu Bett.

Am nächſten Morgen, dem Oſterſonntag, brachte man mir eine Bouillon. Als ich ſie genoſſen hatte, ſtand ich auf, um mein Bett machen zu laſſen, und ließ mich an das Fenſter bringen. Ich glaubte mich etwas beſſer zu fühlen und rief Frau Kruſe. Sie ſah mir ins Geſicht und machte mich darauf aufmerkſam, daß ich wieder ganz mit Pickeln bedeckt war. Die Ärzte und Chirurgen wurden herbeigeholt: dieſes Mal entſchieden ſie alle, es wären die Pocken. Nur ich allein wollte nicht daran glauben, weil ſie ſich im Januar geirrt hatten. Ich wurde wieder in das Zimmer gebracht, in dem ich das erſtemal gelegen hatte, und tatſächlich ſah man nach vierundzwanzig Stunden, daß es die Maſern waren, aber ſo ſchwer, daß ich an einigen Stellen Flecken von der Größe eines Rubelſtückes hatte, und mein ganzer Körper vom Kopf bis zu den Füßen war mit Flecken bedeckt. Ich habe dann geſehen, daß die Krankheit anſteckend iſt; ich hatte ein kleines Kalmückenmädchen, etwa zehn bis zwölf Jahre alt, ſehr gern; das Kind wich nicht vom Kopfende meines Bettes und holte ſich tatſächlich die Krankheit bei mir.

An dieſem Oſterfeſt beſuchte mich Graf Leſtocq, der immer noch Leibarzt war. Er benutzte einen Augenblick, als ihn niemand hören konnte, mir zu ſagen: „Der ſchwediſche Geſandte nimmt großen Anteil an Ihrer Krankheit, er hat mir aufgetragen, Sie das wiſſen zu laſſen.“ Weil ich wußte, daß er faſt immer ſcherzte, antwortete ich ihm in demſelben Tone: „Sagen Sie ihm, ich wäre ihm ſehr verpflichtet für ſeine Anteilnahme.“ Es war irgendeine Spitze bei der Sache, aber bis heute weiß ich noch nicht, worin ſie beſtand. Auch Prinzeſſin Gagarin ſprach mir heimlich von dem ſchwediſchen Geſandten und ſeiner Ergebenheit, und zweifellos war das der Grund, daß ich ihn mehr als andere beachtete; das war aber auch alles.

Der Geſandte ſpielte ſehr hoch: während des Karnevals hatte er dem Grafen Razumowſkij und auch anderen Herren vom Hofe

bedeutende Summen abgewonnen. Alle bis zur Kaiſerin wollten mit ihm ſpielen, denn er galt für einen guten und angenehmen Spieler.

Am 21. April a. St. 1748, alſo an dem Tage, an dem ich in mein zwanzigſtes Jahr eintrat, war ich noch recht ſchwach. Es kam mir wunderlich vor, daß ich ſchon ſo alt war; mir ſchien, als wäre es noch gar nicht lange her, daß ich noch ein Kind war und als ſolches behandelt wurde. Ich ging an dieſem Tage nicht aus wegen der großen Schwäche, die ich immer noch in mir fühlte; auch waren die Flecken von den Maſern noch zu ſehen.

Wohl auf den Rat der Ärzte ließ die Kaiſerin zu Anfang Mai den Großfürſten und mich nach Tzarskoje Selo kommen;[1] von den Maſern hatte ich einen ſchweren Huſten behalten. Das Schloß war damals im Bau, aber es war wie die Arbeit der Penelope: man riß morgen wieder nieder, was heute gebaut wurde. Das Schloß iſt ſechsmal niedergeriſſen und von Grund auf bis zum Dach neu gebaut worden, ehe es ſeine jetzige Geſtalt erhielt. Die Rechnungen über die 1600000 Rubel, die es gekoſtet hat, ſind vorhanden; aber außerdem ſteckte die Kaiſerin noch viel Geld aus ihrer eigenen Taſche in den Bau, und darüber gibt es keine Abrechnungen.

Wir blieben elf Tage in Tzarskoje Selo. Anfangs geſtattete die Kaiſerin ihren Hofherren, bei uns unten, wo wir wohnten, zu dinieren und zu ſoupieren, wenn Ihre Majeſtät allein ſpeiſte, wie das faſt täglich der Fall war. Das war uns ſehr angenehm, aber der Großfürſt verdarb alles durch zu große Zügelloſigkeit. Von ſeinen Kammerdienern und infolge des Mangels an guter Geſellſchaft hatte er ſich vulgäre, gewöhnliche Redensarten angewöhnt, die in guter Geſellſchaft, ſelbſt im Scherz angewandt, als grobe Beleidigungen aufgenommen werden, und die namentlich kleinliche Menſchen verletzen mußten, welche mehr Gewicht auf

[1] Journal der Kammerfuriere 1748: „Am 9. Mai, morgens, geruhten Ihre Kaiſerlichen Hoheiten nach Tzarskoje Selo zu fahren.“

die Worte als auf den Sinn legen. Eines Tages speiste General Buturlin bei uns und brachte den Großfürsten sehr viel zum Lachen. In lustigster Stimmung bog sich dieser auf seinem Stuhl in Lachsalven und ließ sich so weit gehen, daß er auf russisch ausrief: „O, dieser Sohn einer Hündin bringt mich heute noch um vor Lachen; o, etot sukin syn menia umorit so smechu segodnil“ Ich saß neben ihm und fühlte, daß dieses Wort nicht unbesprochen und unkritisiert bleiben würde, und die Schamröte trat mir seinetwegen ins Gesicht. Buturlin schwieg: es saßen mehrere Herren vom großen Hofe an unserem Tische, drei Viertel von ihnen hatten allerdings nichts gehört, weil sie zu weit entfernt saßen. Aber Buturlin erzählte diese Begebenheit der Kaiserin, und die untersagte ihren Kavalieren, wieder zu dem Großfürsten zu gehen, und ließ diesen wissen, es werde niemand mehr zu ihm kommen, weil er keine Gesellschaft zu empfangen verstehe.

Buturlin hat dieses Wort niemals vergessen, und kurz vor seinem Tode, der ihn im Jahre 1767 traf, sagte er noch einmal zu mir: „Erinnern Sie sich noch an die Geschichte in Tzarskoje Selo, als der damalige Großfürst mich an offener Tafel ‚Sohn einer Hündin‘ nannte?“ Da kann man sehen, welche Wirkung oft ein unkluges, unbedacht geäußertes Wort hat! Es ist nie wieder ganz gutzumachen. Und doch war es wirklich nichts weiter als die Unbesonnenheit eines jungen Mannes, der sich in überlustiger Laune fortreißen ließ, den die Umstände zwangen, sich mit schlechter Gesellschaft abzugeben, mit der ihn seine teure Tante und deren Kreaturen zusammengesperrt hatten. In Wirklichkeit hätte man den jungen Mann also viel mehr bemitleiden als ihm Groll nachtragen sollen!

Während der elf Tage, die wir in Tzarskoje Selo zubrachten, fuhr ich zweimal täglich im Kabriolett auf Vogeljagd. Der Aufenthalt und die Frühlingsluft taten mir sehr gut.

Wir kehrten dann in die Stadt zurück, und gegen Ende Mai befahl uns die Kaiserin, ihr nach Gostilitzy, dem Landgut des

Grafen Razumowskij zu folgen.[1] Wir waren schon während der großen Fasten dort gewesen, und uns hatte das kleine Holzhäuschen, da wo die Rutschbahn anfängt, sehr gefallen. Graf Razumowskij glaubte uns also einen Gefallen zu tun, indem er uns in diesem kleinen Hause unterbrachte, wo trockene Luft und schöne Aussicht war. Wir waren auch sehr glücklich darüber. Die obere Etage, die wir einnahmen, enthielt außer dem Treppenraum einen kleinen Saal und drei Zimmer; wir schliefen in dem einen, Frau Kruse in dem anderen, und im dritten kleidete sich der Großfürst an. Das Ehepaar Tschoglokow und der Rest unseres Hofes wohnten unten, teils in dem Hause selbst, teils in Zelten ringsherum.

Herr Bretlach, der Gesandte des Wiener Hofes, reiste damals ab;[2] um ihn auszuzeichnen und weil das Landgut gewissermaßen auf seinem Wege lag, gestattete ihm die Kaiserin, dorthin zu kommen. Zu seinem Empfange befahl sie allen Damen, über die Fischbeinröcke kurze rosa Röcke zu ziehen, darüber noch kürzere weite Überröcke aus weißem Taffet, dazu weiße, mit rosa Taffet abgefütterte Hüte, die an beiden Seiten aufgeschlagen waren und die Augen halb verdeckten. Wir sahen ganz verrückt aus in dieser Vermummung, aber es war ja schließlich nur, um zu gehorchen.

Wir spazierten, spielten und soupierten bis sechs Uhr am Morgen des 25. Mai, als Herr Bretlach sich verabschiedete, und kamen sehr müde ins Bett. Ich schlief ganz fest, als mich um acht Uhr morgens Herrn Tschoglokows Stimme erweckte. Er hatte das Schloß an der Glastür unseres Schlafzimmers aufgebrochen und forderte uns auf, so schnell wie möglich aufzustehen, weil die Fundamente des Hauses nachgäben. Der

[1] Journal der Kammerfuriere 1748: „22. Mai. Ihre Kaiserlichen Hoheiten geruhten aus St. Petersburg nach Gostilitzy zu fahren."

[2] Journal der Kammerfuriere 1748: „19. Mai. Nach der Messe fand die Abschiedsaudienz des Gesandten Seiner Kaiserlichen Römischen Majestät Herrn Bretlach statt."

Großfürſt ſprang mit einem Satze aus dem Bett nach der Tür. Ich fragte erſt Tſchoglokow aus, was das bedeute, denn ich verſtand nichts und wußte nicht, ob Gefahr vorlag oder nicht. Er forderte mich noch einmal auf, ſo raſch wie möglich aufzuſtehen; er werde nicht ohne mich aus dem Hauſe gehen. Ich bat ihn, hinauszugehen, damit ich mich erheben könnte; er tat das und ich kleidete mich ziemlich raſch an. Ich zog meine Strümpfe an, einen Unterrock, einen Rock und ging Frau Kruſe zu wecken, die im anderen Zimmer in tiefem Schlafe lag und an die niemand dachte. Dann wartete ich, bis ſie aufgeſtanden war und etwas umgenommen hatte, ergriff noch einen kleinen Pelz und ſagte: „Vorwärts, jetzt gehen wir!“ Kaum hatte ich dieſe Worte ausgeſprochen und den Fuß über die Schwelle von Frau Kruſes Zimmer geſetzt, als wir ein Geräuſch hörten, als wenn ein Kriegsſchiff vom Stapel gelaſſen wird. Frau Kruſe rief: „Ein Erdbeben!“. Wir wollten uns beeilen, aber kaum hatten wir drei oder vier Schritte getan, als der Fußboden ſich unter unſeren Füßen bewegte wie die Meereswellen bei großem Sturme, ſo daß wir, Frau Kruſe, ich und eine herzugekommene Kammerjungfer, alle drei hart auf den ſchwankenden Fußboden fielen und tüchtige Verletzungen erlitten.

Inzwiſchen trat durch die Tür des Saales gegenüber der Stelle, wo wir an der Erde lagen, ein Sergeant vom Regiment Preobrashenskij namens Lewaſchow ein, der heraufgekommen war, um mich zu retten. Er hielt ſich mit der Hand an der Tür feſt, ſo daß er nicht fallen konnte, weil der Fußboden ein wenig ruhiger wurde. Er kam zu mir und nahm mich auf die Arme; er war nämlich ein großer ſtarker Mann. Zufällig warf ich einen Blick auf die beiden Öfen, die in halber Höhe einen ganz ſpitzen Winkel bildeten. Glücklicherweiſe löſten ſich keine Steine, denn wären ſie zuſammengefallen, ſo wären wir ſicherlich zermalmt oder wenigſtens ſchwer verletzt worden. Ich ſah noch durch ein Fenſter, das auf den Abhang hinausging, daß nach oben zu wenigſtens ein halber Arſchin von der Rutſchbahn zu ſehen war. Am letz-

ten Tag war das Haus noch in gleicher Höhe mit ihr gewesen: das war also ungefähr der Weg, den wir mit dem Hause zurückgelegt hatten, das sich um einen halben Arschin, wenn nicht mehr, gesenkt hatte. Lewaschow wollte mit mir die Treppe heruntersteigen, aber sie fiel vor uns zusammen. Nun stiegen mehrere Bediente, so gut oder schlecht es ging, über die Trümmer und trugen mich fort, indem sie mich von Arm zu Arm über die Trümmer hinreichten, und sie brachten mich schließlich auch ins Freie.

Dort war der Großfürst und Tschoglokow. Letzterer hielt mich für verloren, schien sich allerdings sehr viel mehr wegen der Vorwürfe zu beunruhigen, die man ihm machen würde, weil er mich nicht mit herausgebracht hatte, als von dem Unglück berührt zu sein, das mich betroffen. Seine furchtbar erschreckte Frau befand sich bei ihm, ebenso das halbtote Fräulein Koscheliow. Der Großfürst sprach kein Wort: er besah das Schauspiel, das sich seinen Augen bot, ohne irgendwie merken zu lassen, welchen Eindruck es auf ihn gemacht hatte. Er war sehr bleich und schien noch nicht ganz wach zu sein.

Dem Hause sah man von außen nichts an; kein Holzhaus hätte sauberer von seinem Fundament herabrutschen können, als das unsere. Es war völlig unversehrt, ein kleiner Hügel hatte es im Gleiten aufgehalten und war so vielleicht die Ursache, daß es nicht nach der entgegengesetzten Seite umfiel. Vier Reihen Steine (plita heißen die) waren an einer Seite unter dem Hause zum Vorschein gekommen und lagen zerstreut auf dem Rasen.

Aber schrecklich war das, was man aus dem Hause herauskommen sah. Das erste, was mir auffiel, war eine Frau, die man mit blutüberströmtem Kopfe herausbrachte. Ich wollte hineilen, um zu sehen, wer es sei, aber Tschoglokow hielt mich am Arm zurück. Er meinte, ich könne zermalmt werden, man könne nicht wissen, ob das Haus nicht noch zusammenstürzen werde. Endlich hörte ich, daß es die schwerverwundete Prinzessin

Anna Gagarin war: ihre Naſe war geſpalten und der Schädel an mehreren Stellen durchſchlagen. Sofort wurde nach einem Prieſter geſchickt, der ihr noch hier auf dem Raſen die Abſolution erteilte, dann überließ man ſie den Händen der Chirurgen. Die Zahl der Verwundeten und Getöteten war groß. In den Kellern waren ſechzehn Perſonen umgekommen, die bei der Rutſchbahn beſchäftigt waren, teils Arbeiter, teils Bauern. In der Küche war der Herd auf drei Menſchen gefallen, die daneben lagen: einer wurde getötet, zwei andere ſchwer verwundet; ſie ſtarben bald danach. Das Kammermädchen des Fräuleins Koſcheliow war auch am Kopf verletzt, durch denſelben Ofen, der auf die Prinzeſſin Gagarin geſtürzt war. Außerdem waren alle Öfen im Erdgeſchoß eingeſtürzt, und viele Perſonen hatten dadurch weniger ſchwere Wunden und Verletzungen erlitten.

Das Unglück hätte noch viel größer werden können, hätte es nicht ein ganz wunderbarer Zufall ſo gefügt, daß der Sergeant Lewaſchow, der mich herausholte, aus Oranienbaum gekommen war, wo er bei den Bauten beſchäftigt war. Er ſaß bei der Schildwache, um auf Tſchoglokows Erwachen zu warten, und hörte ein wunderliches Krachen in dem Hauſe, wo alles in tiefſtem Schlummer lag. Er befragte die Schildwache. Der Mann ſagte ihm, dieſes eigenartige Krachen ginge ſchon die ganze Nacht hindurch ſo. Lewaſchow ahnte Böſes; er ging Tſchoglokow zu wecken und teilte ihm ſeine Beſorgnis mit. Tſchoglokow hatte gerade noch die Zeit, ſich zu erheben, als das Haus auch ſchon zu ſchwanken begann.

Als wir noch ſo das traurige Bild beſahen, wurde Tſchoglokow zur Kaiſerin befohlen, die einige hundert Schritte von unſerem Häuschen entfernt in dem Hauſe des Grafen Razumowskij wohnte. Tſchoglokow eilte dorthin und ließ uns mit den Verwundeten auf der Wieſe zurück.

Bald ließ die Kaiſerin auch uns zu ſich rufen. Als ich bei ihr eintrat, glaubte ich das denkbar Beſte zu tun, indem ich Ihre Majeſtät bat, dem Sergeanten Lewaſchow, der mich aus dem

Hauſe getragen hatte, eine Gnade zu gewähren. Aber ſie ſah mich ſchief an und entgegnete kein Wort. Gleich darauf fragte ſie mich, ob ich ſehr erſchrocken wäre. Ich ſagte: „Ja, ſehr.“ Das mißfiel ihr noch mehr, und nur mit Mühe erhielt Frau Tſchoglokow die Erlaubnis, mir zur Ader laſſen zu dürfen. Den ganzen Tag grollte man mir; ich will auf der Stelle ſterben, wenn ich weiß weshalb, es müßte geradezu ſein deshalb, weil ich nicht merkte, daß man das ganze Ereignis als unbedeutende Bagatelle hinſtellen wollte. Aber der Schreck, den alle bekommen hatten, war doch zu groß, als daß man die Sache im erſten Augenblick mit Ruhe hätte anſehen können.

Unſer Wirt, Graf Razumowskij, war verzweifelt; im erſten Moment griff er zur Piſtole und wollte ſich das Leben nehmen. Er weinte mehrmals an dem Tage, und bei Tiſche trank er unter Kanonendonner aus einem großen Glaſe auf den Untergang des Wirtes und das Wohlergehen der kaiſerlichen Familie. Die Kaiſerin brach darauf in Tränen aus, und alle Anweſenden waren erſchüttert. Er leerte ſein Glas, und alles ſprang vom Tiſche auf; es war unmöglich, ihm Beſcheid zu tun oder das Glas zu leeren. Das Unglück hatte eben alle Köpfe verwirrt gemacht.

Die Kaiſerin konnte ihre Bekümmernis über den Zuſtand ihres Günſtlings nicht verbergen. Sie ließ ihn ſcharf beobachten: vor allem fürchtete ſie, er werde ſich betrinken, denn dazu neigte er von Natur, und ſein Rauſch war bösartig: manchmal wurde er unbändig und raſend. Dieſer Menſch, der ſonſt ſo ſanft war, war im Rauſch einer der gewaltſamſten. Man befürchtete, er werde Hand an ſich legen, und ließ ihm im Laufe des Tages zur Ader, worauf er ruhiger wurde.

Am Nachmittag legte ich mich hin, aber das geringſte Geräuſch, das ich hörte, machte mich zittern und ließ mich aus dem Schlaf emporfahren, ſo hatte der Schrecken dieſes Morgens auf meine Sinne gewirkt. Noch mehrere Monate nach dem Unglück befand ich mich in demſelben Zuſtand. Als ich gegen ſechs

Uhr abends aus dem Bett aufstand, bemerkte ich, daß ich eine Menge blauer Flecke an den verschiedensten Körperstellen hatte; unter anderen einen besonders großen in der Vertiefung der rechten Seite, wo es auch schmerzte, von Armen und Beinen gar nicht zu reden, die wie zerschlagen waren.

Frau Kruse und Fräulein Sytin, der Kammerjungfer, die uns beigesprungen und mit uns gefallen war, ging es ebenso. Übrigens habe ich nie ein verdrehteres Mädel kennen gelernt, als die letztgenannte, und ich glaube, mancher sitzt im Narrenhaus, der nicht halb so verrückt ist. Fürst Semion Meschtscherskij heiratete sie kurz darauf. Sie bildete sich ein, mir einen ganz besonderen Dienst damit geleistet zu haben, daß sie damals dazugekommen war, und bat mich um ihre Belohnung, als sie sich verheiratete. Das war ja nun nicht gerade verrückt, es stimmt schließlich; anstatt sich außerhalb des Hauses in Sicherheit zu bringen, wie die anderen, war sie doch zu mir gekommen, und in Anerkennung dessen gab ich ihr eine gute Mitgift. Ihre Hauptverrücktheit bestand darin, daß sie sich einbildete, mir ähnlich zu sein und mich nachahmen zu können, und sie behauptete, alle Welt hielte sie für mich, wenn man sie am Fenster sah oder ihr begegnete. Das war aber nicht gut möglich, denn schon in ihrer Haartracht unterschied sie sich von allen anderen. Sie war immer lächerlich aufgemacht, schminkte sich außerdem und war mager wie ein Skelett, so daß sogar ich, die ich damals alles andere als beleibt war, im Vergleich mit ihr für dick gelten konnte. Übrigens hatten wir im Gesicht gar keine Ähnlichkeit und in der Figur ebensowenig.

Am 26. Mai frühmorgens brachen wir von Gostilitzy auf, um nach der Stadt zurückzukehren. Die Prinzessin Gagarin wurde wegen ihrer Verletzungen, die ziemlich gefährlich waren, sehr vorsichtig transportiert. Ihr Zustand betrübte mich aufrichtig, denn ich hatte sie sehr gern. Ich sah sie unterwegs, und obwohl man ihr das Sprechen wegen ihrer Wunden verboten hatte, fand sie doch Gelegenheit, mir zu erzählen, daß die Kaiserin

mehrere Diener des Grafen Razumowskij wegen des Unglücks mit dem Hause in die Festung hatte bringen lassen.

Als wir wieder in der Stadt waren,[1] hörten wir, man führe das Unglück darauf zurück, daß das Haus im Herbst 1747 auf schon halb gefroreneim Boden gebaut und auch das Fundament zur selben Zeit gelegt worden war. Der Architekt hatte im Vestibül sechs oder acht Pfeiler aufgestellt, um das Haus zu stützen, und ausdrücklich verboten, diese anzurühren, bevor er aus der Ukraine zurückkehrte, wohin er geschickt worden war. Die Pfeiler machten einen schlechten Eindruck und verunzierten das Vestibül. Als der Hof während der großen Fasten nach Gostilitzy kam, war der Gutsverwalter des Grafen Razumowskij (beiläufig gesagt, ein Adliger und Verwandter des Vizekanzlers Grafen Woronzow) so leichtsinnig gewesen, die Pfeiler niederlegen zu lassen. Weil es Winter war und der Erdboden gefroren, hatte das im Augenblick keine Folgen; als aber im Mai die Erde auftaute, traf das Haus jenes von mir erzählte Geschick. Doch ist anzunehmen, daß auch der Architekt nicht frei von Schuld war, denn ich habe gehört, daß er noch zwei hölzerne Pferdeställe gebaut hat, einen in Gostilitzy und einen in der Ukraine, die beide dasselbe Geschick hatten.

Nach dem Sprichwort ist jedes Unglück zu etwas gut. Der Einsturz des Hauses erregte solchen Schrecken, daß man einige Monate später daran ging, alle Schloßgebäude zu untersuchen, die lange nicht ausgebessert waren, unter anderm Peterhof und Oranienbaum; ich werde in der Folge noch Gelegenheit haben, davon zu sprechen.

Im Juni dieses Jahres kam der Chevalier de Sacromoso vom Malteserorden nach Petersburg und wurde mit großen Ehren empfangen. Er fand eine Gelegenheit, mir zu sagen, er habe verschiedene Aufträge von meiner Mutter für mich, die er

[1] Journal der Kammerfuriere 1748: „27. Mai. Ihre Kaiserliche Majestät und Ihre Kaiserlichen Hoheiten geruhten aus Gostilitzy wieder in St. Petersburg einzutreffen."

auf eine kleine Papierrolle geſchrieben habe, welche er mir bei der erſten Cour beim Handkuß zuſtecken werde. Ich ſagte ihm, ich ſtürbe vor Angſt, es könne jemand bemerken, denn ich würde ſehr ſcharf beobachtet. Er antwortete: „Laſſen Sie mich nur machen und fürchten Sie nichts!“ Mein Herz ſtand ſtill, wenn ich an das Billett, das er mir geben wollte, dachte. Endlich kam der fürchterliche Sonntag heran, und ich ſah, wie Chevalier de Sacromoſo, nachdem er dem Großfürſten die Hand geküßt hatte, während er ſeine Verbeugung vor ihm machte, ſeine Hand in die Rocktaſche führte; er brachte eine kleine Papierrolle zum Vorſchein, ſo lang wie zwei Finger breit ſind, und ließ ſie in meine Hand gleiten, als er ſie küßte, — in Gegenwart des Großfürſten, des Ehepaares Tſchoglokow und vieler anderer. Ich muß ſagen, ich verſtehe heute noch nicht, daß man es nicht geſehen hat. Mir klopfte das Herz zum Zerſpringen; ich nahm das Röllchen, und um es nicht fallen zu laſſen, ſteckte ich es in meinen rechten Handſchuh, den ich in der linken Hand hielt. Ich hätte es nicht gewagt, die rechte Hand in meine Taſche zu führen, aus Angſt, es könne jemand bemerken, daß ich etwas hineinſteckte. Sacromoſo ſpielte da ſicherlich ein gewagtes Spiel, ſo unſchuldig die Sache auch war. Man hätte ihn zum wenigſten mit Schimpf und Schande des Landes verwieſen, wenn er auch nur Argwohn erregt hätte, und mich hätte man eingeſperrt und noch ſchärfer bewacht als bisher.

Als ich mich wieder in meinem Zimmer befand, las ich heimlich, was in dem gefährlichen Röllchen geſchrieben ſtand. Es berichtete mir, daß meine Mutter in Todesangſt war, weil ich nicht mehr an ſie ſchrieb, und ſie wollte den Grund davon wiſſen; auch wollte ſie wiſſen, ob ſie nicht Kurland für meinen Bruder haben könne. Dann wünſchte ſie Einzelheiten über mich zu hören.

Ein paar Tage darauf, während des allwöchentlichen Konzerts beim Großfürſten, trat ich an die Muſik heran. Ein Muſiker Gaspari, der Baß ſpielte, ſagte zu mir, ohne ſich umzudrehen: „Herr de Sacromoſo hat mich beauftragt, Ihnen ſeinen Reſpekt

zu vermelden, und bittet Sie, mir beim nächsten Konzert Ihre Antwort zu geben." Ich antwortete: „Sehr gut," und ging fort.

Ich war in großer Verlegenheit, wie ich zu Papier, Federn und Tinte kommen sollte. Denn ich wagte es nicht, mir ein Schreibzeug in meinem Zimmer zu halten, man hätte von mir wissen wollen, wozu ich es brauche. Verdacht wollte ich nicht gern erregen; also was tun? Nun las ich ja immer irgendein Buch, und ziemlich in jedem gebundenen Buch ist wenigstens ein Blatt weißes Papier. Ich riß also ein solches aus meinem Buch heraus. Um zu einer Feder zu kommen, ließ ich mir allerhand silbernen und goldenen Tand bringen, gab vor, es handle sich um kleine Geschenke für meine Leute, – nach denen waren sie immer gierig, daher auch sehr dienstbereit, sie mir zu besorgen – und kaufte eine silberne Feder, eine sogenannte endlose, in denen ein Tintenbehälter angebracht ist. So hatte ich nun alles, außer Tinte. Um mir die zu verschaffen, wandte ich mich ganz offen an meinen Kammerdiener, der meine Feder mit Tinte füllte.

Als ich so alles Notwendige beisammen hatte, ging ich daran, meine Depesche aufzusetzen. Sie war nicht lang, ich schrieb so gedrängt wie möglich, was ich glaubte auf die Fragen meiner Mutter antworten zu können. Ich erzählte ihr, daß es mir verboten sei zu schreiben; Kurland wäre für meinen Bruder nicht zu haben, weil es beschlossene Sache sei, ohne einen Herzog von Kurland auszukommen. Was mich anginge, so sei ich ziemlich zufrieden und glücklich.

Im nächsten Konzert trat ich hinter Gaspari und ließ das Billett in seine Tasche gleiten. Aber Sacromoso schrieb mir auf demselben Wege noch einmal und verlangte einen ausführlicheren Brief für meine Mutter. Ich schrieb also einen solchen und schickte ihm den. Wenige Tage danach reiste er ab.

Am Peterstag hatte ich mich nachmittags in meinem Zimmer auf das Kanapee gelegt und war eingeschlafen. Da trat der Großfürst bei mir ein, und weil es in seinen Augen damals

ein großes Verbrechen war, nachmittags zu ſchlafen oder ſpät aufzuſtehen – er konnte beides nicht ausſtehen –, ſo ſchalt er mich gründlich, und ich brach in Tränen aus. Der einzige mir bekannte Grund, weshalb er es nicht leiden konnte, war, daß damals ſolches der Brauch war, den Trägheit, Müßiggang und Faulheit bei Hofe und in der Geſellſchaft eingeführt hatten. Übrigens, obwohl der Großfürſt ihm nicht folgte, verbrachte er deswegen ſeinen ganzen Tag nicht weniger müßig.

Ich kleidete mich an und ging auf den Ball. Als die Kaiſerin erſchien, trat ſie zu mir und fragte, weshalb meine Augen rot ſeien. Mir waren aber meine Augen gar nicht rot vorgekommen, denn ſonſt wäre ich nicht ausgegangen. Ich verſuchte alſo zu lächeln und verſicherte ihr, das ſei Zufall; aber ſie ſagte in ſehr gütigem Tone, dem könne nicht ſo ſein, und bat mich, ihr zu erzählen, weshalb ich am Nachmittage geweint habe. Als ich ſie wohlunterrichtet ſah, erkannte ich, daß ich ihr ſchon die ganze reine Wahrheit ſagen müſſe. Nur hatte ich die Befürchtung, der Großfürſt könne die Sache ſo auffaſſen, als hätte ich mich über ihn bei ſeiner Frau Tante beklagt. Jedoch die Kaiſerin beruhigte mich über dieſen Punkt, weil ſie meine Verlegenheit wohl ſelbſt richtig auffaßte. Sie kam mir zuvor durch die Aufforderung, ihr zu ſagen, was es gegeben habe, der Großfürſt werde nichts davon erfahren. Ich erzählte ihr alſo das Vorgefallene, worauf ſie den Kopf ſchüttelte und meinte, der Großfürſt ſei eigenſinnig und launiſch. Meine Offenheit gefiel ihr, und während des ganzen Abends behandelte ſie mich beſſer als ſonſt. Irgend jemand aus meiner Umgebung, ich weiß nicht wer, muß ihr ſofort von meinem Streit mit dem Großfürſten berichtet haben, und ſie hatte die Wahrheit darüber herausbringen wollen.

Wir gingen nach Peterhof und von da nach Oranienbaum.[1] Tſchoglokow hatte die Decken und Fußböden des Schloſſes unter-

[1] Journal der Kammerfuriere 1748: „8. Juli. Nachmittags in der 3. Stunde geruhte Ihre Kaiſerliche Majeſtät aus Peterhof nach Tzarskoje Selo zu fahren, und Ihre Kaiſerlichen Hoheiten nach Oranienbaum."

ſuchen laſſen. Es war von dem berühmten Fürſten Menſchikow erbaut und bewohnt worden, und nach deſſen Verbannung hatte es als Marine-Hoſpital gedient, bis es die Kaiſerin dem Großfürſten ſchenkte. Ich glaube ſeit ſeiner Erbauung war das Schloß nie ausgebeſſert worden. Es ſtellte ſich heraus, daß die Balken ſo verfault waren, daß ſie keinen Monat ausgehalten hätten, ohne zuſammenzubrechen.

Wir wohnten alſo in dieſem Sommer in den unteren Flügeln links im Hofe und ſpeiſten in einem Zelt, das in der Mitte des Hofes aufgeſchlagen war.

Ich erhob mich jeden Tag um drei Uhr morgens, um vor der großen Hitze zu jagen, und jeden Nachmittag, wenn es ſchön war, ritt ich auf Jagd. Als ich dieſe Lebensweiſe mehrere Tage und gerade während der größten Hitze durchgeführt hatte, fühlte ich mich ſo elend, daß ich ein hitziges Fieber fürchtete. Ich klagte das meinem Chirurgen Guyon; der wollte wiſſen, wie ich lebte, und ich berichtete ihm darüber. Er meinte, mein Zuſtand käme daher, daß ich nicht genug ſchliefe, ich dürfe nicht ſo früh aufſtehen. Ich folgte ſeinem Rat, und es ging mir beſſer.

Es war eigentlich recht ſonderbar, daß ich, obwohl in der Stadt ſo ſehr ſcharf beobachtet, auf dem Lande die denkbar größte Freiheit genoß. Wenn ich aus dem Hauſe ging, ſo zum Beiſpiel bei dieſen Morgenausflügen, zu denen ich mich bei Tagesgrauen erhob, hatte ich nur einen einzigen Jäger bei mir, und manchmal, aber nicht immer, einen Bedienten. Das hatte ſeinen Grund einzig und allein in der Faulheit meiner Wächter; mit denen konnte man immer fertig werden, wenn ſie nur irgendeine Anſtrengung fürchteten. Spaziergänge namentlich fielen ihnen ſehr ſchwer, und ſie hockten lieber an einer Stelle, beſonders Tſchoglokow, der trotz ſeiner jungen Jahre dick war und ſchwerfällig an Körper und Geiſt. Außerdem war er, ſeit die Liebelei mit Fräulein Koſcheliow angefangen hatte, ſehr viel bei ſich zu Hauſe beſchäftigt. Seine Frau konnte auch nicht laufen, ſie war eigentlich immer ſchwanger und ſtets in Sorge um

ihren bräunlichen Teint. Alle anderen fanden mehr Vergnügen am Schlafen, als an dem Beruf eines Argus. Also lief ich eben allein herum!

Wir kehrten nach Peterhof zurück[1] und man quartierte uns in den oberen Zimmern des Schlosses ein, das Peter der Erste erbaut hatte; es existierte damals noch, aber man hatte auf beiden Seiten mit der Errichtung der gewaltigen Steinhaufen begonnen, die jetzt das kleine Haus erdrücken. Die Tschoglokows, einige Hofdamen und unser übriges Gefolge wohnten unter unseren Gemächern in demselben Gebäude. Nur Frau Kruse als Duenna hauste oben neben meinem Schlafzimmer.

Die Kaiserin bewohnte mit ihrem Gefolge die Räume des neuen und alten Monplaisir; das letztere war eben erst erbaut worden. Wenn es der Großfürst müde war, auf seiner Violine zu kratzen, spielten wir jetzt aus Langeweile nachmittags zu zweien L'hombre. Ich hatte nicht viel Vergnügen daran, weil es für mich nur die Wahl gab, zu verlieren oder gescholten zu werden. Wir spielten hoch, ich spielte besser als er und vorsichtiger. Manchmal mußte ich verlieren, um die Schimpfreden zu vermeiden, die immer folgten, wenn ich gewann.

Eines Nachmittags, als wir uns auf diese Weise die Zeit vertrieben, und als ich schon viel gescholten worden war, ging ich schließlich, um einmal Atem zu holen, aus den Gemächern des Großfürsten in die meinen. Da fand ich Frau Kruse hüpfend und tanzend in freudigster Aufregung. Ich fragte sie nach dem Grunde ihrer großen Fröhlichkeit. Sie nahm meinen Arm, führte mich in ein Zimmer, in dem wir uns allein befanden, und erzählte mir, sie habe bemerkt, daß seit gestern Frau Tschoglokow beständig von und nach Montplaisir unterwegs sei und umgekehrt Leute von drüben immerwährend zu und von den Tschoglokows kämen. Sie war neugierig geworden und ebenfalls hinübergegangen, unter dem Vorwande, ihre Schwester zu be-

[1] Journal der Kammerfuriere 1748: „20. Juli. Ihre Kaiserlichen Hoheiten trafen aus Oranienbaum in Peterhof ein."

ſuchen, welche als erſte Kammerfrau und Favoritin der Kaiſerin neben den Gemächern Ihrer Majeſtät in Montplaiſir wohnte. Dort hatte ſie gehört, man ſpreche von der Entfernung der Tſchoglokows aus unſerer Umgebung. Die Kaiſerin ſei außer ſich vor Zorn gegen Herrn Tſchoglokow; ſie habe erfahren, daß Fräulein Koſcheliow ſchwanger ſei, und zwar von ihm. Sie habe ſeine Frau kommen laſſen und ihr alles geſagt. Die Frau war allerdings wütend auf ihren Mann, den ſie bis dahin wahnſinnig geliebt und der ſie nun doch betrogen hatte; aber als die Kaiſerin ſie vor die Wahl ſtellte, ſich entweder von ihrem Mann zu trennen oder mit ihm den Hof zu verlaſſen, ſoll ſie trotzdem ſo großmütig geweſen ſein, für ihn zu bitten und Himmel und Hölle in Bewegung zu ſetzen, um den Zorn Ihrer Majeſtät zu beſchwichtigen. Mit Rückſicht auf ihre zahlreiche Familie wolle ſie ſich nicht von ihm trennen, und ſie behauptete, die ganze Sache ginge nur ſie allein und ſonſt niemand etwas an. Sie hatte ſogar verſucht, vor der Kaiſerin alles abzuleugnen. Aber am letzten Tage, als die Tſchoglokows mit uns zur Cour in Monplaiſir waren, hatte die Kaiſerin Frau Izmailow, ihre Favoritin, zu Fräulein Koſcheliow geſchickt, die ſich ſeit mehreren Tagen krank gemeldet hatte und deren Rundlichkeit wir alle bemerkten, um ſie zu veranlaſſen, ihren Zuſtand einzugeſtehen. Dieſe habe nach vielen Redensarten und Tränen auch gebeichtet, und darauf habe die Kaiſerin Frau Tſchoglokow wieder rufen laſſen und ihr gehörig den Kopf gewaſchen, daß ſie ſie habe hintergehen wollen; dieſe habe entgegnet, ſie wäre ſelbſt getäuſcht worden, was ja auch ſtimmte. Darauf habe die Kaiſerin ſie eine einfältige Närrin und dumme Gans genannt. Kurz, der Zorn Ihrer Majeſtät gegen die Tſchoglokows ſei ſo groß, daß man bei Hofe für jeden Augenblick mit ihrer Entfernung rechne. Bei den Tſchoglokows ginge natürlich auch alles drunter und drüber; die Frau fühle ſich ſchwer gekränkt und erſpare ihm nichts. Sie war ja von Natur choleriſch und aufgeregt, und wenn ſie einmal anfing, ſo hörte ſie nicht ſobald wieder auf; und man möchte

ſagen, es bereitete ihr das größte Vergnügen, recht viel Unangenehmes zu reden, wenn ſie einmal den Ton angeſchlagen hatte. Herr Tſchoglokow ſollte ſo weit gegangen ſein, einen Kniefall vor ſeiner Gemahlin zu tun; ſie habe erklärt, ſie verzeihe ihm, aber er dürfe nicht erwarten, daß ſie ihn fernerhin ebenſo heiß lieben könne wie bisher. Nur in Rückſicht auf ihre vielen Kinder bliebe ſie bei ihm.[1] Im ganzen benahm ſich Frau Tſchoglokow in der ganzen Angelegenheit klug und feſt und zeigte dabei eine gewiſſe Großmut, deren ſie bis dahin niemand für fähig gehalten hätte.

Fran Kruſe bat mich, um Gottes willen über alles, was ſie mir erzählt hatte, tiefſtes Schweigen zu bewahren. Denn wenn man erführe, daß ſie mir das alles mitgeteilt habe, ſei ſie verloren. Sie bat mich dringend, dem Großfürſten nichts zu ſagen. Jeder wiederholte mir dieſe Bitte bei allen Gelegenheiten, wenn man mir irgend etwas anvertraut hatte. Ich verſprach ihr alles, was ſie verlangte, und bat ſie, mich ja auch das Ende der Geſchichte wiſſen zu laſſen, deren Schlußkataſtrophe, wie wir alle hofften, die Entfernung der Tſchoglokows ſein mußte, die wir beide gleich ſehnlich wünſchten. Den Wunſch teilten wir übrigens mit allen, die mit dieſen bösartigen Menſchen zu tun hatten. Sie verſprach mir, ſo oft zu ihrer Schweſter zu gehen, wie es nur möglich ſei, ohne Verdacht zu erregen, und ſie hielt auch Wort. Ich war entzückt von der Ausſicht, die Tſchoglokows los zu werden.

Weil ich wußte, daß es den Großfürſten auch ſehr freuen würde, ging ich wieder zu ihm und erzählte, ohne jedoch Frau Kruſes Namen zu nennen, ungefähr wie die Dinge lagen, fügte aber hinzu, wenn er das geringſte ausplaudere, ſo würde er dadurch die Entfernung der Tſchoglokows verhindern. Er verſprach mir, vorſichtig zu ſein.

Unſere Lebensweiſe in Peterhof gab mir übrigens ziemliche Sicherheit, daß ſeine erſte freudige Erregung vorübergehen würde, ehe ſich ihm Gelegenheit bieten könnte, etwas auszuplaudern.

[1] Tſchoglokow hinterließ vier Söhne und drei Töchter.

Unterdeſſen bekamen wir den Befehl, nach der Stadt zurückzukehren. Es war auch Zeit, denn unſere Gemächer drohten mit dem Einſturz. Wenn man durch mein Ankleidezimmer ging, ſchwankte der ganze Fußboden, und an deſſen kleinen Erſchütterungen merkten wir, daß die Balken entweder zu dünn waren oder verfault. Weil ich immer noch in Angſt war wegen des Vorfalls in Goſtilitzy und wegen des Zuſtandes der Fußböden und Decken in Oranienbaum, ließ ich Graf Fermor holen, der damals die Gebäude unter ſich hatte, und erzählte ihm von der Sache. Er verſprach mir, alles unterſuchen zu laſſen. Das geſchah, und es ſtellte ſich heraus, daß die Balken in demſelben Zuſtand waren wie in Oranienbaum.

Doch war nicht der ſchlechte Zuſtand des Schloſſes von Peterhof der eigentliche Grund, den Ort zu verlaſſen; das diente nur als Vorwand. Die Abreiſe wurde beſchloſſen, um ohne Lärm und Aufſehen Fräulein Koſcheliow vom Hofe zu entfernen. Die Kaiſerin hatte ihr befohlen, mit ihrer Tante, der Frau Oberhofmarſchall Schepeliow (durch ihren Gemahl auch Tante der Frau Schuwalow,[1] der Favoritin der Kaiſerin), nach der Stadt zurückzukehren.

Frau Schuwalow mißachtete übrigens dieſe Verwandtſchaft, die ganz aus einfältigen Leuten von niedrigſter Herkunft beſtand, denn Frau Schepeliow und ihre Schweſter,[2] Fräulein Koſcheliows Mutter, waren finniſcher Abſtammung. Sie waren nach der Eroberung Finnlands an den Hof gekommen und hatten dort die Wäſche der Kinder Peters des Großen gewaſchen, hatten dann die Zimmer gefegt und waren allmählich bis zu Kammerjungfern aufgeſtiegen. Herr Schepeliow, damals Denſchtſchik Peters des Großen, hatte eine von ihnen geheiratet, und Koſcheliow, Unterſtallmeiſter der Kaiſerin Katharina, die andere. Die Männer machten infolge ihrer langen Dienſte ihr Glück während der Regierung der Kaiſerin, deren Verwandten ſie von Kaiſer Peter

[1] Gräfin Mawra Jegorowna Schuwalow war eine geborene Schepeliow.

[2] Margarete und Darja Glück.

dem Großen beigegeben worden waren. Zu deſſen Lebzeiten wohnten dieſe Verwandten in Tzarskoje Selo, von wo ſie ſich nie entfernten, ſo daß auch niemand ſie kannte. Als der Kaiſer ſtarb, erregte es Verwunderung, daß die Kaiſerin Katharina ein paar Brüder und ein paar Schweſtern hatte, von deren Exiſtenz bis dahin nichts bekannt war.

Sie waren keine Leute, die man in der großen Welt zeigen konnte, denn ſie waren alle Säufer und Dummköpfe, und man merkte ihnen in jeder Hinſicht ihre niedrige Herkunft an.[1]

Man wird mir dieſe kleinen Abſchweifungen verzeihen, ich werde ſolche vielleicht noch oft machen, wenn ſie irgendeine intereſſante Anekdote beitragen oder meine Erinnerung mich gerade auf dergleichen bringt.

Auf dem Wege von Peterhof nach Petersburg trafen wir auf unſere Reitpferde; der Großfürſt und ich ſtiegen zu Pferde, Herr und Frau Tſchoglokow blieben im Wagen. Sie waren nicht gerade in der beſten Stimmung. Aber ſo fühlten wir uns mit den Kavalieren, die uns begleiteten, zwangloſer, und unterwegs ſprachen alle ganz offen über Fräulein Koſcheliows Abenteuer und die kritiſche Lage der Tſchoglokows. Peter Saltykow und ſein Bruder Sergej waren dabei. Sie ſprachen wie die anderen, aber niemand, ſeinen Bruder nicht ausgenommen, wußte, daß Peter Saltykow, der, obwohl Kammerherr, von dem ganzen Hofe ſeiner Dummheit wegen aufgezogen wurde, alles, was er hörte, den Tſchoglokows wiedererzählte. In der Stadt angelangt, hatte er auch nichts Eiligeres zu tun, als ſeinen Bericht über unſere Unterhaltung unterwegs abzuſtatten. Frau Tſchoglokow kanzelte nun am nächſten Tage jedermann wegen dieſer Redereien ab. Jetzt

[1] Kaiſerin Katharina I., eigentlich Martha, die Tochter eines litauiſchen Bauern Samuel, gen. Skawronskij, hatte drei Brüder und zwei Schweſtern. Zwei Brüder, Karl und Fiodor, wurden 1724 zu Grafen Skawronskij erhoben. Ihre Schweſter Chriſtina heiratete den litauiſchen Bauern Simon Heinrich, aus dem der Graf Hendrikow wurde. Karls Tochter iſt die Gräfin Anna Woronzow, Chriſtinas Tochter iſt Frau Tſchoglokow, beide ſind alſo Nichten der Kaiſerin Katharina I.

zweifelte niemand daran, daß Peter Saltykow der Verräter war, und sein Bruder kanzelte ihn nun ab; auch von seinen Eltern geschah ihm dasselbe. Er ging wieder zu den Tschoglokows und erzählte alles, und ich glaube das und die Bemühungen ihres Protektors, des Grafen Bestushew, für sie zur Hebung ihrer gesunkenen Aktien haben die Kaiserin veranlaßt, sie in ihrer Stellung zu belassen. Die ganze Sache geriet allmählich in Vergessenheit, trotz des Aufsehens, das sie damals erregt hatte.

Als erste mußte Frau Kruse es empfinden, daß der Einfluß der Tschoglokows doch nicht so gesunken war, wie man glaubte. Ihre häufigen Gänge in Peterhof von dem oberen Palais nach Monplaisir, während der Aufregung damals, waren Frau Tschoglokow nicht entgangen. Außerdem standen sie sich gar nicht recht miteinander, und es hatte schon mehr als einen Auftritt zwischen den beiden gegeben. Frau Kruse wollte mir eines Tages zeigen, wie man holländische Leinwand schneidet, um Hemden zu machen. Frau Tschoglokow kam dazu, fand das ungehörig und teilte ihr am nächsten Tage im Namen der Kaiserin mit, sie habe den Hof zu verlassen. Sie zog sich zu ihrem Schwiegersohn, dem Hofmarschall Sievers, zurück. Ich bedauerte ihre Entfernung, denn ihr Verhalten mir gegenüber hatte sich sehr gebessert. Der Großfürst vermißte sie noch viel mehr; die Spielsachen, die sie ihm immer verschaffte, hatten sie ihm sehr wert gemacht.

Einige Tage darauf brachte Frau Tschoglokow im Namen der Kaiserin Frau Wladyslaw, auch Praskowja Nikititschna genannt, zu mir. Sie war die Schwiegermutter des ersten Sekretärs des Grafen Bestushew und diesem völlig ergeben. Sie war aber eine Frau von Geist, mit guten Manieren, und verstand es, die Menschen für sich einzunehmen. Diese Frau gefiel mir gleich von vornherein. Von irgend jemand, ich weiß nicht mehr von wem, hatte ich den Rat bekommen, sehr vorsichtig mit ihr zu sein, weil sie für eben so falsch wie einnehmend und unterhaltend galt. Ich ließ mir das gesagt sein; ich beobachtete sie und behandelte sie mit Vorsicht. Vom ersten Tage an unterließ sie nichts, um sich gut mit

mir zu ſtellen. Beim Großfürſten wollte ſie es ebenſo machen, aber der hatte eine große Voreingenommenheit gegen ſie. Ihr größter Fehler war für ihn, daß ſie Ruſſin war, und der zweite, daß ſie Frau Kruſe erſetzte, die aus Holſtein ſtammte.

Er beſaß eine leidenſchaftliche Liebe für den Erdenwinkel, wo er geboren war. Beſtändig beſchäftigte er ſich damit. Im Alter von zwölf oder dreizehn Jahren hatte er ſein Geburtsland verlaſſen; ſeine Phantaſie erhitzte ſich, wenn er davon ſprach, und weil niemand von ſeiner Umgebung, bei mir angefangen, in dieſem nach ſeinen Reden ſo wunderbaren Lande geweſen war, erzählte er uns täglich darüber Geſchichten, bei denen man einſchlafen konnte, die wir aber glauben ſollten; er ärgerte ſich, wenn er ſah, daß ihm nicht geglaubt wurde.[1]

Die Verkettung menſchlicher Laſter und Tugenden iſt eines der denkbar eigenartigſten Dinge. Wer hätte ahnen ſollen, daß die Liebe für dieſen Erdenwinkel den Großfürſten allmählich zu einem der größten Lügner machen ſollte, den es vielleicht je auf Erden gegeben hat? Ich habe das mit meinen Augen unmerklich kommen ſehen, nicht ohne nachhaltig, mit aller Kraft gegen eine ſolche ſchändliche und ſchädliche Neigung angekämpft zu haben, dafür rufe ich Gott und alle, die etwa davon wiſſen können, zu Zeugen an. Aber nichts konnte ihn zurückhalten; im Gegenteil, je älter er wurde, deſto mehr ärgerte und erzürnte ihn der Widerſpruch und machte ihn nur hartnäckiger, und ſchließlich ging ſeine Verblendung ſo weit, daß er ſelbſt feſt überzeugt war, die Lügen, die er erfand und verbreitete, wären unumſtößliche Wahrheiten. Außerdem half ihm beim Lügen ſein ganz vorzügliches Gedächtnis. Was er einmal erzählt hatte, erzählte er ſpäter wieder mit denſelben Begleitumſtänden, die

[1] Stählins Memoiren: „Er erzählte oft, er habe einmal als Leutnant mit einer Abteilung Holſteiner eine däniſche Abteilung zerſprengt und in die Flucht geſchlagen. Man nahm allgemein an, daß er ſolche allzu unwahrſcheinlichen Geſchichten nur zum Scherze vorbrachte. Aber weil er ſie ſehr oft erzählte, namentlich Ausländern, ſo glaubte er ſie ſchließlich ſelbſt und hielt ſie nicht mehr für Scherz."

er das erstemal vorgebracht hatte, mit dem Unterschied höchstens, daß er bei Wiederholungen seine Erzählungen noch durch neue, vorher nicht gegebene Einzelheiten vermehrte und ausschmückte.

Eine der Tatsachen, die mit am meisten dazu beitrugen, Frau Wladyslaw in seinen Augen herabzusetzen, war ihre Frömmigkeit, – ein Punkt, den er nie verzieh. Auch hatte sie in ihrem Zimmer ein Lämpchen vor ihren Heiligenbildern, was er nicht leiden konnte, obwohl das dem Gebrauche unseres Ritus entspricht, für den aber Seine Kaiserliche Hoheit keinerlei Sympathien hatte. Im Gegenteil, er bildete sich ein, er hielte an der lutherischen Religion fest, in der er erzogen war. Aber im Grunde genommen hielt er sich an gar nichts, und er hatte keine Vorstellung von den Dogmen oder der Morallehre der christlichen Religion. Ich habe nie einen in Wirklichkeit vollkommner atheistischen Menschen gesehen, als ihn, der sich trotzdem oft vor dem Teufel und vor dem lieben Gott fürchtete und noch häufiger alle beide verachtete, je nach der Gelegenheit oder seiner augenblicklichen Laune.

Am St. Alexandertage ließ ich es mir einfallen, ein weißes Kleid anzuziehen, das auf allen Nähten mit breiten spanischen Goldspitzen besetzt war. Ich erschien mit diesem Kleid bei der Cour, ohne zu ahnen, welche Folgen das haben sollte. Als ich wieder in meinem Zimmer war, ließ mir die Kaiserin durch Frau Tschoglokow sagen, ich solle mein Kleid ablegen, es gehöre sich für mich nicht, an diesem Tage ein Kleid zu tragen, das dem Ordensgewande ähnlich sei. Ich ließ mich bei der Kaiserin entschuldigen und sagte zu Frau Tschoglokow, ich sei niemals auf den Gedanken gekommen, daß mein Kleid dem Gewande der Ritter ähnlich sei. Frau Tschoglokow gab mir recht und riet mir zum Nachmittag ein anderes anzuziehen, was ich auch tat. In der Tat hatte mein Kleid mit Ausnahme der weißen Farbe nichts mit dem Ordensgewand gemeinsam, das auch weiß ist, mit Silberlitzen garniert, mit Futter, Jacke und Aufschlag in Feuerrot. Ich trug das Band des St. Katharinen-Ordens. Vielleicht hatte

die Kaiſerin mein Kleid ſchöner gefunden als das ihre, und das war der wahre Grund, weshalb ſie mir befahl, es auszuziehen. Meine teure Tante neigte ſehr zu derartigen kleinen Eiferſüchteleien nicht nur mir, ſondern ebenſo auch allen anderen Damen gegenüber. Namentlich auf diejenigen, die jünger waren als ſie, hatte ſie es beſtändig abgeſehen. Sie trieb dieſe Eiferſucht ſo weit, daß es vorgekommen iſt, daß ſie vor verſammeltem Hofe eines Tages Frau Naryſchkin, die Gemahlin des Oberjägermeiſters, die wegen ihrer Schönheit, ihrer prächtigen Figur, ihres vornehmen Auftretens und des auserleſenen Geſchmackes, mit dem ſie ſich kleidete, ihre Anfechtung geworden war, zu ſich herantief und ihr in Gegenwart der ganzen Geſellſchaft mit der Schere einen reizenden Bandſchmuck vom Kopfe ſchnitt, den ſie an dem Tage trug. Ein andermal ſchnitt ſie ſelbſt zweien ihrer Hofdamen die Hälfte ihrer vorn gebrannten Haare ab, unter dem Vorwand, ſie liebe dieſe Friſur nicht. Es handelte ſich um die junge Gräfin Jeſtmowskij, die ſpäter Graf Iwan Tſchernyſchow heiratete, und Prinzeſſin Repnin, ſpäter die Gemahlin des Herrn Naryſchkin. Die jungen Damen behaupteten, Ihre Majeſtät habe ihnen auch ein wenig Haut mit den Haaren abgeſchnitten.

Im Herbſt dieſes Jahres, als wir wieder im Winterpalais waren, kam aus Frankreich eine Madame Launoy, die zur Umgebung der Kaiſerin und ihrer Schweſter, der Prinzeſſin Anna, gehört hatte. Sie war dieſer nach Holſtein gefolgt und von da in ihr Vaterland zurückgekehrt. In den erſten Tagen ſchien die Kaiſerin ſich ſehr viel mit dieſer Frau abzugeben, und die glaubte auch tatſächlich auf dem beſten Wege zu ſein, die Favoritin der Kaiſerin zu werden. Ihre Majeſtät zeigte ſie aller Welt, zeichnete ſie ſichtlich aus und widmete ſich ihr ſehr viel.

An den Abenden verſammelte die Kaiſerin den ganzen Hof in ihren inneren Gemächern, und dort wurde hoch geſpielt. Als ich einmal[1] die Gemächer Ihrer Majeſtät betrat, näherte ich

[1] Wahrſcheinlich am Mittwoch, den 9. November 1748.

mich dem Grafen Leſtocq und richtete das Wort an ihn, aber er ſagte: „Kommen Sie mir nicht nahe!“ Ich hielt das für einen Scherz von ihm; er ſagte oft zu mir: „Charlotte, halten Sie ſich gerade!“ und ſpielte damit auf die Art an, wie man mich behandelte. Ich wollte ihm mit dieſer Redensart antworten, aber er ſagte: „Ich ſcherze nicht, gehen Sie fort von mir!“ Das war mir doch ſchmerzlich, und ich ſagte: „Alſo Sie fliehen mich auch?“ Er entgegnete: „Ich ſage Ihnen, Sie ſollen mich in Ruhe laſſen!“ Ich verließ ihn, ein wenig beunruhigt durch ſeine Mienen und Worte. Zwei Tage ſpäter ſagte mein Kammerdiener beim Friſieren: „Geſtern iſt Graf Leſtocq verhaftet worden, und es heißt, er iſt in die Feſtung gebracht worden.“[1] Der bloße Name dieſes Ortes flößte damals allgemein Schrecken ein! Er bat mich, nicht merken zu laſſen, daß ich dieſe Neuigkeit wußte. Ich hielt ihm Wort, war aber ſehr betrübt über die Sache, denn Graf Leſtocq hatte mir bis dahin immer Freundſchaft und Vertrauen erwieſen. Ich kannte Graf Beſtuſhews Feindſchaft gegen ihn und betrachtete dieſen als den Urgrund aller Unannehmlichkeiten, die man mir machte, wußte auch wohl, daß er die wenig freundliche Stimmung der Kaiſerin gegen mich ſchürte.

Ich ging zur Kirche, und unterwegs traf ich den Vizekanzler Woronzow, der damals ein intimer Freund Leſtocqs und erbitterter Gegner des Grafen Beſtuſhew war; auch ſein Einfluß hatte darunter gelitten und war ſehr geſunken. Als ich ihm die Hand zum Kuſſe reichte, ſagte ich vorſichtig: „Was wird daraus werden?“ Er zuckte die Achſeln und ſchüttelte den Kopf, ohne mir etwas zu erwidern. Abends bei der Cour erfuhr ich, Graf Beſtuſhew, General Stephan Apraxin und Graf Alexander Schuwalow ſeien zu Kommiſſaren ernannt, um Leſtocq zu verhören. Die Sache dauerte bis zu unſerer Abreiſe nach

[1] Am 13. November 1748 wurde ein Ukas erlaſſen: „Graf Leſtocq iſt wegen vieler und wichtiger Verdachtsgründe zu verhaften und mit ſeiner Frau in ſeinem Hauſe getrennt zu bewachen.“ In die Feſtung wurde er erſt am 17. November gebracht.

Moskau, die auf Mitte Dezember angesetzt war, und nichts davon sickerte durch. Ein paar Tage vor unserer Abreise hörten wir, die Kaiserin habe das Haus des Grafen Lestocq dem General Apraxin geschenkt, und daraus schloß man, die Sache müsse beendet sein. Man flüsterte sich sogar ins Ohr, daß trotz aller Untersuchungen nichts gegen ihn zutage gefördert sei. Trotzdem wurde er verbannt und alle seine Güter konfisziert.[1] Die Kaiserin war nicht stark genug, einem Unschuldigen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sie hätte seinen Groll gefürchtet, und deshalb kam während ihrer Regierung niemand, ob schuldig oder unschuldig, aus der Festung wieder heraus, ohne nicht wenigstens verbannt zu werden.

Im Anfang dieses Winters grub mein Kammerdiener Jewreinow wieder seinen alten Freund Andrej Tschernyschow aus. Der war mit den Pagen des Großfürsten, von denen ich bei Beginn des Jahres 1747 gesprochen habe, im sogenannten Smolnyj Dwor, einer alten Baracke Ihrer Majestät aus der Zeit, da sie noch Prinzessin war, festgesetzt worden. Ich sage Baracke, weil es ein kleines elendes Holzhaus war, an der Stelle, wo jetzt das Fräuleinstift steht. Ich hatte ein kunisches Mädchen,[2] das mein Zimmer fegte und das Bett machte. Dieses Mädchen war verlobt mit einem Verwandten von Jewreinow, und um ihn heiraten zu können, hatte sie unsere Religion angenommen und den Namen Katharina Petrowna erhalten; ich war ihre Patin gewesen. Ihre Schwester diente in gleicher Stellung bei der Kaiserin.

Der Bräutigam wohnte im Hause des Grafen Bruce gegenüber dem Palais. Am St. Andreastage machte Tschernyschow seine

---

[1] Am 24. November 1748 wurde Lestocqs Vermögen konfisziert, nachdem er am 23. gefoltert worden war. Das Urteil erging am 29. November („schonungslose Bestrafung mit der Knute, lebenslängliche Verbannung nach Ochotsk in Sibirien, Konfiskation aller beweglichen und unbeweglichen Habe"); Lestocq blieb aber bis 1753 in der Festung von St. Petersburg und wurde dann nach Welikij Ustiug (Gouv. Wologda) verbannt. — [2] Katharina Petrowna Wojnow.

Wachen und Gefährten betrunken, nahm einen Izwoſchtſchik und fuhr zu dem Zukünftigen der Katharina Petrowna; die drei hatten die Sache einige Tage vorher verabredet. Das Mädchen ging dorthin und brachte mir von ihm einen langen Brief, in dem er mir ſeine Abenteuer während zweier Jahre erzählte. Sie konnte nur frei mit mir ſprechen, wenn ich auf meinem Nachtſtuhl ſaß. Ich ſteckte dann den Brief zwiſchen Strumpfband und Bein, und als man mir die Strümpfe ausziehen wollte, ſteckte ich ihn einen Augenblick vorher in meinen Ärmel; ich wagte ihn nicht in einer Taſche zu laſſen, aus Furcht, man könne ſie durchſuchen. Ich las den Brief, als alles ſchlief, antwortete ihm und ſchickte ihm Geld und andere Kleinigkeiten, die er vielleicht nötig haben konnte. Er ſchrieb mir noch mehrere Male, und ich antwortete ihm auf demſelben Wege. Das ging alles ohne Wiſſen von Timofej Jewreinow vor ſich, der uns wohl ſehr geſcholten hätte, wenn er es gewußt hätte. Aber ihre Handlungsweiſe ließ mich die Katharina Petrowna ſehr ſchätzen. Wir waren aber ſorgfältigſt bemüht zu verbergen, was wir wußten.

Das Mädchen war heiter und lebhaft, und weil Frau Wladyslaw weniger zänkiſch war als Frau Kruſe, atmeten meine Leute auch wenigſtens ein ganz klein wenig freier. Das Mädchen hatte einen natürlichen Hang zu allerlei Affereien; unter anderem verſtand ſie großartig Frau Tſchoglokows Gang, wenn dieſe ſchwanger war, nachzumachen. Sie band ſich zu dieſem Zwecke vorn ein großes Kiſſen unter ihren Rock und brachte uns zum Lachen, wenn ſie ſo durch das Zimmer watſchelte.

Alles ging gut bis zum Schluſſe des Jahres, als wir nach Moskau abreiſten. Ich ſpare mir dieſe Reiſe für den dritten Teil auf.

Drittes Stück

Wir reiſten Mitte Dezember[1] bei tüchtigem Tauwetter und auf ſehr ſchlechten Wegen von Petersburg ab. Am 18. Dezember, dem Geburtstage Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät, waren wir in Twer, hörten da die Meſſe und reiſten dann weiter. Die Kaiſerin fuhr uns jetzt vorauf, obwohl ſie nach uns abgereiſt war. Die Monarchin pflegte ſehr ſchnell zu reiſen, und meiſt blieb das ganze Gefolge zurück. Unterwegs hörte ich von dem Kammerherrn Fürſt Alexander Trubetzkoj, der in meinem Schlitten Platz genommen hatte, Graf Leſtocq habe in der Feſtung verſucht, ſich durch Hunger das Leben zu nehmen und deshalb elf Tage nichts gegeſſen.[2] Dann habe ihm aber die Kaiſerin befohlen, Nahrung zu ſich zu nehmen, und ihm gedroht, wenn er nicht gehorche, werde ſie ſchon Mittel finden, ihn zu zwingen. Dem Fürſten Trubetzkoj und mir ſchien dieſe Behandlung ſehr grauſam, namentlich einem Manne gegenüber, dem die Kaiſerin doch ſehr verpflichtet war. Fürſt Trubetzkoj wußte das durch ſeinen Bruder, den Fürſten Nikita Jurjewitſch, der General-Prokuror war und ſehr wohl die Wahrheit wiſſen konnte.

Als wir eben in Moskau angelangt waren, erzählte mir die Prinzeſſin Gagarin im Vertrauen, ihr Schwager, mein Kammerherr Fürſt Alexander Golitzyn, habe den Befehl erhalten, als Geſandter beim niederſächſiſchen Kreis nach Hamburg zu gehen. Das bedeutete eine Art Verbannung: Graf Beſtuſhew war ihm nicht gewogen und hatte ihn der Kaiſerin als Mitſchuldigen des Grafen Leſtocq hingeſtellt.

In Moskau bewohnten der Großfürſt und ich die Gemächer, die ich im Jahre 1744 mit meiner Mutter innegehabt hatte. Wir beide hätten nicht unbehaglicher untergebracht ſein können.

[1] Journal der Kammerfuriere 1748: „In der Nacht vom 15. auf den 16. Dezember in der 1. Stunde geruhte Ihre Kaiſerliche Majeſtät den Winterpalaſt zu verlaſſen und auf der Straße nach Moskau von St. Petersburg abzureiſen."

[2] Vom 17. bis zum 28. November verweigerte Leſtocq die Aufnahme von Nahrung

Unſere Wohnung beſtand aus einer doppelten Flucht von Gemächern, rechts hatte ich meine Zimmer und links lagen die des Großfürſten: wir konnten uns alſo nicht bewegen, ohne einander zu ſtören.

Der Großfürſt kannte damals nur zwei Beſchäftigungen: einmal, auf ſeiner Violine zu kratzen, und dann Hunde, ſogenannte Charlots, für die Jagd abzurichten. So mußte ich mir von ſieben Uhr morgens bis ſehr ſpät in die Nacht meine Ohren entweder von den Mißtönen, die er mit gewaltiger Energie ſeiner Geige entlockte, zerreißen laſſen, oder von dem Gebell und dem entſetzlichen Geheul der fünf oder ſechs Hunde, die er den übrigen Teil des Tages hindurch grauſam verprügelte. Ich muß ſagen, ich war außer mir und litt ſchrecklich unter beiden Sorten von Muſik, die von früh an bis ſpät in die Nacht mein Trommelfell peinigten. Höchſtens die Hunde ausgenommen, war niemand ſo unglücklich wie ich. Doch las ich etwas: ich hatte damals die ‚Geſchichte Deutſchlands' vom Pater Barre, Kanonikus von St. Geneviève, vorgenommen, neun Bände Quart.[1] Im Laufe des Winters und eines Teils des Frühlings las ich ſie alle neun durch.

Gleich nach unſerer Ankunft in Moskau trat ſo ſtarker Froſt ein, wie ich ihn kaum je wieder erlebt habe. Eines Sonntags erließ uns ſogar die Kaiſerin den Beſuch der Meſſe wegen der Kälte. Um in die große Kapelle zu kommen, mußten wir im Wagen um das Schloß herumfahren. Die Kaiſerin hatte die Gewohnheit, beſtändig die innere Einrichtung des ganzen Schloſſes umzuändern. Sie verließ niemals ihre Gemächer zu einer Spazierfahrt oder um in das Schauſpiel zu gehen, ohne daß inzwiſchen etwas geändert wurde, und ſei es auch nur, daß man ihr Bett von einer Stelle des Zimmers nach einer anderen oder in ein anderes Zimmer brachte (denn ſie ſchlief ſelten zwei Tage hinter-

[1] Histoire générale d'Allemagne par le p. Jos. Barre, chanoine régulier de Sainte-Geneviève et chancelier de l'université de Paris. Paris 1748, 11 vol. (10 tom.).

einander an derſelben Stelle), oder eine Zwiſchenwand wurde durch eine neue erſetzt. Sogar die Türen waren beſtändig an anderen Stellen. Sie hatte es diesmal für angebracht gehalten, die gewöhnliche Kapelle in Zimmer zu verwandeln und mehrere Perſonen ihres Gefolges in den Vorzimmern unterzubringen, die vorher die Verbindung zwiſchen unſern Gemächern und den ihrigen bildeten.

Ich mußte während der erſten Tage unſeres Aufenthaltes in Moskau das Zimmer hüten, weil meine Stirn voller Pickel war und ich einen ſehr ſchlechten Teint hatte. Ich mußte ſogar Boerhaave rufen, der mit Hilfe von Talköl mein Geſicht wieder in Ordnung brachte.

Während ich ſo zu Anfang des Jahres 1749 das Zimmer hütete, hörte ich teils von meinem Kammerdiener Jewreinow, teils durch Frau Wladyslaw, die das aber voreinander verbargen, daß die Kaiſerin an einer Verſtopfungskolik ſchwer erkrankt ſei. Die Tſchoglokows ſagten uns kein Wort darüber, und wir wagten es nicht, uns nach dem Befinden der Kaiſerin zu erkundigen. Das wäre ein Verbrechen geweſen: man hätte uns gefragt, von wem wir wüßten, daß ſie krank ſei, und das hätte wieder Unglück über den gebracht, oder wenigſtens ſeine Entfernung zur Folge gehabt, von dem wir es erfahren hätten. Ich erzählte dem Großfürſten genau, was mir meine Leute berichteten. Wir beſchloſſen beide, ſo lange darüber zu ſchweigen, bis die Tſchoglokows davon ſprechen würden, aber die redeten kein Wort mit uns davon.

Wir erfuhren, daß eines Tages, als es der Kaiſerin ſehr ſchlecht ging, Graf Beſtuſhew und General Apraxin in der Wohnung der Tſchoglokows die Nacht zugebracht oder geſchlafen hatten. Der Großfürſt und ich beunruhigten uns einigermaßen über die Krankheit der Kaiſerin, die man uns verheimlichte; die Tſchoglokows ſahen uns kaum über die Schulter an. Ohne Erlaubnis wagten wir nicht unſere Zimmer zu verlaſſen. Wir hörten, daß Graf Beſtuſhew, General Apraxin und noch andere, auf deren Ergebenheit wir kaum zählten, beſtändig bei verſchloſſenen Türen

höchſt geheimnisvolle Beratungen abhielten, und wußten nicht, was wir daraus machen ſollten. Namentlich der Großfürſt, furchtſam wie er war, wußte ſchon nicht mehr, welchem Heiligen er ſich anbefehlen ſollte. Ich ſprach ihm Mut zu und bat ihn, heiter und ruhig zu bleiben. Ich würde verſuchen, mich durch meine Leute ſo gut wie möglich über den Geſundheitszuſtand der Kaiſerin auf dem laufenden halten zu laſſen, und wenn ſie der Krankheit erliegen ſollte, würde ich ihm die Türen öffnen, damit er ſeine Zimmer verlaſſen könnte, in denen er jetzt ſozuſagen eingeſchloſſen war. Wenn kein anderer Weg bleiben ſollte, dann lägen ja die Fenſter unſerer Gemächer im Erdgeſchoß ſo tief, daß man im Notfall auf die Straße ſpringen könnte. Ich ſagte ihm auch, Graf Zachar Tſchernyſchow, auf den ich glaubte rechnen zu können, habe ſein Regiment in der Stadt, und mehrere Korporale von der Leibkompagnie, die ich ihm bei Namen nannte, würden ihn nicht im Stiche laſſen. Das alles beruhigte ihn ſo weit, daß er ſich wieder in ſeinem Winkel mit der Violine und den Hunden beſchäftigen konnte.

Nach mehreren Tagen ernſter Gefahr, während welcher in allen Zimmern des Schloſſes vielerlei geflüſtert wurde, ging es der Kaiſerin beſſer, und alles kam wieder in das alte Gleis. Ich wurde zwei- oder dreimal täglich ziemlich genau von meinem Kammerdiener und von Frau Wladyslaw informiert. Dieſe hatte eine große Zahl der verſchiedenſten Beziehungen mit den Leuten der Kaiſerin, in deren nächſter Umgebung ſie Verwandte, Bekannte und Freunde beſaß. Außerdem ſtanden die Geiſtlichen und Kirchenſänger des Hofes in naher Verbindung mit ihr und erzählten ihr bei den drei Gottesdienſten, denen ſie faſt täglich regelmäßig beiwohnte, alles was ſie in Erfahrung bringen konnten, und ſie berichtete es wieder mir mit der größten Genauigkeit.

Während ihrer Rekonvaleszenz, gegen Ende des Karnevals, befahl die Kaiſerin die Hochzeiten zweier ihrer Hofdamen zu feiern, die ſchon lange verlobt waren, und zwar die des Fräulein Skworzow mit dem Gardeoffizier Neronow, und die der Prin-

zeſſin Repnin mit Herrn Naryſchkin. Die beiden Hochzeiten fanden an einem Tage ſtatt; beim Feſtmahl ſaß ich zur Rechten der einen Braut, und zu meiner Rechten ſaß zufällig Frau Schuwalow, die Favoritin der Kaiſerin. Wie es ſo kam, weil ſie geſprächig und ſehr luſtig war und immer ein Scherzwort bereit hatte, erkühnte ich mich, ſie nach dem Geſundheitszuſtand Ihrer Majeſtät zu fragen. Sie antwortete mir, es ginge beſſer, und gerade an dieſem Tage habe Ihre Majeſtät zum erſtenmal im Bett aufrecht geſeſſen. Ich erzählte ihr von der großen Unruhe, in die mich dieſe Krankheit verſetzt hätte; ſie nahm das ſehr gut auf, und weil ſie eben geſchwätzig war, berichtete ſie dieſe Unterhaltung der Kaiſerin. Am nächſten Tage ſaßen wir an derſelben Tafel auf denſelben Plätzen. Sie ſagte mir, ſie habe von unſerer geſtrigen Unterhaltung mit Ihrer Majeſtät geſprochen, die das durchaus nicht mit Mißfallen gehört habe; mit ihrer Geneſung gehe es immer beſſer, ſie ſei nur noch ſehr ſchwach.

Am nächſten Tage erſchien Frau Tſchoglokow wutſchnaubend in meinem Zimmer, und weil ich mit dem Großfürſten im Nebenzimmer bei Frau Wladyslaw war, kam ſie mit einem Satz hereingeſchoſſen, wandte ſich an mich und ſagte, Ihre Majeſtät ſei außer ſich, daß ich mich während der ganzen Krankheit, die zwei Wochen gedauert habe und ſehr ernſt geweſen ſei, nicht ein einziges Mal hätte nach ihr erkundigen laſſen, daß ich erſt von ihrer Krankheit zu Frau Schuwalow geſprochen hätte, als es ihr ſchon beſſer ging. Solches Betragen von ſeiten des Großfürſten wie von mir, uns nicht nach dem Geſundheitszuſtand der Kaiſerin zu erkundigen, ſei unverzeihlich. Ich entgegnete Frau Tſchoglokow, weder ſie noch ihr Mann hätten ja auch nur ein Wort von der Krankheit der Kaiſerin verlauten laſſen. Sie erwiderte: „Aber Sie haben doch mit Frau Schuwalow davon geſprochen!“ Ich ſagte ihr, die habe den Anlaß dazu gegeben, und das war ja auch wahr. Frau Tſchoglokow ging ſchließlich, nachdem ſie noch geſcholten und allerlei Dinge geredet hatte, von denen eins immer unangenehmer war als das andere.

Als ſie fort war, fing nun der Großfürſt an mich zu ſchelten, weil ich mit Frau Schuwalow über die Krankheit der Kaiſerin geſprochen hätte, denn ohne das würde man angenommen haben, wir wüßten nichts davon. Er ging auch fort und ſchmollte den ganzen Tag mit mir, wozu er übrigens ſchon von Natur neigte; er tat das der geringſten Kleinigkeiten wegen.

Als ich mit Frau Wladyslaw, die klüger war, als die ganze Geſellſchaft, allein blieb, brach ich in Tränen aus und ſagte zu ihr: „Stellen Sie ſich vor, ob es möglich iſt, dieſen Leuten etwas recht zu machen! Erſtens, wenn ich rundweg Tſchoglokow oder ſeine Frau beauftragt hätte, ſich nach dem Befinden der Kaiſerin zu erkundigen, ſo wäre ſicher ihre erſte Frage geweſen, woher ich weiß, daß die Kaiſerin krank iſt, wer mir das geſagt hat? Sollte ich Sie oder jemand anders nennen? Es wäre doch das ſicherſte Mittel, um die von mir genannte Perſon ins Unglück zu ſtürzen! Weder Tſchoglokow noch ſeine Frau haben mir bisher ein Sterbenswörtchen von dieſer Krankheit geſagt, es war jetzt das erſtemal, daß Frau Tſchoglokow davon ſprach! Zweitens, wie ſoll man ſich vorſtellen, daß es die Kaiſerin unrecht findet, wenn ich Frau Schuwalow mein Intereſſe für ihren Zuſtand zeige, und daß ſie mich gerade unter dieſem Vorwand ſchilt?“

Frau Wladyslaw war viel zu verſtändig, um meine Anſchauung nicht völlig begründet zu finden, und ſagte: „Die Kaiſerin muß erfahren, daß die Tſchoglokows nie mit Ihnen über ihr Befinden geſprochen haben; es war ihre Pflicht, Sie hiervon zu unterrichten. Die Kaiſerin wird dann verſtehen, in welcher Verlegenheit Sie ſich befanden, als Sie zwiſchen den beiden Möglichkeiten wählen mußten, geſcholten zu werden, weil Sie gefragt oder weil Sie geſchwiegen hatten.“

Sie gab mir zu verſtehen, ſie werde das ſelbſt vor die Kaiſerin bringen, hütete ſich aber wohl, das offen auszuſprechen, weil ſie im Gegenteil vor mir verbergen wollte, daß ſie unmittelbare Beziehungen zur Kaiſerin hatte, und der Monarchin gerade dadurch zu Dienſten war, daß ſie ihr meine unbedeutendſten Hand-

lungen hinterbrachte. Sie ſtellte es aber auf der anderen Seite ſehr geſchickt an, ſich mein Vertrauen zu erhalten, das ſie nicht verlieren wollte, und es war für ſie ein eigenes Studium, es ſich zu bewahren. Das einzige Hindernis für alle ſolche Nachrichtenzuträger (ſie waren es übrigens ſämtlich aus Schmeichelei) war die Schwierigkeit, mit der es verknüpft war, Ihre Majeſtät häufig zu ſehen. Aber wie raffiniert es auch die Frau anſtellte, ich kannte doch alle ihre Kniffe, und mein Kamerdiener Jewreinow, der ſie fürchtete und nicht leiden mochte, trug Sorge, mich über alles zu unterrichten, was er über ſie herausbringen konnte.

Dieſes Mal hielt Frau Wladyslaw, was ſie verſprochen; ſie liebte die Tſchoglokows nicht, die ſie in ihrer Herrſchſucht behinderten. Die Kaiſerin erfuhr alſo von ihr, daß die Tſchoglokows uns ihre Krankheit verſchwiegen hatten, und daß jene hinterher, als Ihre Majeſtät ihnen auftrug, uns zu ſagen, ſie fände es unrecht, daß wir uns nicht nach ihr erkundigt hatten, nicht auf den Gedanken gekommen ſeien, Ihrer Majeſtät den Sachverhalt aufzuklären.

Als es der Monarchin beſſer ging, und ſie ſich wieder öffentlich zeigte, trat ſie eines Tages bei der Cour an mich heran und ſagte: „Warum ſehen Sie ſo traurig aus?“ Ich antwortete: „Ich fürchte, Euere Majeſtät während Ihrer Krankheit gekränkt zu haben; ich habe nicht gewagt, mich zu erkundigen, weil weder Herr noch Frau Tſchoglokow mir jemals davon geſprochen hatten.“ Sie entgegnete mir: „Ich weiß es, ich weiß auch, daß Sie ſich ſehr beunruhigt haben; wir wollen nicht mehr davon ſprechen,“ und entfernte ſich wieder.

Ich erfuhr zu dieſer Zeit, daß Iwan Iwanowitſch Schuwalow, der vor dem Aufbruch nach Moskau Kammerpage geworden war, jetzt ſehr in der höchſten Gnade der Kaiſerin ſtieg. Dieſe Entdeckung machte mir Freude.

Unterdeſſen kam eines ſchönen Morgens Frau Wladyslaw zu mir und erzählte, ſie ſei bei Frau Tſchoglokow geweſen, und dieſe habe ihr im Namen der Kaiſerin mitgeteilt, ich ſolle in

drei Tagen die Katharina Petrowna, das finniſche Mädchen, das ich ſo gern hatte, verheiraten. Ich hatte mit ebenſoviel Sorgfalt wie Mühe meine Zuneigung für dieſes zu verbergen geſucht.

Das war nun ein Streich von Frau Wladyslaw, die trotz ihrer Liebenswürdigkeit diejenigen nicht leiden konnte, gegen die ſie eben einmal etwas hatte.

Ich war ſehr betrübt darüber, doch machte ich gute Miene zum böſen Spiel und verheiratete das Mädchen an dem angeſetzten Tage. Aber weil ich ſah, daß man von mir alle entfernte, von denen man argwöhnte, ſie könnten für mich auch nur ein wenig Zuneigung haben, ſo ſagte ich Frau Wladyslaw, wenn denn die Sachen einmal ſo ſtünden, ſo wünſchte ich nicht mehr, daß ſich meine Kammerjungfern in demſelben Raume aufhielten, in dem ich ſäße, wie es bisher üblich war. Vielmehr ſollten ſie in meinem Ankleidezimmer bleiben und nicht ungerufen zu mir kommen, weil ich es vermeiden wollte, ſie ins Unglück zu ſtürzen. Durch dieſe neue Beſtimmung könnte ich es beſſer vermeiden, einer von ihnen näherzutreten. Frau Wladyslaw wagte nicht, einem ſo beſtimmten Befehle von mir zu widerſprechen. Denn ſie hatte es ſich zur Aufgabe gemacht, unbedingt mein Herz und mein Vertrauen für ſich zu gewinnen, und ſie vermied ſorgfältig alles, was mich auch nur im geringſten gegen ſie hätte einnehmen können. Sie teilte alſo den Mädchen meinen Willen mit, und ich blieb fortan mit meinem Buch allein in meinem Schlafzimmer, ein Genuß, auf den ich lange gewartet hatte. Auf die Weiſe wurde ich die ſämtlichen Spione los, die bis zu meinem kleinſten Blick alles beſpähten.

Frau Wladyslaw hoffte vielleicht, ſie bei mir zu erſetzen; inzwiſchen hätte ſie wohl gern die Naſe in meine Bücher geſteckt, aber ſie verſtand kein Franzöſiſch, wie auch ſonſt niemand von meiner Umgebung. Häufig, namentlich des Abends, fragte ſie mich über meine Lektüre aus, aber ich witterte zu gut weshalb, ſo daß ſie keinen Erfolg hatte. Meine Antworten waren immer

höchſt lakoniſch; ich ſagte ganz kurz, wenn ich ein Buch geleſen hätte, vergäße ich ſofort was darin ſtände.

Nach unſerer Abreiſe aus Petersburg wurde Andrej Tſchernyſchow und ſeine Gefährten von dem Ort entlaſſen, wo ſie ſo lange waren feſtgehalten worden. Der erſtere begab ſich auf ſeinen Poſten nach Orenburg. Von der Reiſe ſchrieb er an mich, und Katharina Petrowna ſchickte mir ſeinen Brief durch ihren Mann. Ich antwortete ihm und ſandte ihm ein paar hundert Rubel.

General Apraxin hatte in Moskau ein neues Haus gekauft. Damals hing bei der Kaiſerin das Wetter noch von ihm und von Graf Beſtuſhew ab, und die Angelegenheit des Grafen Leſtocq hatte beider Stellung wieder ſehr gefeſtigt. Um das weiteren Kreiſen recht deutlich vor Augen zu führen, lud Apraxin die Kaiſerin, den Großfürſten und mich zum Diner in ſein neues Haus ein. Nie in meinem Leben habe ich ein glänzenderes Feſt mitgemacht. Alles war vom Seltenſten und Glänzendſten; nach der Tafel warf er mit vollen Händen Geld aus den Fenſtern unter das vor dem Hauſe zuſammengeſtrömte Volk. Bei der Gelegenheit ſah ich zum erſten Male ſeine älteſte Tochter, die ſpäter den Fürſten Kurakin geheiratet hat; ſie war vierzehn oder fünfzehn Jahre alt und außergewöhnlich hübſch. Die jüngere, jetzt die Gemahlin des Kammerherrn Talyzin, war ein ſechsjähriges Kind, mager wie ein Gerippe und von hektiſchem Ausſehen. Man hätte nie geglaubt, daß aus dem Kinde der Koloß werden könnte, als den wir ſie jetzt kennen mit ihrem Wuchs und ihrem furchtbaren Leibesumfange. Sie litt damals beſtändig an Blutſpucken und Naſenbluten. Gegen Abend ließ General Apraxin den blinden Fürſten Michael Dolgorukow in ſein Haus kommen, einen alten Mann von faſt achtzig Jahren. Er war der Bruder des verſtorbenen Feldmarſchalls dieſes Namens und war zu Peters des Großen Zeit Senator geweſen. Obwohl er weder leſen noch ſchreiben konnte, ſtand er doch in dem Rufe, viel Geiſt zu beſitzen, und zwar Geiſt von gediegenerer Art als ſein Bruder.

Die Kaiſerin empfing ihn ſehr huldvoll; dann zog er ſich zurück, wobei ihn ſeine beiden Söhne führten. Der Eroberer der Krym, der zweite Sohn, war damals erſt Oberſt.

Am nächſten Tage hörte ich, daß in der Nacht eine dritte Tochter des Herrn Apraxin an den Pocken geſtorben war. Ich bekam einen argen Schreck; er und der ganze Hof wußten, daß ich die Pocken nicht gehabt hatte. Es war doch eigentümlich, daß er mich durch die Einladung in ſein Haus ſolcher Gefahr ausgeſetzt hatte. Auch war ein beſtändiges Gehen und Kommen zwiſchen dem Krankenzimmer und dem Raum, in welchem ich mich die ganze Zeit aufhielt. Es hat doch recht den Anſchein, als wäre ich in das Haus eingeladen worden, um mich die Krankheit auch bekommen zu laſſen; ich möchte nicht für das Gegenteil gutſagen. Zum wenigſten muß man doch ſagen, daß die Aufmerkſamkeit und Rückſicht gegen mich nicht gerade ſehr weit ging, wenn man mich lediglich aus Lichtſinn und ohne jede Notwendigkeit einer ſo ernſten Gefahr ausſetzte, und daß niemand ſoviel Herzensgüte oder guten Willen und menſchliches Gefühl beſaß, um mich dagegen ſicherzuſtellen. Aber der liebe Gott hatte es anders gefügt: das Kind ſtarb, und ich entging dieſer ſo großen Gefahr auf die denkbar glücklichſte Weiſe. Ich geſtehe ein, daß ich in Gedanken daran noch oft gezittert habe.

In der letzten Woche der großen Faſten bereiteten wir uns auf das Abendmahl vor; Tſchoglokow ebenſo wie die anderen. Am Mittwoch gingen wir zur Beichte und am Donnerstag zur Kommunion. Herr Tſchoglokow ſagte ſich an dem Tage krank, auch für den ganzen Reſt der Woche. Wir wußten ſehr wohl, was ſein Leiden war: als er zur Beichte gekommen war, hatte ſein Beichtvater, der gleichzeitig auch derjenige der Kaiſerin war, ihm wegen der Geſchichte mit Fräulein Koſcheliow für ein Jahr die Kommunion verſagt. Man flüſterte ſich ins Ohr, der Beichtiger habe auf Befehl der Kaiſerin gehandelt, die ſeit dem vielbeſprochenen Ärgernis gegen Herrn Tſchoglokow recht ſchlecht

gestimmt war. Er war dadurch etwas sanfter geworden, doch besaß das Ehepaar immer noch die nötige Stellung, um schaden zu können; nützlich sein konnten sie einem aber nicht, hatten wohl auch kaum den guten Willen dazu.

Das Fest Mariä Verkündigung fiel in diesem Jahre auf den Ostersonnabend. Die Kaiserin hatte die Gewohnheit, die ich beibehalten habe, sich in der Nacht vom Freitag auf Ostersonnabend zur Frühmesse und Grablegung Unseres Herrn zu erheben. Der Großfürst schützte in der Regel an dem Tage Unwohlsein vor; ich ging also nachts allein in die Kirche.[1] Nach Hause zurückgekehrt, dachte ich, es lohne sich nicht mehr, mich auszukleiden und zu Bett zu gehen, und weil es ein hoher Festtag war, würde die Messe früh sein. Aber ich täuschte mich in meiner Erwartung, denn ich saß an diesem Sonnabend völlig angezogen auf meinem Stuhl von vier Uhr morgens bis drei Uhr nachmittags. Ich wagte nicht einmal um eine Tasse Tee zu bitten, obwohl ich seit Donnerstag abend nichts zu mir genommen hatte. Frau Wladyslaw war in diesen religiösen Dingen allzu streng, und besonders was die Fasten anbelangt; ich hätte es deshalb nicht gewagt, sie auch nur mit der Bitte um eine Brotrinde in ihren Gefühlen zu verletzen. Ich schlummerte auf meinem Stuhle und litt stillschweigend.

Um drei Uhr wurde ich zur Messe gerufen, ich konnte mich kaum hinschleppen und erfuhr, daß die große Verspätung dadurch entstanden sei, daß die Kaiserin zwischen der Frühmesse und dem Hochamt im Bade gewesen war. Frau Wladyslaw war ganz entrüstet darüber, daß Ihre Majestät das getan hatte: wie kann man nur an einem so hohen Feiertage wie Mariä Verkündigung ins Bad gehen! Ich erzähle das, um darauf aufmerksam zu machen, wie wenig damals dazu gehörte, die Gefühle unseres Volkes zu

[1] Journal der Kammerfuriere 1749: „Am 25. März, Ostersonnabend und Mariä Verkündigung, wurde morgens in der 4. Stunde in der Schloßkirche eine Nachtmesse zelebriert, in Gegenwart Ihrer Kaiserlichen Majestät und Ihrer Kaiserlichen Hoheiten."

verletzen, das ſicherlich zu der Zeit größtenteils noch ebenſo dachte wie Frau Wladyslaw. Die beſaß zwar viel Geiſt, war aber eine gewaltige Frömmlerin und ſehr ſtreng in allen Kleinigkeiten. Ich habe es mir aus dem Grunde beſonders angelegen ſein laſſen, bis zu den nichtigſten Kleinigkeiten alles und jedes zu vermeiden, was dieſe nationale Eigenart hätte verletzen können, die damals die Maſſen noch beherrſchte. Um ſo mehr bemühte ich mich, mich dem anzupaſſen, weil ich die alte Regel kannte, die lehrt, daß vernachläſſigte Kleinigkeiten ſolcher Art oft im ganzen viel mehr ſchaden, als weſentlichere Dinge. Denn es gibt viel mehr Geiſter, die ſich von Kleinigkeiten beſtimmen laſſen, als verſtändige Menſchen, welche ſie verachten.[1]

Am nächſten Tage, dem Oſterſonntag, wohnten wir erſt der Frühmeſſe in der Hauskapelle bei und ſpäter ſchickte man uns zum Hochamt in die große Kirche, die an das Sommerſchloß des Golowinſchen Palais anſtößt. Wir glaubten vor Kälte umkommen zu müſſen und kehrten ganz erfroren nach Hauſe zurück. Ich erinnere mich, daß ich blau war wie eine Pflaume, als ich wieder in meinem Zimmer anlangte.

Ungefähr um dieſe Zeit lagen die Herren Pechlin, Bremſe und Beſtuſhew dem Großfürſten beſtändig in den Ohren wegen der ungeheuren Schulden, die Holſtein drückten, und des jährlichen Defizits in ſeiner Schatulle gegenüber ſeinen Ausgaben. Er faßte deshalb den Entſchluß, allen, die im Dienſte des genannten Landes ſtanden, ihre Bezüge um die Hälfte zu kürzen. Darauf erhoben ſie ein gewaltiges Geſchrei; das war auch gar nicht nach dem Geſchmack der drei genannten Herren: Pechlin und Bremſe verloren auf die Weiſe auch die Hälfte ihres Jahresgehaltes. Aber das ſchlimmſte war, daß dieſe Maßregel dem Großfürſten einige Mittel in die Hand gab, um ſeine Gläubiger

[1] Katharina an Mme. Geoffrin, vom 15. Januar 1766: „Ich habe in meiner Jugend auch Anfälle von Frömmelei gehabt: ich war von Frömmlern und Heuchlern umgeben. Vor einigen Jahren mußte man das eine oder das andere ſein, um ſich ein wenig Anſehen zu geben (glauben Sie aber nicht, daß ich zu den letzteren gehörte)."

abzufinden, und das wollte man gerade nicht. Graf Beſtuſhew wollte jeden Anlaß zu Streit zwiſchen dem nach Rußland verpflanzten Hauſe Holſtein und dem in Dänemark regierenden beſeitigen und wünſchte, der Großfürſt ſolle Holſtein an den König von Dänemark abtreten. Aber dieſe ſparſame Anwandlung des Großfürſten dauerte nicht lange. Man wußte ihn bei ſeiner ſchwachen Seite zu nehmen: er ließ hundert Dragoner anwerben, und die Schulden blieben.

Zu Beginn des Frühjahres nahm uns die Kaiſerin mit nach Perowo, einem Luſtſchloß des Grafen Razumowskij, zwei oder drei Werſt vom Golowinſchen Park.[1] Es ging uns da ganz gut, wir ſpeiſten oft mit der Kaiſerin. Zweimal täglich gingen wir in den großen Saal des Schloſſes; da war der ganze Hof verſammelt, es wurde geſpielt oder promeniert; die Kaiſerin fuhr von da mit uns zum Souper beim Grafen Scheremetew auf ſein Landgut und nach der Mühle der Stroganows. Eines Tages, als die Kaiſerin und der Großfürſt mit dem Hausherrn auf der Jagd waren, hatte ich plötzlich einen heftigen Anfall von Kopfweh, wie er nie wieder vorgekommen iſt. Frau Tſchoglokow ſchlug mir einen Spaziergang vor, ich erklärte mich einverſtanden, aber das Übel wurde nur immer ſchlimmer. Ich kehrte in mein Zimmer zurück und legte mich zu Bett. Kaum war ich im Bett, als ſich heftiges Erbrechen einſtellte. Kopfſchmerzen und Erbrechen dauerten während der Nacht an; Boerhaave wurde gerufen und gab mir alle möglichen Mittel, bis ich ſchließlich einſchlief. Am nächſten Morgen ließ er mir zur Ader. Ich war den Reſt des Tages recht ſchwach, aber das Übel hatte weiter keine Folgen.

Ein oder zwei Tage ſpäter hatte die Kaiſerin einen neuen Anfall der Verſtopfungskolik, an der ſie im letzten Winter ſo ſchwer daniedergelegen hatte. Sie wünſchte in ihr Palais

[1] Journal der Kammerfuriere 1749: „Am 22. Mai morgens geruhten Ihre Kaiſerliche Majeſtät und Ihre Kaiſerlichen Hoheiten zur Mittagstafel nach dem Dorfe Perowo zu fahren."

überführt zu werden. Man brachte ſie in ihren Wagen: es wurde Schritt gefahren, und der Wagen hielt jeden Augenblick an. Wir folgten in dem unſern. Das ganze Gefolge war ſehr unruhig wegen dieſer Gangart, wir waren von Perowo bis zum Golowinſchen Palais faſt zwei Stunden unterwegs. Der Rückfall blieb aber diesmal für uns kein Geheimnis; auf unſern Wunſch geleiteten uns die Tſchoglokows täglich in das Vorzimmer der Kaiſerin, wo wir uns nach ihrem Befinden erkundigten; ſie wagten uns das nicht abzuſchlagen. Es war uns nicht geſtattet, die inneren Gemächer Ihrer Majeſtät zu betreten, wir hielten uns in ihrem Vorzimmer auf, und wenn jemand von den Perſonen, die Zutritt in ihre Gemächer hatten, herauskam, ſo baten wir um Auskunft, die uns gegeben wurde, worauf wir uns zurückzogen.

Als es Ihrer Majeſtät beſſer ging, befahl ſie uns eines Tages nach Pokrowskoje zum Diner. Es waren viele Menſchen da, unter anderen die Witwe des Großkanzlers Fürſten Dolgorukow, des geweſenen Favoriten Peters II. Sie ſah damals noch ſehr gut aus; erſt einige Jahre ſpäter ging ſie nach Kijew, um Nonne zu werden.

Der Großfürſt betrank ſich bei dieſem Diner, und nach der Tafel fing er an, der Fürſtin den Hof zu machen; er nannte ſie nicht anders als ‚die ſchöne Witwe‘ und bemühte ſich mit großer Ausdauer um ſie. Dieſes Verhältnis hatte Dauer während des ganzen diesjährigen Aufenthaltes in Moskau; aber es ging nicht über zärtliche Blicke und Worte hinaus, und ſie behandelte ihn ganz als Kind. Tatſächlich hatte ſie Kinder, die ungefähr im Alter des Großfürſten ſtanden.

Nach dem Diner in Pokrowskoje machten wir einen Ausflug in den Wald von Preobraſhenskoje. Der Großfürſt war zu Pferde, aber ſo betrunken, daß er von einer Seite ſeines Pferdes nach der anderen ſchwankte. Im Walde waren ſehr viel Menſchen; ich ſaß im Wagen und ſchämte mich für ihn, aber die Sache war nicht zu ändern.

Anfang Mai lud Frau Schuwalow uns und Ihre Majestät zum Souper ein. Der Abend war sehr vergnügt; es wurde bis spät in die Nacht getanzt, und man ging allgemein befriedigt auseinander. Ein kleiner englischer Hund der Hausherrin freundete sich an diesem Abend sehr mit mir an. Am nächsten Morgen schickte mir Frau Schuwalow den Hund, und diese ihre Aufmerksamkeit machte mir um so mehr Freude, als ich solche eigentlich von niemand gewohnt war. Ich wurde oft gescholten und hart angefahren, meist ohne einen Schimmer von Berechtigung; von irgend jemand Aufmerksamkeiten oder Gefälligkeiten zu erwarten, konnte mir gar nicht in den Sinn kommen.

Bald danach unternahm die Kaiserin eine Wallfahrt zu Fuß nach dem Troitza-Kloster, und weil sie täglich kaum mehr als fünf Werst zurücklegte und sich an manchem Tage überhaupt nicht in Bewegung setzte, dauerte die Reise über einen Monat. Uns ließ man während dieser Zeit in einer auf dem Wege nach Troitza gelegenen Bude wohnen, die Herrn Tschoglokow gehörte und Rajewo hieß, wo jede Annehmlichkeit fehlte.[1] Ringsum war dichter Wald, der Ort lag in sumpfigem Grund, und seine einzige Zierde war ein schlammiger Teich. Trotzdem schien er Tschoglokow ein irdisches Paradies zu sein, und zwar nur weil dieser elende Winkel sein Eigentum war. Denn er war einer von den Menschen, die alles wundervoll finden, was ihnen gehört. Trotz dieses Fehlers war er aber immer neidisch auf fremdes Wohlergehen, und was andere fett machte, zehrte ihn ab. Solange wir in dem erbärmlichen Rajewo eingesperrt saßen, war die Jagd unser einziges Vergnügen; alle Tage zogen wir aus. Ich ritt damals noch in einem englischen Damensattel, und wenn ich mit verhängtem Zügel galoppierte, erregte ich

[1] Journal der Kammerfuriere 1749: „Am 21. Juni um 12 Uhr mittags geruhte Ihre Kaiserliche Majestät sich wiederum in die Sergijewo-Troitza-Laure zu begeben. Ihre Kaiserliche Hoheiten geruhten an demselben Tage aus Moskau die Reise nach Troitza anzutreten und nahmen in Rajewo Aufenthalt."

die Bewunderung der leidenſchaftlichſten Jäger. Man legte mir dabei nichts in den Weg, ich konnte reiten ſoviel ich Luſt hatte, mir auch den Hals brechen, wenn ich wollte, – das lag in meiner Hand.

Die einzige Perſon vom großen Hofe, die faſt jeden Tag nach Rajewo kam, war Graf Kirill Razumowskij, der Bruder des Favoriten. Er unterhielt uns gut und gefiel ſich auch bei uns; aber die Wahrheit war, daß er viel Gefallen an der Unterhaltung mit mir fand. Er hat mir ſpäter, lange nachher, geſtanden, daß ich ihm damals ſehr viel mehr am Herzen gelegen habe, als ich hätte ahnen können. Er begleitete uns auch oft auf die Jagd. Tſchoglokow und ſeine Frau glaubten keine Veranlaſſung zu haben, gegen dieſe Beſuche Einſpruch zu erheben. Sie hatten die Herzenseinfalt, ſich einzubilden, dem Grafen Razumowskij gefiele es bei ihnen auf ihrem wundervollen Landgut, und ſie fühlten ſich ihm unendlich verpflichtet dafür. Weil er ſehr heiter veranlagt war, wurde er auch allgemein nicht ganz ernſt genommen.

Als die Kaiſerin in der Nähe des Troitza-Kloſters angelangt war, ſchickte ſie uns den Befehl, uns mit ihr zu vereinigen. Ich war auf meinen beſtändigen Waldritten verbrannt wie ein Waldteufel; den ganzen Tag war ich im Freien geweſen. Als mich die Kaiſerin ſah, ſchrie ſie wegen meines roten Geſichtes laut auf und ſchickte mir noch an demſelben Abend ein Geſichtswaſſer, um meine Haut wieder zart zu machen. Ich benutzte es, und meine dunkle Farbe ging tatſächlich zurück.

Von dem Kloſter wurden wir wieder nach Rajewo zurückgeſchickt und ſetzten dort unſere Jagdausflüge bis St. Peter fort, dann mußten wir nach dem Troitza-Kloſter zurück.[1] Unſer Gefolge war ſehr klein. Die Kaiſerin hatte ſich nach dem Woskreſenskij-Kloſter begeben. Am Nachmittag des Peterstages,

[1] Journal der Kammerfuriere 1749: „Am 29. Juni morgens um 11 Uhr geruhten Ihre Kaiſerliche Majeſtät und Ihre Kaiſerlichen Hoheiten Karoſſen zu beſteigen und ſich zum Troitza-Kloſter zu begeben."

als dem Tage des Heiligen, deſſen Namen er trug, wollte der Großfürſt ſich eine Zerſtreuung gönnen. Er arrangierte einen Ball; weil aber weder Tänzer noch Muſiker da waren, ſpielte er ſelbſt auf der Geige, und meine Kammerjungfern und ſeine Lakaien tanzten. Dieſer Ball brachte mich um vor Langweile, ich nahm ein Buch und ſetzte mich in eine Ecke, um zu leſen. Er war betrunken und kümmerte ſich nicht darum, was ich tat, ſonſt wäre ich wohl nicht ungeſcholten davongekommen.

Vom Kloſter kehrten wir noch einmal nach Rajewo zurück,[1] und die Jagden fingen wieder an. Bei einer ſolchen Gelegenheit machte ein Offizier vom Regiment Butyrskij, namens Aſaf Baturin, den niemand kannte, Bekanntſchaft mit den deutſchen Jägern in unſerem Gefolge; er ſprach ihnen von ſeiner Ergebenheit für den Großfürſten und bat ſie, ihm eine Gelegenheit zu einem Geſpräch mit ihm zu verſchaffen. Die Jäger, die mit Seiner Kaiſerlichen Hoheit auf ſehr vertrautem Fuße ſtanden und ihn auf der Jagd beſtändig umgaben, erzählten ihm das, und tatſächlich erſchien der genannte Offizier eines Tages im Walde und ſtellte ſich dem Großfürſten vor. Er erklärte ihm, er erkenne keinen anderen Herrn als ihn an, und der Großfürſt dürfe auf ihn und das ganze Regiment, in dem er Leutnant ſei, zählen. Der Großfürſt war über dieſe unerwartete Einleitung ein wenig erſchreckt und antwortete ihm, glaube ich, nichts von Bedeutung. Er hütete ſich auch, zu mir oder irgend jemand anders über dieſes Erlebnis, ſowie über die Redereien von dreien ſeiner Jäger zu ſprechen. Seine Begleiter hatten nicht gehört, was der Offizier geſagt hatte, oder wollten wenigſtens ſo tun, als hätten ſie nichts gehört. Es hieß nur dunkel, ein Verrückter oder ein Betrunkener hätte den Großfürſten angeſprochen, aber niemand hätte den Sinn ſeiner Rede verſtanden. Baturin jedoch faßte das Schweigen des Großfürſten und ſein Eingehen auf die Zuſammenkunft bei Gelegenheit der Jagd als

[1] Journal der Kammerfuriere 1749: „1. Juli. Ihre Kaiſerlichen Hoheiten geruhten die Abendmahlzeit in Rajewo einzunehmen."

eine förmliche Zuſtimmung auf und begann eine dumme und auf denkbar ſchlechteſte Weiſe eingefädelte Verſchwörung anzuzetteln und in die Wege zu leiten, um den Großfürſten auf den Thron zu ſetzen, die Kaiſerin in ein Kloſter zu ſtecken und alle umzubringen, die ſich ſeinen Plänen vielleicht widerſetzen könnten. Ich laſſe den Bericht über die Entdeckung dieſer Geſchichte bis zum Herbſt, denn da erfuhr ich zuerſt davon, und werde dann auch erzählen, wie ich davon hörte, denn bis dahin wußte ich von alledem gar nichts.

Anfang Auguſt veruneinigte ſich Herr Tſchoglokow mit Graf Beſtuſhew auf nicht wieder gutzumachende Weiſe, und ich glaube, der Großfürſt und ich hatten den erſten Anlaß dazu gegeben. Das ging ſo zu. Ich habe ſchon erzählt, daß ſeit Fräulein Koſcheliows Mißgeſchick und der Ungnade der Kaiſerin Tſchoglokow ein klein wenig erträglicher geworden war. Die Geſchichte mit der Zurückweiſung vom Sakrament in der Karwoche war ihm ein erneuter Beweis geweſen, daß ihm die Kaiſerin immer noch grollte. Auch konnte er ſeine Frau nicht mehr ſo unbeſchränkt beherrſchen wie früher; ſie war ihm jetzt doch etwas weniger folgſam als bisher. Das alles machte ihn kleinlaut. Andererſeits war es öfters vorgekommen, daß der Großfürſt angetrunken mit Graf Beſtuſhew zuſammengetroffen war, der immer beſoffen war. Der Großfürſt hatte ſich bei ihm über die Manieren und das Auftreten Tſchoglokows beklagt, der zu ihm ſehr ſchroff und ſtets unangenehm war. Graf Beſtuſhew hatte geſagt, teils einfach um zu ſchwatzen, teils aus Trunkenheit, – vielleicht war auch ein Körnchen Schmeichelei dabei, um ſich beliebt zu machen und das Vertrauen des Großfürſten zu gewinnen: „Tſchoglokow iſt ein dummer Flegel, eingebildet und aufgeblaſen, aber laſſen Sie mich nur machen, ich werde ihm ſchon den Kopf zurechtſetzen!“

Der Großfürſt hatte mir das erzählt. Ich machte ihn darauf aufmerkſam, Tſchoglokow würde, wenn er das wüßte, dem Grafen Beſtuſhew nie vergeben und ſich wohl ſehr darüber

wundern, daß jemand, den er für seinen Freund hielt, so schlecht von ihm sprach. Der Großfürst bildete sich nun ein, er könne Tschoglokow ganz für sich gewinnen, wenn er ihm das Gespräch mit Graf Bestushew hinterbrächte. Dann würde er, der Großfürst, Tschoglokows Freund sein und ihm Bestushew ersetzen, mit einem Wort, in Zukunft würde er ihn beherrschen, wenn er ihm die Falschheit der angeblichen Freundschaft des Grafen Bestushew enthüllte. So genoß mein guter Großfürst innerlich schon die Vorfreude der schönen Folgen, welche die Preisgabe des Geheimnisses, das er besaß, haben mußte. Er hatte auch nichts Eiligeres zu tun, als Gelegenheit zu suchen, um Tschoglokow seine verschiedenen Unterhaltungen mit Graf Bestushew wiederzugeben, in denen es sich um ihn handelte. Tschoglokow war außer sich darüber und in seiner Eigenliebe wie vor den Kopf gestoßen.

An irgendeinem Feiertag lud ihn Bestushew zum Diner, wie er das zu tun pflegte. Tschoglokow ging hin, saß aber sehr auf dem hohen Pferde. Nach Tisch, halbbetrunken, wollte Graf Bestushew mit ihm sprechen, fand ihn aber äußerst stolz und zugeknöpft. Nun ärgerte er sich seinerseits, und ihre Unterhaltung erhitzte sich entsetzlich. Tschoglokow warf Graf Bestushew die Reden vor, die er dem Großfürsten gegenüber geführt hatte, und alles Schlechte, das er von ihm gesagt hatte. Graf Bestushew wiederum hielt Tschoglokow seine Dummheit vor, sein unüberlegtes Benehmen in Wien, wo er die Kaiserin und Königin, wie erzählt wurde, nur von seiner Frau und seinen Kindern unterhalten haben soll, die Geschichte mit Fräulein Koscheliow, und erinnerte daran, wie sehr Tschoglokow ihm für seine Stellung und für die Unterstützung seit jener letzten Skandalgeschichte verpflichtet sei. Tschoglokow war seiner ganzen Beschaffenheit nach vielleicht der am wenigsten geeignete Mensch, sich irgendwelche Wahrheiten sagen zu lassen, er ärgerte sich rasend und nahm alles als Beleidigungen auf.

General Apraxin wollte sie wieder versöhnen, aber Tschoglokow wurde danach nur um so hartnäckiger. Er bildete sich ein, man

brauche ihn und liese ihm deshalb nach. Er schwur, er werde keinen Fuß mehr über Graf Bestushews Schwelle setzen, und er hielt sein Wort und kam nie wieder zu ihm. Seit diesem Tage also war Tschoglokow der geschworene Feind des Grafen Bestushew, der ihn nie wieder besänftigen konnte.

Um die Zeit begann der große Einfluß der Schuwalows auf die Kaiserin; ihre intimen Beziehungen zu Iwan Iwanowitsch Schuwalow gaben den Anlaß dazu. Unabhängig von dieser Beziehung zu ihrem Vetter hatte die Kaiserin aber immer Freundschaft und Vertrauen für die Herren Alexander und Peter Schuwalow besessen, die seit ihrer Kinderzeit ihr nahegestanden hatten; Frau Schuwalow war von Kind auf mit Ihrer Majestät erzogen worden, mit der sie in einem Alter stand. Ihr heiteres Temperament war der Kaiserin angenehm, und zu gewissen Zeiten konnte sie gar nicht ohne sie auskommen. Doch gab es in ihrer Gunst Höhepunkte und Tiefpunkte: augenblicklich stieg das Barometer der Schuwalows.

Sie schätzten Graf Bestushew nicht, den gemeinsame Beziehungen mit ihrem Gegner Graf Razumowskij verbanden. Sie suchten den beiden Grafen so viel Anhänger wie möglich abspenstig zu machen, und weil sie wußten, daß ich Graf Bestushew nicht zu meinen Frennden zählte, so erwiesen sie mir unterderhand vielerlei Liebenswürdigkeiten, namentlich der neue Favorit, der aber seine Bemühungen aufs ängstlichste verbarg, um nicht die Eifersucht der Kaiserin wach werden zu lassen, was nur sehr schwer zu vermeiden war.

Die Kaiserin wollte in diesem Sommer Sofjino besuchen, ein kaiserliches Gut, etwa hundert Werst von Moskau entfernt, dessen Lage sehr gerühmt wurde. Die Schuwalows richteten es so ein, daß auch der Großfürst und ich an dieser Vergnügungsreise teilnahmen, die aber eigentlich keine war, wie ich erzählen werde. Es gab da nicht ein bewohntes Haus. Die Kaiserin ließ Zelte aufschlagen, und der ganze Hof mußte so kampieren. Am Tage nach unserer Ankunft begaben sich die Kaiserin und der

Großfürſt auf die Jagd; da mich die Kaiſerin dazu nie mitnahm, obwohl ſie wußte, daß ich die Jagd ſehr liebte, blieb ich in meinem Zelt und konnte mein Buch leſen und mich langweilen.

Am nächſten Tage, um die Dinerzeit, begaben wir uns in das Zelt der Kaiſerin und fanden den Tiſch gedeckt; wenige Augenblicke ſpäter erſchien ſie, und ſämtliche Anweſenden erkannten an dem im Zorn ihr eigenen Zucken der Augenwinkel, daß ſie ſchlechter Laune war. Als ſie ihrer Gewohnheit gemäß den Großfürſten und mich geküßt hatte, begann ſie von der Langweiligkeit der geſtrigen Jagd zu ſprechen, und wie ſie den mit der Verwaltung dieſes Gutes betrauten Menſchen ſah, ſagte ſie zu ihm auf ruſſiſch: „Wenn du kein Spitzbube wäreſt, hätte ich mich hier beſſer unterhalten. Anſcheinend beſtechen dich die benachbarten Gutsherren, und du hinderſt ſie nicht, auf meinem Gebiet zu jagen. Nicht einen einzigen Haſen gibt es hier, und wenn nicht gejagt würde, müßte es doch eine große Menge ſein!“ Der arme Kerl begann zitternd ihr die heiligſten Eide zu ſchwören, die er ſich nur ausdenken konnte, um ſie zu überzeugen, daß niemand in der Umgegend gejagt hätte; aber ſie fuhr fort zu ſchelten und zu drohen.

Dann erzählte ſie von der guten alten Zeit damals, als ſie noch mit Peter II. jagte, und welche Mengen von Haſen ſie täglich erlegten. Danach ging ſie dazu über, das denkbar Schlechteſte von den Fürſten Dolgorukow zu reden, die dem Kaiſer nahegeſtanden hatten; wie dieſe verſucht hätten, ſie von dem Monarchen zu entfernen. Das ließ ſie an die Güte und Freundſchaft des Kaiſers für ſie denken und an die Feindſchaft, welche die Kaiſerin Anna für ſie hatte. Sie zählte uns ihre Einkünfte von damals auf und ſagte: „Obwohl ich zu der Zeit nicht mehr als dreißigtauſend Rubel Einnahmen hatte, womit ich meinen ganzen Haushalt beſtritt, ſo hatte ich doch keine Schulden.“ Hier warf ſie mir einen Blick zu. „Ich hatte keine, weil ich gottesfürchtig war und meine Seele nicht dem Teufel anheimfallen laſſen wollte, wenn ich ſterben ſollte, ohne meine

Schulden bezahlt zu haben.“ Hier bekam ich einen zweiten Blick, und die Kaiſerin fuhr fort: „Es iſt wahr, ich kleidete mich im Hauſe ſehr einfach, meiſt trug ich einen Rock von ſchwarzem Griſette und eine Jacke aus weißem Taffet; auch auf dem Lande trug ich keine teuren Stoffe.“ An dieſer Stelle warf ſie mir einen bitterböſen Blick zu. Ich trug an dem Tage eine ſchöne, wertvolle Jacke und war mir wohl bewußt, daß die Kaiſerin das ſchrecklich übelnahm. Ich ſchwieg nach dem Beiſpiel aller Anweſenden und hörte reſpektvoll und ohne mich zu erregen zu.

Ihre Majeſtät fuhr noch lange in dem Tone fort, ſprang von einem Gegenſtand zum andern über, verſetzte hier und da jemand einen Hieb, kam aber faſt immer wieder mit irgendeiner Spitze, die für mich beſtimmt war.

Als die Unterhaltung dreiviertel Stunden gedauert hatte, wobei ſie allein die Honneurs machte, während wir andern nur die Koſten zu tragen hatten, trat ein Menſch, namens Akſakow, in das Zelt, eine Art Narr, aber nicht ſehr drollig, den die Kaiſerin an ihren Hof genommen hatte. Er hatte ein Stachelſchwein in ſeinem Hute. Sie fragte ihn, woher er käme; er ſagte, er ſei auf der Jagd geweſen und habe ein ſeltenes Tier gefangen. Sie wollte wiſſen, was das ſei und näherte ſich ihm, um zu ſehen, was er im Hut hatte. In dem Augenblick hob das Stachelſchwein den Kopf. Ihre Majeſtät fürchtete ſich raſend vor Mäuſen, und es kam ihr ſo vor, als ſähe der Kopf des Stachelſchweines einem Mauſekopf ähnlich. Sie ſtieß einen ſchrecklichen Schrei aus und rannte aus Leibeskräften nach dem Zelt, das ihr als Schlafgemach diente. Einen Augenblick ſpäter ſchickte ſie den Befehl, die für das Diner fertiggerichtete Tafel wieder fortzunehmen. Alle gingen fort; wir ſpeiſten bei uns, und am Nachmittag erhielten wir Befehl, nach Moskau zurückzukehren. Als ich in meinem Zelt war, ſagte Frau Tſchoglokow zu mir: „Sie haben Ihr Teil bekommen, haben Sie das verſtanden?“ Ich ſagte ihr „ja“, aber ich wiſſe nicht, weshalb Ihre Majeſtät gegen mich erzürnt geweſen ſei.

Sie meinte, ſie wiſſe es auch nicht. Ich kann ſchwören, daß ich es heute noch nicht weiß.

Im Laufe dieſes Sommers erlebten wir die Ankunft der Prinzeſſin von Kurland[1] bei Hofe, der Tochter des Herzogs Ernſt Johann, der in Jaroslaw reſidierte, ſeit ihn die Kaiſerin aus Sibirien zurückgerufen hatte, wohin er von der Prinzeſſin Anna von Braunſchweig verbannt worden war. Die Prinzeſſin von Kurland beſaß weder die Liebe ihres Vaters noch ihrer Mutter, ſie hatte beſtändig von ihnen ſchlechte Behandlung zu ertragen gehabt. Als ſie endlich des Lebens müde war, das ſie führte, wandte ſie ſich an die Frau des dortigen Wojewoden, namens Puſchkin. Dieſe ſchlug ihr vor, zur griechiſchen Kirche überzutreten, und unter dieſem Deckmantel des Religionswechſels würde ſie es übernehmen, ſie ſofort zu Hofe zu bringen. Die Prinzeſſin, welche ſehr klug war, zögerte keinen Augenblick, antwortete ihr vielmehr, ſie fühle ſchon lange den inneren Drang dazu. Frau Puſchkin ſchrieb darüber an Frau Schuwalow, nahm dann mit dem Einverſtändnis der Kaiſerin die Prinzeſſin von ihren Eltern fort und führte ſie in Moskau der Kaiſerin zu, die ſie im Schloß unterbrachte und ihre Patin war, als ſie einige Wochen ſpäter zur griechiſchen Kirche übertrat.[2]

Gegen den 5. September, ihren Namenstag, ging die Kaiſerin nach dem Woskreſenskij-Kloſter; wir hatten Befehl, ihr zu folgen.[3] Dort ernannte ſie Iwan Iwanowitſch Schuwalow zum Kammerherrn, und von nun an war ihre Gunſt nicht mehr ein Geheimnis, das ſich alle Welt ins Ohr flüſterte, wie in der Komödie. Ich freute mich ſehr über ſeine Rangerhöhung,

[1] Prinzeſſin Hedwig Eliſabeth (Biron).

[2] Am 26. Auguſt 1749, mit dem Namen Katharina Iwanowna.

[3] Journal der Kammerfuriere 1749: „2. September. Ihre Kaiſerliche Majeſtät geruhte morgens aus Moskau nach dem Woskreſenskij-Kloſter aufzubrechen. — Am 3. Ihre Kaiſerlichen Hoheiten geruhten im Woskreſenskij-Kloſter einzutreffen und das Diner daſelbſt in dem neuerbauten Palais einzunehmen. — Am 5. Ihre Kaiſerliche Majeſtät mit Ihren Kaiſerlichen Hoheiten geruhte im Woskreſenskij-Kloſter in der großen Kirche der Meſſe beizuwohnen."

denn ich wünſchte ihm damals alles Gute, was ſeine Familie auch wußte.

Wieder in Moskau angelangt, veranlaßten die Schuwalows, daß die Kaiſerin mit uns in Rajewo bei den Tſchoglokows ſonpierte. Der Abend war ſehr luſtig und angeregt, wir tanzten bis ſpät in die Nacht und kehrten dann nach Moskau zurück.[1]

In dieſem Jahre war der Herbſt beſonders ſchön. Wir hielten uns noch einmal in Rajewo auf, und die Kaiſerin ganz in der Nähe in Tajuinskoje. Eines Sonntags lud ſie uns zum Diner zu ſich nach Tajuinskoje ein. Beim Diner ſaß Ihre Majeſtät an der Spitze einer langen Tafel, die in einem Zelt aufgeſtellt war, der Großfürſt zu ihrer Rechten und ich zu ihrer Linken. Dem Großfürſten gegenüber, neben mir, ſaß Frau Schuwalow und neben dem Großfürſten der Marſchall Buturlin. Zu deſſen rechter Seite hatte der Beichtvater Ihrer Majeſtät ſeinen Platz. Der Marſchall, der den Leuten gern zutrank, machte ſeine beiden Nachbarn berauſcht, das heißt alſo den ehrwürdigen Beichtvater und den Großfürſten. Dieſer ſchnitt im Rauſche allerlei ſchauderhafte Grimaſſen und vollführte ebenſo lächerliche wie unangenehme Albernheiten. Ich ſah, daß der Kaiſerin das mißfiel, und weil ich damals aufrichtigen Anteil an allem nahm, was meinen Gemahl betraf, ſo traten mir die Tränen in die Augen, als er ſich ſo unanſtändig bei Tiſche aufführte. Frau Schuwalow bemerkte das und verſtand meine Empfindungen. Sie gab es der Kaiſerin zu verſtehen, die ſich eiligſt von der Tafel erhob.

Der Großfürſt ging trotz ſeiner Trunkenheit mit dem Grafen Razumowskij auf die Jagd, und ich kehrte nach Rajewo zurück.

---

[1] Journal der Kammerfuriere 1749: „17. September. Ihre Kaiſerliche Majeſtät und Ihre Kaiſerlichen Hoheiten geruhten mit einigen hochgeſtellten Perſonen beiderlei Geſchlechts in dem neuen Gebäude im Dorfe Tajuinskoje zu ſpeiſen. Ihre Kaiſerlichen Hoheiten geruhten an demſelben Tage nach der Mittagsmahlzeit nach dem Dorfe Rajewo ſich zu begeben und ſich dort aufzuhalten bis zum 22. und an dieſem Tage nach Moskau zurückzukehren."

Kaum war ich da angelangt, als ich heftiges Zahnweh bekam. Ich wußte ſchon nicht mehr, welchen Heiligen ich anflehen ſollte, und litt ſchrecklich. Frau Tſchoglokows Bruder, Graf Iwan Hendrikow, der anweſend war, wollte mich kurieren, und ich nahm ſeinen Vorſchlag an. Er verließ das Zimmer, kehrte bald mit einer kleinen Papierrolle zurück und bat mich, ſie auf den kranken Zahn zu legen. Ich tat das, aber kaum hatte ich ſie mit den Zähnen angepreßt, wie er mir geraten hatte, als ſich die Schmerzen ſo ſchrecklich verſchlimmerten, daß ich mich zu Bett legen mußte. Ich hatte während der Nacht ſehr große Hitze und zeitweilig Fieberphantaſien.

Frau Tſchoglokow war ſehr beunruhigt über dieſen Zwiſchenfall, der ſich in ihrem Hauſe und durch die Schuld ihres Bruders ereignet hatte. Sie hielt ſich an ihn und ſchalt ihn gehörig aus. In dieſer Nacht wich ſie nicht von meinem Bett und ſchien ſehr unruhig zu ſein. Man könnte ſagen, je länger ſie bei mir war, deſto mehr faßte ſie Zuneigung zu mir, aber ganz unmerklich und unabſichtlich; das kam nicht gleich, aber hin und wieder ließen doch beſtimmte Anzeichen ſolchen Geſinnungswandel bei Frau Tſchoglokow erkennen.

Am nächſten Tage wurde ich ganz krank, wie ich war, in einen Wagen gepackt und nach Moskau zurückgebracht, wo mein Zahnweh noch länger als vierzehn Tage andauerte, dann erſt ließ es allmählich nach.

Während dieſer Krankheit bemühte ſich Frau Wladyslaw, mich zu zerſtreuen, und das gelang ihr auf folgende Weiſe. Sie war ſozuſagen ein lebendes Archiv, kannte den Klatſch aller Familien Rußlands von Peter dem Großen an und noch weiter zurück. Sie ſetzte ſich neben mein Bett und erzählte unaufhörlich. Sie verſtand gut und auch geiſtvoll zu erzählen. Durch ſie habe ich die gegenſeitigen Beziehungen der verſchiedenen Familien kennen gelernt, die Verwandtſchaften bis zum zweiten und dritten Grade, eine Unmenge von Anekdoten, die dem, der Nutzen daraus zu ziehen weiß, oft dienlich ſind. Weil ich wegen meiner

Schmerzen nicht imſtande war zu leſen, konnte es für mich gar nichts Belehrenderes als Frau Wladyslaws Unterhaltung geben, um die Welt kennen zu lernen, in der ich lebte; und ſo fand ich Gefallen daran.

Ab und zu erzählte ſie mir auch Geſchichten vom Tage. So erfuhr ich unter anderem von ihr, daß damals viel die Rede war von dem Plane einer Heirat zwiſchen dem Sohne des Grafen Beſtuſhew und der Tochter einer Fürſtin Dolgorukow, geborenen Argamakow, mit der Frau Wladyslaw ſehr gut bekannt war und die recht eigenartige Gewohnheiten hatte. Sie ſtand ſehr oft nachts auf und trat an das Bett ihrer ſchlafenden Tochter, um zu ſehen, wie ſie ſagte, ob das Mädchen, das ſie vergötterte, nicht geſtorben ſei; häufig machte ſie ihre Tochter ſogar wach, um ſich zu überzeugen, daß ihr Schlaf auch keine Ohnmacht ſei. Außerdem hatte ſie immer Angſt, das reiche, kluge, hübſche und liebenswürdige Mädchen würde vielleicht keinen Mann bekommen, und ſie war deshalb immer geneigt, ſie dem erſten beſten zu geben. Im Augenblick waren drei Bewerber da, der junge Graf Andrej Beſtuſhew, der noch überſpannter war, als ſeine Mutter (und das wollte viel ſagen) und ebenſo trunkſüchtig wie ſein Vater, von deſſen Vorzügen er keinen beſaß. Als zweiter trat in die Schranken Graf Skawronskij, ein Neffe der Kaiſerin Katharina I., deſſen Häßlichkeit ſeiner Dummheit gleichkam. Der dritte endlich, der die Prinzeſſin dann auch wirklich heiratete, war Fürſt Georg Gruzinskij. Er war allerdings weniger häßlich als Graf Skawronskij, dafür aber völlig albern, und dieſe Eigenſchaft trat deshalb noch deutlicher bei ihm hervor, weil er nie irgendeine Sprache leidlich ſprechen lernen konnte, außer ſeiner Mutterſprache, die in Rußland kein Menſch, außer ſeinen georgiſchen Landsleuten, verſtand. Die arme Prinzeſſin, die ſo ſchlecht mit Freiern verſorgt war und beſtändig von ihrer Mutter gedrängt wurde, entſchied ſich alſo ſchließlich für den letzteren. Ich geſtehe ein, daß ich durch Frau Wladyslaw mit geholfen habe, die Mutter von einer Einigung mit

Graf Beſtuſhew abzubringen, für den ſie am meiſten übrig hatte, weil er doch der Sohn des Großkanzlers war, der damals eine ſehr bedeutende Rolle ſpielte.

Die Fürſtin Maria Jakowlewna hat es immer ſehr dankbar anerkannt, daß ich dazu beigetragen habe, ihre Mutter von dem Gedanken abzubringen, ſie dem Grafen Beſtuſhew zu geben, der ein wahres Scheuſal war in ſeinem Charakter und ſeinen Laſtern. Obwohl ſie auch ſo nicht glücklich wurde, wäre ſie es mit dem noch viel weniger geweſen. Wenn aber je eine Frau es verdient hätte glücklich zu ſein, ſo war ſie es. Sie war wirklich ein ſeltener Menſch mit ihrer großen Sanftmut, der Lauterkeit ihrer Sitten, ihrer Herzensgüte. Es wäre ſchwerer zu ſagen, welche guten Eigenſchaften ihr fehlten, als ihre Tugenden aufzuzählen. Nie iſt eine Frau ſo allgemein verehrt worden wie ſie, und ſie hatte ſich ſehr hohe perſönliche Wertſchätzung in den Herzen aller erworben, die ſie kannten oder die nur von ihr hatten ſprechen hören. Und ſie hätte ſie in noch höherem Maße erworben, wenn ſie nicht in der Blüte der Jahre geſtorben wäre, am 25. Dezember 1761, an demſelben Tage, an dem die Kaiſerin Eliſabeth ſtarb. Ich betrauerte ſie ſehr aufrichtig, denn dieſe ausgezeichnete Frau hat mir bei ihren Lebzeiten immer die aufrichtigſte Freundſchaft und Zuneigung bewieſen, und hätte ſie meine Thronbeſteigung erlebt, die ſie ſehnlichſt wünſchte, ſo hätte ſie ſicherlich eine hervorragende Rolle in meiner Nähe geſpielt. Sie war eine verläßliche, verſtändige, anhängliche, einſichtsvolle und vorſichtige Freundin. Nie habe ich eine Frau gekannt, die mehr Vorzüge in ſich vereinigte. Wäre ſie ein Mann geweſen, ſo hätte die Welt ſie geprieſen.

Zu dieſer Zeit zog die Kaiſerin die beiden älteſten Töchter des Grafen Roman Woronzow an den Hof. Die ältere, Marie Romanowna, dreizehn oder vierzehn Jahre alt, wurde Hofdame der Kaiſerin, und die jüngere, Eliſabeth Romanowna, die elf bis zwölf Jahre ſein konnte, kam in der gleichen Eigenſchaft zu mir. Die ältere verſprach hübſch zu werden, die jüngere hatte

keine Spur davon; im Gegenteil, ſie war ſchon damals ſehr häßlich. Die Pocken, die ſie ſpäter bekam, entſtellten ſie ſo, wie wir ſie gekannt haben. Beide Schweſtern hatten einen olivenfarbigen Teint, der ſie nicht verſchönerte. Sie haben ſpäter mit verſchiedenen künſtlichen Farben Abhilfe geſchaffen.

Zu Anfang Oktober bekam ich ſtarkes Schnupfenfieber und mußte mehrere Tage das Bett hüten. Ich ſtand erſt auf, als mir Frau Tſchoglokow berichtete, die Kaiſerin habe die Hochzeit des Herrn Alexander Alexandrowitſch Naryſchkin, des Kammerherrn des Großfürſten, mit Fräulein Anna Nikititſchna Rumiantzow auf den folgenden Tag angeſetzt. Ich erklärte Frau Tſchoglokow, ich könnte wegen des Fiebers, das ich gehabt hatte, und der Schwäche, die noch zurückgeblieben war, nicht an der Hochzeit teilnehmen. Frau Tſchoglokow gab zu, daß ich mir dadurch einen Rückfall zuziehen könnte, und ging fort. Sie kam ein paar Stunden ſpäter wieder und beſtellte mir von Ihrer Majeſtät, ich müſſe am nächſten Tage zu dieſer Hochzeit gehen und müſſe auch die Braut ſchmücken, die man zu dem Zweck zu mir bringen werde. Ich fand den Befehl etwas hart, um ſo mehr als die Kaiſerin einige Tage vorher mich beſucht und ſich ſelbſt von meinem hohen Fieber überzeugt hatte; meine Temperatur war ſo hoch, daß man ein hitziges Fieber befürchtete. Weil aber die Anordnung ſehr beſtimmt lautete und Ihre Majeſtät ſie nur mit Kenntnis der Sachlage gegeben haben konnte, wagte ich nichts zu erwidern, obgleich es ſich vielleicht dabei um mein Leben handelte. Frau Wladyslaw fand den Befehl ſehr hart und ſogar grauſam und ſprach das mir gegenüber auch aus.

Als alſo der nächſte Tag angebrochen war, kleidete ich mich an, ſo gut es ging, obwohl ich ſehr ſchwach war. Man brachte die Braut zu mir, und ich ſchmückte ſie. Wenigſtens erließ man es mir, zur Kirche zu gehen,[1] aber ſtatt deſſen mußte ich in

[1] Journal der Kammerfuriere 1749: „8. Oktober. Ihre Kaiſerliche Majeſtät und Seine Kaiſerliche Hoheit geruhten bei der Hochzeit des Herrn Naryſchkin, Kammerherrn Seiner Kaiſerlichen Hoheit, zugegen zu ſein."

einen Wagen steigen und durch ganz Moskau fahren, von Annenhof bis zum Hause der Naryschkins jenseits des Kreml. Mein Gefolge bestand aus drei Karossen und etwa zwanzig Reitern. Draußen war es sehr glatt, weil nach einem großen Regenguß plötzlich starker Frost eingetreten war. Es war keine Zeit mehr gewesen, die Pferde für Eiswetter zu beschlagen. Wir kamen daher nur im Schritt vorwärts, aber trotzdem war keins unter unsern Pferden, das in den sieben Werst, die wir gering gerechnet zurückzulegen hatten, nicht mehrere Male gefallen wäre. Um das Unglück voll zu machen, trafen wir zwischen der Kazanschen Kirche und dem Kuriatnyja-Tor den ganzen Hochzeitszug der Schwester Iwan Iwanowitsch Schuwalows, die zur Trauung mit dem Fürsten Nikolaj Fiodorowitsch Golitzyn fuhr. Die Pferde dieses Hochzeitszuges fielen auch bei jedem Schritt, den sie taten. Ich glaube, wir brauchten schließlich zwei und eine halbe Stunde für den Hinweg und ebensoviel für die Rückfahrt. Weder vordem noch später habe ich etwas erlebt, was dieser Fahrt gleichkam, und diesen Tag konnte man mit Recht den Tag der Purzelbäume nennen. Soviel ich weiß, tat sich aber niemand Schaden.

Ich kam also als erste im Hause der Neuvermählten an; eine Stunde später landete auch der Rest der Hochzeitsgesellschaft. Die Kaiserin erschien auch. Nach dem Souper und Ball wurden der Großfürst und ich abgeschickt, das junge Paar in seine Gemächer zu geleiten. Wir mußten zu diesem Zweck die Korridore durchqueren und mehrere Treppen dieses großen Hauses herauf- und heruntersteigen. Danach zogen wir uns zurück.

Diese Hochzeit zeitigte ebensowenig Folgen wie die unsrige, und unsere gleiche Lage hat viel zu dem Freundschaftsbund beigetragen, der lange zwischen Frau Naryschkin und mir bestanden hat. Bei mir änderte sich ja die Sachlage neun Jahre nach meinem Hochzeitstage; aber bei ihr ist sie heute noch dieselbe, wo sie vierundzwanzig Jahre verheiratet ist.[1]

[1] „Heute .... wo sie 24 Jahre verheiratet ist": also hat Katharina diese Zeilen im Jahre 1773 niedergeschrieben!

Am Tage nach der Feier waren wir wieder bei den Neuvermählten; ich fieberte ein wenig, aber das ging vorbei und hatte keine Folgen weiter.

Wenige Tage ſpäter betrat der Großfürſt plötzlich mit ſehr beſtürzter Miene mein Zimmer; ich ſah, daß er etwas auf dem Herzen hatte, was ihn quälte, aber weil ich gar nicht wußte, was es ſein konnte, merkte ich es auch nicht gleich. Schließlich verſuchte er ſelbſt, ſich den Stein vom Herzen zu wälzen, der ihn bedrückte. Er erzählte mir alſo, ſeine Jäger, an denen er doch ſo hing, ſeien verhaftet und nach Preobrashenskoje gebracht worden, wo ſeit dem Aufenthalt des Hofes in Moskau die Geheime Kanzlei war. Das berührte mich nur wenig; aber er meinte, es könne für ihn böſe Folgen haben. Nun fragte ich ihn, wie er auf den Gedanken käme, und er geſtand mir jetzt, dieſe Leute hätten ihm von dem Dienſteifer, den der oben von mir erwähnte Leutnant Baturin für ihn bezeugte, erzählt; dieſer habe mit ihm auf der Jagd geſprochen und ihn ſeiner und des Regiments Butyrskij Ergebenheit für ihn verſichert und habe ihm erklärt, er erkenne nur ihn als Herrn an. Es hatte danach viel Hin und Her zwiſchen den Jägern, dem Großfürſten und dieſem Offizier gegeben. Der Großfürſt wußte, daß dieſer auch verhaftet war.

Ich hatte den Eindruck, als mache mir der Großfürſt nur ein halbes Geſtändnis und ſcheue ſich, mir alles zu ſagen, aus Beſorgnis, ich werde ihn ſeiner Unbeſonnenheit wegen tadeln. Die Unruhe, unter der er litt, erregte mein Mitgefühl, ich verſuchte ihn zu tröſten, aber die Sache peinigte ihn zwei oder drei Wochen lang doch ſehr. Als er ſah, daß man ihm gar nicht davon ſprach und die Sache für ihn keine Folgen hatte, vergaß er ſie allmählich.

Ein paar Jahre nach meiner Thronbeſteigung fielen mir die Akten über die Angelegenheit in die Hände. Ich fand ſie unter den Papieren der Kaiſerin Eliſabeth; man hatte ſie wohl Ihrer Majeſtät zur Entſcheidung vorgelegt. Sie waren ſehr umfangreich, und deshalb hatte die Kaiſerin auch bis zu ihrem Tode keine rechte Vorſtellung davon; ſie hat ſie gewiß nicht geleſen.

Die ganze Sache war vielleicht eine der ernſteſten ihrer ganzen Regierung, obwohl ſie unüberlegt und unvorſichtig angezettelt war. Es war, gerade herausgeſagt, eine Verſchwörung in aller Form. Dieſer Baturin hatte etwa hundert Soldaten ſeines Regimentes zur Eidesleiſtung für den Großfürſten überredet mit der Behauptung, er habe auf der Jagd deſſen Zuſage erhalten, ſich auf den Thron erheben zu laſſen. Auf der Folter hatte er ſeine Beziehungen zum Großfürſten durch deſſen Jäger eingeſtanden. Ein Grenadier, den er ſich zu gewinnen bemühte, hatte ihn denunziert. Die Jäger wurden überführt, daß ſie ihn dem Großfürſten vorgeſtellt hatten, ſie waren aber nur leichthin befragt worden.

Wenn ich den Prozeß mit dem Schrecken vergleiche, in dem ich den Großfürſten geſehen habe, und mit dem, was ich ihn habe ſagen hören, ſo zweifele ich nicht, daß er von allem wußte und daß ſeine Jäger ihn nicht ſo belaſten wollten, oder das nicht wagten, wie es die reine Wahrheit getan hätte.

Obwohl ich bezweifle, daß die Kaiſerin je alles gewußt hat, ſo wußte ſie doch ſicherlich genug, um das wenige Vertrauen, das ſie zu ihm hatte, nun völlig zu verlieren. Sie unterließ es nach dieſem Vorkommnis, ihm die Hand zu küſſen, wenn er kam, ihr die ihrige zu küſſen. Und im nächſten Jahre gab ſie ihm auch ihren Zorn zu verſtehen, wenn auch nur mittelbar, wie ich das zu ſeiner Zeit und an ſeinem Ort erzählen werde.

Graf Alexander Schuwalow ließ Baturin bis zur Entſcheidung der Kaiſerin, die niemals erfolgte, einſtweilen in die Feſtung Schlüſſelburg einſperren. Später, im Jahre 1770, habe ich ihn nach Kamtſchatka verſchickt wegen des dummen Zeuges, das er ſchrieb und durch die Soldaten, die ihn bewachten, verteilen laſſen wollte. Von Kamtſchatka entfloh er mit Benyowsky und vielen anderen nach Ermordung des Wojewoden von Bolſcheretzk und iſt über den Stillen Ozean nach Macao gegangen. Ich habe nicht die Hoffnung aufgegeben, daß einige von den Elenden doch noch einmal nach Europa zurückkehren. Benyowsky iſt ſchon

da; jeder einzelne von ihnen hat zum mindesten den Strick verdient.[1]

Ich muß der Wahrheit Gerechtigkeit widerfahren lassen und die Dinge erzählen, so wie sie waren. Seit dieser Zeit beobachtete ich, wie im Herzen des Großfürsten der Wunsch nach der Herrschaft wuchs, sie brachte ihn fast um, aber er tat nichts, um sich ihrer würdig zu machen.

Im November 1749 bekam ich wieder mein Zahnweh. Ich mußte das Bett hüten, und die andauernden Schmerzen verursachten mir hohes Fieber. Ich hatte in meinem Schlafzimmer, das an die Gemächer des Großfürsten anstieß, keine Ruhe wegen seiner Violine und seiner Hunde. Denn auf diese Vergnügungen hätte er auch nicht verzichtet, wenn er hätte annehmen müssen, daß sie mich umbringen. Ich setzte es deshalb durch, daß Frau Tschoglokow einwilligte, mein Bett in das dritte Zimmer bringen zu lassen, aus dem Bereiche des Lärms, den der Großfürst beständig bei sich vollführte. Das von mir gewählte Zimmer war kaum geeignet für jemand, der dauernd an Erkältungen litt, denn es hatte an drei Seiten Fenster. Ich zog mich mit meinem Bett an die vierte Wand nahe an den Ofen zurück, immer noch zwischen zwei Türen. Nachdem ich viel ausgehalten hatte, war ich wieder imstande auszugehen.

Im Dezember verließen wir Moskau.[2] Auf der Reise bekam

---

[1] Diese Zeilen sind geschrieben, bevor Katharina von Baturins Tod erfuhr, der 1772 auf der Überfahrt von Kanton nach Isle de France starb (nach Benyowskys Memoiren schon früher in Macao), — und auch vor ihrem Brief an Fürst Wiazemskij vom 2. Oktober 1778: „Siebzehn Mann von denen, die der Taugenichts Benyowsky betrog und entführte, sind mit meiner Erlaubnis jetzt hierher zurückgekehrt. Ich habe ihnen Begnadigung versprochen, und die muß man ihnen auch gewähren, denn für ihre Sünden sind sie schon genügend bestraft. Man sieht, der Russe liebt sein Rußland, und ihre Hoffnung auf mich und mein Erbarmen muß meinem Herzen nahe gehen."

[2] Journal der Kammerfuriere 1749: „14. Dezember. Ihre Kaiserlichen Hoheiten der Großfürst und die Großfürstin geruhten mittags in der zwölften Stunde aus Moskau nach St. Petersburg abzureisen."

ich wieder Zahnſchmerzen. Ich fuhr mit dem Großfürſten in demſelben Schlitten; gleich wie das Wetter war, geſtattete er unterwegs nicht, den Schlitten zu verdecken. Ich erhielt nicht einmal ohne Mühe ſeine Zuſtimmung, einen kleinen Vorhang aus dünnem grünen Taffet vor mir aufſpannen zu laſſen, der mich nur vor den Windſtößen ſchützte.

Auf der letzten Station bekamen wir den Befehl der Kaiſerin, nach Tzarskoje Selo zu gehen. Ich kam mit unerträglichen Schmerzen dort an, die mich die Geduld verlieren ließen. Ich ſchickte nach Boerhaave und bat ihn, mir den Zahn ausziehen zu laſſen, der mir ſolche Pein verurſachte. Er wollte die Operation bis zum nächſten Tag verſchieben, aber ich drängte ihn ſo, daß er ſchließlich nachgab. Guyon, mein Chirurg, wurde gerufen und alles für die Operation vorbereitet. Ich mußte mich auf die Erde ſetzen, Boerhaave ſetzte ſich rechts mir gegenüber, Herr Tſchoglokow ebenſo links, und ſie hielten mir die Hände. Guyon kam von hinten und faßte den kranken Zahn mit ſeinem Inſtrument; als er ihn umdrehte, hatte ich das Gefühl, daß er mir den Kieferknochen zerbrach. Er aber zog weiter und brachte mit dem Zahn ein Stück Knochen heraus. Nie in meinem Leben habe ich einen ſolchen Schmerz gefühlt wie in dieſem Augenblick; er war ſo heftig, daß, nachdem der Zahn gezogen war, mir die Tränen aus Mund und Naſe ſtürzten, als ob Waſſer aus einem Teetopf ausgegoſſen wird, nicht tropfenweiſe, ſondern wie ein Bach, der floß, ohne anzuhalten. Das dauerte vielleicht zwei bis drei Minuten. Ich mußte außerdem Blut ſpucken, verlor aber das Bewußtſein nicht.

In dem Augenblicke betrat die Kaiſerin mein Zimmer, aus dem alles herausgeſchickt worden war. Sie konnte ihre Tränen nicht halten, als ſie mich ſo ſchrecklich leiden ſah. Man berichtete ihr, um was es ſich handelte. Als ich wieder ſprechen konnte, ſagte ich Boerhaave, daß die Hälfte des Zahnes an ſeiner Stelle geblieben war. Guyon wollte ſich davon überzeugen und mit einem Finger die Stelle, die ich ihm zeigte, berühren, aber ich

wollte es ihm nicht gestatten. Ich lernte damals aus eigener Erfahrung, daß der Schmerz, den man leidet, oft Groll gegen den erzeugt, der ihn verursacht. Boerhaave, der das offenbar wußte, fing an zu lachen und bat mich, ihm zu gestatten, die Stelle zu untersuchen, und er überzeugte sich durch eine Berührung, daß eine der Wurzeln meines Zahnes im Munde zurückgeblieben war, während der Zahn ein Stück Kieferknochen mitgenommen hatte, so groß wie ein silbernes Zehn-Sous-Stück. Von dem Augenblick an, als der Zahn heraus war, fühlte ich mich erleichtert.

Ich schlief in der Nacht gut, und am nächsten Morgen konnte ich nach der Stadt fahren. Der Großfürst dachte aber nicht daran, seinen Schlitten schließen zu lassen, obgleich sehr strenger Frost herrschte. In der Stadt angelangt, zog ich mich in meine Gemächer zurück und konnte vier Wochen lang nicht ausgehen, denn mein rechter Kiefer und die Unterseite des Kinns waren blau und blutunterlaufen, als ob ich gefallen wäre und mich dabei an diesen Stellen verletzt hätte.

So wäre ich also bis zum Beginn des Jahres 1750 gelangt.

Nach Neujahr ging die Kaiserin nach Tzarskoje Selo,[1] und wir blieben in der Stadt. Es waren erst ziemlich wenige von den Mitgliedern der Hofgesellschaft aus Moskau angekommen.

Damals noch viel mehr als jetzt wurde es dem Adel im allgemeinen sehr schwer, Moskau zu verlassen, die Stadt, die sie alle so lieben, wo Trägheit und Nichtstun ihre Hauptbeschäftigung ist. Hier würden sie gern ihr ganzes Leben damit zubringen, sich in einer übertrieben reich vergoldeten gebrechlichen Karosse sechsspännig umherfahren zu lassen, ein Symbol des falsch verstandenen Luxus, der da herrscht und den Augen der Masse die Unsauberkeit des Herrn, die völlige Unordnung seines Hauswesens und seiner Lebensführung verbirgt. Es ist keine Selten-

[1] Journal der Kammerfuriere 1750: „Am 18. Januar geruhte Ihre Kaiserliche Majestät sich aus Gostilitzy nach Tzarskoje Selo zu begeben, und daselbst bis zum 25. zu verweilen."

A. P. Antropow: Kaiser Peter III.

heit aus einem großen, von Haufen Schmutz und Unrat erfüllten Hofe, der zu einer elenden Baracke aus verfaulten Brettern gehört, eine prachtvoll gekleidete Dame in einem wundervollen Wagen mit sechs schlechten, schmutzig geschirrten Pferden herauskommen zu sehen, mit ungekämmten Lakaien in hübscher Livree, der sie durch ihr linkisches Benehmen Schande machen. Im allgemeinen verweichlicht sich Mann und Weib in dieser großen Stadt: sie sehen und treiben nur Armseligkeiten, die auch das ausgesprochenste Genie verkümmern lassen müßten.[1]

Weil sie nur ihren Launen und Einfällen folgen, umgehen sie alle Gesetze oder führen sie schlecht aus. Das Ergebnis ist, daß sie niemals befehlen lernen oder daß sie zu Tyrannen werden. Nirgends in der bewohnten Welt ist der Boden für den Despotismus so günstig wie dort. Vom zartesten Alter an gewöhnen sich die Kinder an ihn, weil sie sehen, mit welcher Grausamkeit ihre Eltern die Dienerschaft behandeln. Denn gibt es etwa ein Haus, in dem keine Halseisen, Ketten, Peitschen und ähnliche Werkzeuge vorrätig sind, um wegen des geringsten Vergehens diejenigen zu

[1] Im Staatsarchiv befindet sich ein Blatt von Katharinas Hand „Reflexionen über Petersburg und Moskau": „... Ich liebe Moskau ganz und gar nicht, aber ich habe auch keine Voreingenommenheit für Petersburg. Ich will mich nur vom Staatswohl leiten lassen und offen meine Meinung sagen. Moskau ist der Sitz der Trägheit, und seine übermäßige Größe wird daran immer die Hauptschuld tragen. Ich habe es mir zur Regel gemacht, wenn ich da bin, niemals nach jemand zu schicken, weil man erst am nächsten Tage eine Antwort haben kann, ob der Betreffende kommen wird oder nicht. Um einen Besuch zu machen, bringt man einen Tag im Wagen zu, und der ganze Tag ist verloren. Der dort versammelte Adel gefällt sich, und das ist nicht zu verwundern. Aber von frühester Jugend nimmt er dort Ton und Allüren der Trägheit und des Luxus an. Er verweichlicht sich, fährt immer in sechsspänniger Karosse einher und sieht nur Armseligkeiten, die das ausgesprochenste Genie schwächen müssen. Außerdem hat nie ein Volk mehr Gegenstände des Fanatismus vor Augen gehabt: wie wundertätige Heiligenbilder auf Schritt und Tritt, Kirchen, Pfaffen, Klöster, Betbrüder, Lumpen, Diebe, unnütze Bediente in den Häusern, — in was für Häusern, welch' Schmutz in den Häusern, die ein gewaltiges Terrain einnehmen, und deren Höfe Schlammsümpfe sind. Allgemein hat jeder Vornehme in der Stadt nicht ein Haus, sondern ein kleines Landgut ..."

martern, welche die Natur dieſer unglücklichen Klaſſe angehören läßt, die ihre Feſſeln nicht ohne Verbrechen ſprengen könnte? Kaum wagt man zu behaupten, daß ſie ebenſogut Menſchen ſind wie wir, und wenn ich ſelbſt das ſage, ſo iſt es auf die Gefahr hin, daß man Steine auf mich wirft. Was habe ich nicht von der Stimme einer unverſtändigen und grauſamen öffentlichen Meinung leiden müſſen, als in der Geſetzeskommiſſion diesbezügliche Fragen behandelt wurden und der adlige Pöbel, deſſen Zahl unendlich viel größer war, als ich je hätte annehmen können, weil ich zu ſehr nach den Leuten urteilte, die mich täglich umgaben, zu ahnen begann, daß dieſe Beſprechungen einige Beſſerung für die gegenwärtige Lage der Bauern bringen könnten! Haben wir es nicht mitangeſehen, wie Graf Alexander Sergejewitſch Strogonow, ein ſo weicher und im Grund höchſt humaner Mann, deſſen Herzensgüte ſchon faſt zu weit ging, wie dieſer Mann, ſage ich, mit Wut und Leidenſchaft die Sache der Leibeigenſchaft vertrat, die ſein innerſtes Herz doch verdammen mußte! Es iſt ja ſchließlich nicht meine Sache, ob er unter fremden Einflüſſen oder als Feigling gehandelt hat; ich führe dieſes Beiſpiel nur an als eines von denen, die mich am meiſten verwundert haben. Alles was man ſagen kann, iſt jedenfalls das, wenn er geſündigt hat, ſo tat er es wenigſtens mit vollſtem Bewußtſein. Aber wie viele gab es, die ſich von Vorurteilen und ſchlecht verſtandenen Intereſſen leiten ließen! Ich glaube, es gab keine zwanzig Menſchen, die damals über den Gegenſtand mit Menſchlichkeit und wirklich wie Menſchen nachgedacht hätten! Und im Jahre 1750 hat es deren ſicherlich noch weniger gegeben, und ich glaube, wenige Menſchen in Rußland kamen überhaupt auf den Gedanken, daß es für die Dienerſchaft einen anderen Zuſtand als die Leibeigenſchaft geben könnte.

Es iſt aber Zeit, daß ich zu dem laufenden Jahre zurückkehre, deſſen Beginn mich eine ſo weite Abſchweifung von meinem Gegenſtand hat machen laſſen.

Während Ihre Majeſtät in Tzarskoje Selo weilte und es in der Stadt noch leer war, wußten wir, der Großfürſt und ich, in den erſten Tagen nicht recht, was wir tun ſollten. Wir gewöhnten uns an, nachmittags zu den Tſchoglokows zu gehen, die noch immer dieſelbe Wohnung innehatten, von der ich ſchon geſprochen habe. Dort verſammelte ſich das kleine Gefolge, das uns auf der Reiſe begleitet hatte, und diejenigen aus der Umgebung der Kaiſerin, die ihr nicht auf das Land gefolgt waren. Auch die Prinzeſſin von Kurland trafen wir da.

Das Triſſetſpiel war hier unſere Beſchäftigung.

Der Großfürſt ſpielte mit der Prinzeſſin von Kurland, und beim Spiel fand er Gefallen an ihr. Der größte Vorzug, den ſie in ſeinen Augen hatte, war, daß ſie nicht von ruſſiſchen Eltern ſtammte. Denn der Großfürſt hatte ſchon damals eine große Vorliebe für alle Ausländer und etwas wie eine Abneigung oder den Beginn einer Abneigung gegen alles, was ruſſiſch war oder Rußland anhing. Dieſe Abneigung wurde in der Folge immer ſtärker; aber damals war Seine Kaiſerliche Hoheit noch ſo klug, ſolche Gefühle nicht gerade zur Schau zu tragen, obwohl er doch gelegentlich kleine Funken von ihnen ſprühen ließ, die gerade bedeutungsvoll genug waren.

Außer dem Vorzug eine Fremde zu ſein, beſaß die Prinzeſſin von Kurland in den Augen des Großfürſten noch den unſchätzbaren Reiz, daß ſie gern Deutſch ſprach, und da war mein Großfürſt ganz in Flammen. Die wahren Vorzüge der Prinzeſſin von Kurland berührten ihn weniger. Man muß ihr Gerechtigkeit widerfahren laſſen und anerkennen, daß ſie klug war; ſie hatte ſehr ſchöne Augen, ihr Geſicht war aber nicht hübſch, nur die Haare, die ſehr ſchön kaſtanienbraun waren. Sie war außerdem klein und nicht nur ſchlecht gewachſen, ſondern geradezu bucklig. Dieſer Fehler konnte aber nicht als einer gelten in den Augen eines Fürſten aus dem Hauſe Holſtein. Denn die haben ſich alleſamt nie durch eine körperliche Mißgeſtaltung zurückſtoßen laſſen: ſo hat zum Beiſpiel der verſtorbene König von

Schweden,[1] mein Onkel mütterlicherſeits, keine Maitreſſe gehabt, die nicht bucklig oder einäugig oder lahm war.

Der Großfürſt verbarg ſeine Neigung nicht ganz vor mir, aber er behauptete trotzdem, es wäre nur reine Freundſchaft. Ich tat ihm den Gefallen, das zu glauben, außerdem wußte ich ja, daß es über ſchmachtende Blicke nicht hinausgehen würde wegen der Beſonderheiten des genannten Herrn, die immer noch dieſelben waren, obwohl ſchon fünf Jahre ſeit unſerer Verheiratung verfloſſen waren.[2]

Die Beſuche bei den Tſchoglokows wurden zur täglichen Gewohnheit: die nahmen das gar nicht übel, weil das gewiſſermaßen ihren Salon hob, und weil ſie gern genügend zahlreiche Geſellſchaft bei ſich ſahen, um den Tag am Spieltiſche zu verbringen. Die Prinzeſſin von Kurland befleißigte ſich mir gegenüber eines tadelloſen Benehmens, und ſie hat ſich nie auch nur einen Augenblick vergeſſen, obwohl jenes Verhältnis einige Dauer gehabt hat.

Nach mehrwöchigem Aufenthalt auf dem Lande kehrte die Kaiſerin während der letzten Karnevalswochen nach der Stadt zurück.[3] Ich widmete mich damals mehr als je meiner Toilette und allen neuen Moden. Die Prinzeſſin Gagarin beſtärkte mich darin: ſie hatte mir immer irgendeinen Ratſchlag betreffs meiner Kleidung zu geben, und das verfehlte natürlich nicht, ſie in meinen Augen zu heben. Zu dieſer Zeit fanden die Kleider mit zackigen Rändern Eingang bei uns. Ich ließ mir zwei ſolche machen, eines aus weißem, das zweite aus roſa Atlas, ganz mit Falbeln beſetzt. Als nun die Kaiſerin wieder in der Stadt angelangt war, hatte ich nichts Eiligeres zu tun, als bei der erſten Cour mein ſo garniertes weißes Atlaskleid anzuziehen.

[1] König Adolf Friedrich (geſt. 1771).

[2] Die Worte von „wegen der Beſonderheiten . ." bis „verfloſſen waren" ſind in der Ausgabe der Akademie unterdrückt.

[3] Journal der Kammerfuriere 1750: „Am 17. Februar geruhte Ihre Kaiſerliche Majeſtät aus Tzarskoje Selo wieder in Petersburg einzutreffen."

Es war das erste der Art, das Ihre Majestät sah. Ich hatte dazu viel Smaragden angelegt und mein Haar in Locken frisiert. Ihre Majestät liebte neue Moden nicht sehr, am allerwenigsten solche, die jugendlichen Personen standen, vor allen Dingen aber konnte sie nie dem Geschmack abgewinnen, was mich gut kleidete. Sie beobachtete mich an diesem Abend sehr scharf, es zuckte häufiger als gewöhnlich in ihren Augenwinkeln, was immer ein schlechtes Zeichen war. In der Galerie nahm sie Frau Tschoglokow bei Seite, um lange mit ihr zu sprechen, und als sie sich von uns verabschiedete, kam sie uns sehr rot vor.

Wir zogen uns auch zurück; kaum hatte ich Zeit gehabt, mich auszukleiden, als Frau Tschoglokow eintrat und mir mitteilte, Ihre Majestät habe mein Kleid scheußlich gefunden und sie ließe mir sagen, ich solle nie wieder derartig gekleidet oder so frisiert vor ihr erscheinen. Außerdem sei Ihre Majestät sehr ungehalten auf mich, weil ich nach vierjähriger Ehe noch immer keine Kinder habe,[1] die Schuld daran könne nur auf meiner Seite liegen, augenscheinlich habe ich irgendein geheimes Gebrechen, von dem man nichts wisse: sie werde mir deshalb eine

[1] In der von Bestushew für Frau Tschoglokow am 10. Mai 1746 verfaßten Instruktion heißt es Punkt 2 u. a.: „Weil J. K. H. zur erhabenen Gemahlin Unseres Lieben Neffen, S. K. H. des Großfürsten und Thronfolgers, erwählt und zu ihrer jetzigen Würde einer Kaiserlichen Hoheit lediglich in der Erwartung und Hoffnung erhoben wurde, daß sie durch Einsicht, Verstand und Tugenden S. K. H. zu aufrichtiger Liebe bewege, sein Herz gewinne, und daß so der erwünschte Erbe des Reiches und Sproß Unseres Kaiserlichen Hauses erwachsen möge, was aber nicht anders als auf Grundlage gegenseitiger aufrichtiger Liebe und ehelicher Vertraulichkeit erwartet werden kann, so hegen Wir von J. K. H. die Allergnädigste Hoffnung, sie werde, bedenkend wie ihr eigenes Glück und ihre Wohlfahrt davon abhängen, diese wichtige Erwartung wohl erwägen, und ihrerseits zu deren Erfüllung eifrigst nichts was möglich unterlassen. — Ihnen aber befehlen Wir nachdrücklichst an, diesen Uns und dem ganzen Vaterlande so wichtigen Wunsch J. K. H. der Großfürstin bei jeder Gelegenheit eindringlichst vorzuhalten. Deshalb sollen Sie sich sorgsamste Mühe geben, auf allerbestes Einvernehmen, aufrichtigste Liebe und eheliche Vertraulichkeit zwischen beiden Kaiserlichen Hoheiten nach Möglichkeit unablässig zu achten!"

Hebamme ſchicken, um mich zu unterſuchen. Der Großfürſt, der ſich zufällig in meinem Zimmer befand, war Zeuge dieſer ganzen Unterredung. Ich antwortete hinſichtlich der Kleidung, ich werde pünktlichſt die Befehle Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät befolgen, und bezüglich des zweiten Punktes, Ihre Majeſtät ſei in allem meine Herrin und ich in ihrer Gewalt, ich hätte alſo ihrem Willen nichts entgegenzuſetzen. Der Großfürſt nahm diesmal meine Partei. Vielleicht empfand er, daß die Schuld nicht auf meiner Seite lag, oder auch er fühlte ſich ſeinerſeits verletzt: kurz, er ſagte Frau Tſchoglokow ſehr unverhüllt ſeine Meinung über die Angelegenheit mit den Kindern und über die Unterſuchung, und ihr Wortwechſel erhitzte ſich gar ſehr. Sie warfen ſich gegenſeitig alles mögliche Böſe vor; ich weinte inzwiſchen und ließ ſie reden. Frau Tſchoglokow entfernte ſich in großer Wut mit der Ankündigung, ſie werde alles Ihrer Majeſtät wiederholen. Aber es war nicht ſo ganz leicht, dieſe zu ſehen, und auch Frau Tſchoglokow bot ſich nicht ſo bald die Gelegenheit.

Als Frau Wladyslaw ſah, daß ich geweint hatte, wollte ſie den Grund wiſſen. Ich erzählte ihr alles, was vorgefallen war, auch den Schimpf, der mir drohte. Frau Wladyslaw fand die Handlungsweiſe der Kaiſerin mir gegenüber ungerecht, und ſie fügte hinzu: „Wie können denn Sie daran ſchuld ſein, daß Sie keine Kinder haben, da Sie doch noch Jungfer ſind;[1] die Kaiſerin muß das doch wiſſen, und Frau Tſchoglokow iſt eine dumme Gans, wenn ſie hierher kommt und ſolches Zeug redet. Ihre Majeſtät ſoll ihren Neffen verantwortlich machen oder ſich ſelbſt, daß ſie ihn zu früh verheiratet hat". Übrigens habe ich viel ſpäter gehört, daß Graf Leſtocq der Kaiſerin geraten hatte, den Großfürſten nicht jünger, als mit einundzwanzig Jahren zu verheiraten, aber die Kaiſerin befolgte ſeinen Rat nicht.[2] Frau

[1] Die Worte „da Sie doch noch Jungfer ſind" ſind in der Ausgabe der Akademie unterdrückt.

[2] Stählins Memoiren: „1745. Die Kaiſerin beeilt ſich mit der Verheiratung des Großfürſten. (Die Ärzte rieten, ſie wenigſtens um ein Jahr zu verſchieben.)"

Wladyslaw tröstete mich und gab mir zu verstehen, sie werde dafür sorgen, daß der wahre Sachverhalt, so wie sie ihn verstand, zur Kenntnis der Kaiserin käme. Ich weiß nicht, was sie tat, aber sie hörte nicht auf zwischen den Zähnen zu murmeln, die hübsche Frisur und die Falbeln hätten offenbar Ihrer Majestät die Laune verdorben, und ich sei wirklich zu bedauern, mit einem Gatten, dessen Gemütsart nicht zu der meinen passe und einer Tante an Stelle einer Schwiegermutter, mit der sehr schwierig auszukommen sei und die durch ein boshaftes Weib noch gereizt werde. Mit dem boshaften Weib meinte sie Frau Tschoglokow, der sie die schlimmsten Dinge nachsagte, seit ihr Gemahl sich mit Graf Bestushew entzweit hatte, dem Freund und Protektor von Frau Wladyslaws Schwiegersohn.

Meine Lage war wirklich nicht zum Lachen: ich stand vollkommen isoliert unter allen den Menschen da. Indessen hatte ich mich daran gewöhnt; die Lektüre guter Bücher und die heitere Grundstimmung meines Temperamentes halfen mir leicht über die Situation hinweg. Dazu kam eine innere Vorahnung meiner künftigen Bestimmung, die mir immer den Mut verlieh, alles zu ertragen, was ich zu leiden hatte, und mir täglich Unannehmlichkeiten von mehr als einer Seite zufügen zu lassen. Schon damals weinte ich viel seltener, wenn ich allein war, als in den ersten Jahren. Ich hatte mir immer große Mühe gegeben, diese Tränen zu verbergen, die ich mir als eine Schwachheit vorwarf; ich verbarg sie auch deshalb, weil ich es immer für niedrig gehalten habe, das Mitleid anderer zu erregen, und hätte jemand diese Empfindung für mich gezeigt, so würde mich

— „Die Kaiserin beschleunigte die Verheiratung des Großfürsten gegen den Rat der Hofärzte." — Der österreichische Resident v. Hohenholz hatte am 29. Februar n. St. (1744) geschrieben: „Ich habe meine geringe meynung dahin zu eröffnen kein bedennken getragen, daß etwa die Fürstin von Zerbst in der Person des Großfürsten das, was sie gehoffet, nicht angetroffen haben möge, nemblichen um das Beylager bald möglichst zu vollziehen, da das allerdings unfähige personale des Großfürsten die Hoffnung hierzu noch länger hinaus setzen dürfte; die intervalla aber in hiesigem Reich viellen incidentien unterworffen seind."

das wohl zur Verzweiflung gebracht haben: ich achtete mich ſelbſt zu hoch, um mich eines ſolchen Loſes für wert zu halten.

Während des Karnevals wurde in dieſem Jahre auf Befehl der Kaiſerin in einem Saale des Schloſſes eine Bühne aufgebaut, auf der dann die Kadetten ruſſiſche Tragödien aus der Feder des Herrn Sumarokow aufführten.[1] Unter den Kadetten war einer, der ebenſo durch ſein Spiel, wie durch ſeine hübſche Erſcheinung auffiel. Die Kaiſerin ſelbſt ſchien ſich ſehr für dieſe Truppe und für den ſchönen Truwor, eine Rolle aus der Tragödie ‚Sinaw', zu intereſſieren. Sie wurde es nicht müde, dieſe Tragödie ſpielen zu ſehen, ſie bekümmerte ſich ſelbſt um die Koſtüme: wir ſahen den ſchönen Truwor der Reihe nach alle Farben tragen, welche ſie liebte, und alle Koſtüme, die ihr gefielen. Sie ſchminkte die Akteure perſönlich und man konnte die ganze Truppe fertig koſtümiert aus den inneren Gemächern der Kaiſerin kommen ſehen, wo ſie ſich anzogen, und gleich danach betraten ſie die Bühne.

Während der letzten Woche des Karnevals bekamen wir neun Tragödien zu ſehen. Ich muß geſtehen, daß Melpomene mir ein wenig zu viel wurde, ich gähnte ſehr oft; trotzdem ließ ich mir die Namen der Schauſpieler ſagen, die mich zu Tode langweilten. Aus dem Munde der Kaiſerin hörte ich, daß der ſchöne Truwor Beketow hieß. Er ſtach der Prinzeſſin Gagarin ſehr in die Augen, die mit ihm Bekanntſchaft machte. Die Gelegenheit dazu bot ſich von ſelbſt, denn unter dem Vorwande, daß der Flußübergang gefährlich werde, hatte die Kaiſerin während der Faſten die ganze Kadettentruppe, die auf ihrem Theater ſpielte, in Räumen des Schloſſes untergebracht. Dieſe Räume lagen auf dem Wege der Prinzeſſin zu mir, und auf die Weiſe fing meine Prinzeſſin an, gewaltig mit dieſem Herrn Beketow

[1] Journal der Kammerfuriere 1750: „19. Februar. Am Hofe Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät in den neuen Paradegemächern, in denen ein Theater eingerichtet worden war, fand die Probe einer ruſſiſchen Tragödie ſtatt; geſpielt wurde von Kadetten."

zu kokettieren und war alſo zum zweitenmale die Nebenbuhlerin Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät. Sie ſpielte ein gewagtes Spiel, denn ſie wußte recht gut, daß mehr als eine Kammerjungfer, die nur in den Verdacht gekommen war, die Augen auf einen von denen zu werfen, welche im Augenblick die Gunſt der Kaiſerin genoſſen, mit Schimpf und Schande fortgejagt worden war. Fräulein Gagarin wußte auch, daß die Kaiſerin ſie trotz ihrer Häßlichkeit nicht geputzt zu ſehen liebte, und ſie wurde oft wegen ihrer Toilette geſcholten. Auch trug Ihre Majeſtät ihr Groll nach, weil Herr Schuwalow, bevor er zum Günſtling erhoben wurde, eine Neigung für ſie gehabt hatte, die doch immerhin ſo ernſtlich war, daß er ſie hatte heiraten wollen.

In der erſten Woche der großen Faſten begannen der Großfürſt und ich unſere Andachtsübungen als Vorbereitung auf die Kommunion. Ich ſchickte Frau Tſchoglokow zu Ihrer Majeſtät, um mir die Erlaubnis auszubitten, in das Bad im Hauſe der Tſchoglokows zu gehen. Im Vorübergehen will ich hier erwähnen, daß weder der Großfürſt noch ich es wagten, das Haus zu verlaſſen, auch nicht zu einer Spazierfahrt, ohne die Erlaubnis der Kaiſerin einzuholen, und wir hätten es nicht wagen können, dieſe Sitte, die ſich feſt eingebürgert hatte, zu verletzen, ohne uns den Zorn Ihrer Majeſtät zuzuziehen. Ein anderer feſter Brauch, durch deſſen Vernachläſſigung ich mich wenigſtens dem Vorwurf der Pietätloſigkeit ausgeſetzt haben würde, war die Sitte, in der Woche, in der ich mich auf die Kommunion vorbereitete, ins Bad zu gehen.

Am Dienstag gegen Abend kam Frau Tſchoglokow zu mir in mein Zimmer und teilte mir in Gegenwart des Großfürſten mit, Ihre Majeſtät gebe mir die Erlaubnis ins Bad zu gehen; dann wandte ſie ſich an den Großfürſten und ſagte zu ihm, er würde gut tun, auch hinzugehen. Er nahm den Vorſchlag ſchlecht auf und erklärte, er würde es nicht tun, er wäre nie zuvor da geweſen, das Bad ſei eine lächerliche Zeremonie, der er keine Bedeutung beilege. Frau Tſchoglokow erwiderte ihm, es würde

die Kaiſerin freuen, wenn er hinginge, aber er entgegnete, das ſei nicht wahr, und er werde nichts dergleichen tun. Frau Tſchoglokow erregte ſich und ſagte, ſie ſei erſtaunt, daß er den Wünſchen Ihrer Majeſtät ſo wenig Reſpekt bezeuge. Der Großfürſt wandte dagegen ein, ob man ins Bad gehe oder nicht, das habe nichts mit dem der Kaiſerin gebührenden Reſpekt zu tun, und er wundere ſich, daß ſie, Frau Tſchoglokow ſich erkühne, ihm derartige Dinge zu ſagen, und wenn ſie ein Mann wäre, hätte er ſchon zu antworten gewußt und er hätte dergleichen Worte – er meinte da den Vorwurf der Unehrerbietigkeit gegen Ihre Majeſtät – nicht zweimal angehört.

Frau Tſchoglokow, die ſich nichts gefallen ließ und glaubte, die letzten Worte enthielten eine Drohung gegen ihren Gemahl, geriet in argen Zorn und fragte den Großfürſten, ob er wohl wiſſe, daß für ſolche Reden und den Ungehorſam gegen die Kaiſerin dieſe ihn einfach in die Feſtung von St. Petersburg einſperren laſſen könne. Ich habe oben erzählt, daß dieſe Feſtung als Gefängnis für diejenigen diente, die ſich des Verbrechens der Majeſtätsbeleidigung ſchuldig gemacht hatten und der Geheimen Kanzlei zur Aburteilung überantwortet waren, die dort ihre Sitzungen abhielt. Der Großfürſt fuhr auf bei dieſen Worten und fragte ſeinerſeits, ob ſie das von ſich aus oder im Namen der Kaiſerin ſage. Frau Tſchoglokow erwiderte ihm, ſie weiſe ihn nur auf die Folgen hin, die ſein unbedachtes Benehmen haben könne, und wenn er es wünſche, werde die Kaiſerin ſelbſt ihm wiederholen, was ſie, Frau Tſchoglokow, ihm eben geſagt habe. Ihre Majeſtät habe ihm ſchon mehrfach mit der Feſtung gedroht, gewiß habe ſie ihre Gründe hierfür, und er ſolle daran denken, wie es dem Sohne Peters des Großen wegen ſeines Ungehorſams gegangen ſei.

Jetzt mäßigte der Großfürſt ſeinen Ton und entgegnete, er habe niemals geglaubt, er, Herzog von Holſtein und ſouveräner Fürſt, den man gegen ſeinen Willen hätte nach Rußland kommen laſſen, werde hier einer derartig ſchimpflichen Behandlung aus-

geſetzt ſein. Wenn die Kaiſerin mit ihm nicht zufrieden ſei, brauche ſie ihn ja nur in ſeine Heimat zu entlaſſen. Er verſank dann in Nachdenken, lief mit großen Schritten im Zimmer hin und her und fing ſchließlich an zu weinen. Dann entfernte er ſich, nachdem er und Frau Tſchoglokow ſich noch ſo viel Schelt-worte geſagt hatten, wie ihnen ihre böſe Laune nur eingab. Aber es war ſchon nichts mehr im Vergleich mit dem, was ſie ſich vorher geſagt hatten.

Ich blieb bei dieſem ganzen Auftritt friedlicher Zuſchauer, und wenn ſie ſich an mich wandten, verſuchte ich, ſoweit das von mir abhing, die Parteien zu beſchwichtigen, die beiderſeits mit großer Hitze über Mißverſtändniſſe ſtritten, und ganz ent-fernt davon, ſich zu verſtändigen, die Sache nur immer mehr verwirrten.

Als beide gegangen waren, begann ich über Frau Tſcho-glokows Worte nachzudenken und ſagte mir: „Manches hat ſie aus ſich ſelbſt, aber vieles geht von der Kaiſerin aus“. Ich kam zu dem Schluſſe, die Drohung mit der Feſtung müſſe von der Monarchin kommen und ſah darin ein Zeichen ihres heftigen Grolles gegen den Großfürſten. Die Geſchichte mit den Jägern kam mir nur undeutlich in den Sinn, weil ich zu der Zeit noch nicht recht wußte, worum es ſich dabei eigentlich handelte. Aber jetzt kenne ich die Geſchichte von Aſaf Baturin und ver-binde nun die Zeit der Verhandlung über dieſe Angelegenheit mit der Zeit, da Frau Tſchoglokow die erwähnten Andeutungen machte. Und wenn ich noch hinzufüge, daß nach dieſer Unter-redung zwiſchen Frau Tſchoglokow und dem Großfürſten die Kaiſerin aufhörte, die Hand des Großfürſten zu küſſen, wenn er kam, um die der Monarchin zu küſſen, ſo ſchließe ich, daß jene Andeutungen im Zuſammenhang mit der Affäre ſtanden und hingeworfen wurden, um dem Großfürſten die Unverſtändig-keit ſeines Benehmens klarzumachen.

Am nächſten Tage kam Frau Tſchoglokow wieder zum Groß-fürſten und teilte ihm mit, ſie habe den Auftritt vom Abend

vorher, und daß er ſich entſchieden weigere ins Bad zu gehen, der Kaiſerin berichtet und Ihre Majeſtät habe geantwortet: „Nun wohl, wenn er ſo ungehorſam gegen mich iſt, dann werde ich ſeine verdammte Hand nicht mehr küſſen!“ Der Großfürſt erwiderte darauf: „Das hängt von ihr ab; aber ich werde nicht ins Bad gehen; ich kann die Hitze da nicht vertragen.“ Es ſind ſeitdem verſchiedentlich Verſuche gemacht worden, ihn zu bewegen ins Dampfbad zu gehen; aber ſie waren alle vergeblich, und er hat ſich jedesmal hartnäckig dagegen geſträubt. Aber bei jedem ſolchen Verſuch erinnerte er ſich an dieſen Fall wegen des Bades, als man ihm mit der Feſtung drohte. Er dachte dabei an keine anderen Gründe, man hatte auch keine anderen zu ſeiner Kenntnis gelangen laſſen, und geahnt hatte er nichts. Aber auch falls das beabſichtigt war, ſo hatte man meiner Meinung nach die Sache ſo ungeſchickt wie nur möglich angefangen.

Um den 17. März begab ſich die Kaiſerin nach Goſtilitzy, dem Landgute des Grafen Razumowskij, um dort deſſen Namenstag zu feiern, während wir den Befehl empfingen, mit unſerm Hof und den Hofdamen der Kaiſerin, an deren Spitze die Prinzeſſin von Kurland ſtand, nach Tzarskoje Selo zu gehen.[1] Dieſer Befehl war ſehr nach dem Geſchmack des Großfürſten. Das Beſondere bei dieſer Reiſe war, daß wir ſchon nirgends mehr Schnee fanden, die Stadt vielmehr im Staub verließen und ebenſo zurückkehrten.

In Tzarskoje Selo ſuchten wir uns ſo gut wie möglich zu unterhalten: am Tage promenierten wir oder gingen auf die Jagd. Auch die Schaukeln ſpielten eine wichtige Rolle: auf der Schaukel

[1] Journal der Kammerfuriere 1750: „14. März. Ihre Kaiſerliche Majeſtät geruhte ſich aus St. Petersburg nach Goſtilitzy zu begeben und unterwegs in Krasnoje Selo das Mittagsmahl einzunehmen. Ihre Kaiſerlichen Hoheiten geruhten ſich an demſelben Tage nach dem Mittagsmahl nach Tzarkoje Selo zu begeben. Am 17. März, das heißt am Alexistage, fand in Goſtilitzy ein Bankett ſtatt. Während der Mittags- und der Abendmahlzeit wurde Salut gefeuert und in den Gemächern ſpielte während dieſer Mahlzeiten italieniſche Muſik, auch war den Appartements gegenüber illuminiert.“

erregte Fräulein Balk, eine Hofdame der Kaiſerin, das Intereſſe des Herrn Sergej Saltykow, des Kammerherrn des Großfürſten. Er machte ihr am nächſten Tag einen Heiratsantrag, den ſie annahm, und heiratete ſie bald danach.[1]

Abends wurde geſpielt: dem Spiel folgte ein Souper. Eines Abends hatte ich böſe Kopfſchmerzen: ich mußte von Tiſch aufſtehen und mich zu Bette legen. Der Großfürſt hatte an dieſem Abend noch mehr, als ſonſt ſeine Gewohnheit war, der Prinzeſſin von Kurland den Hof gemacht, was Frau Wladyslaw durch irgendeine Ritze oder ein Schlüſſelloch beobachtet hatte. Sie beſaß nämlich die löbliche Gewohnheit, ihre Neugier meiſt auf ſolche Weiſe zu befriedigen. Als ich in mein Zimmer kam, um mich auszukleiden, konnte ſie es nicht unterlaſſen, den Grund für meine Unpäßlichkeit in der Eiferſucht gegen die Prinzeſſin zu ſuchen. Sie fing an alles mögliche ſchlechte von ihr zu reden, wobei auch Seine Kaiſerliche Hoheit einige Hiebe abbekam wegen ſeines ſchlechten Geſchmackes und ſeines Verhaltens mir gegenüber, für das ſie allerhand bezeichnende Worte hatte. Frau Wladyslaws Gerede, obwohl zu meinen Gunſten, machte mich weinen. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ich jemandes Bedauern erregte, und ſie hatte mich merken laſſen, daß ſie mit meiner Lage Mitleid empfand.

Ich legte mich zu Bett und ſchlief ein. Der Großfürſt, ſtark betrunken, kam ſchließlich auch zu Bette; denn in den erſten neun Jahren unſerer Ehe ſchlief er nie irgendwo anders, als in meinem Bette, ſpäter aber ſchlief er da nur ſelten: das iſt eine Beſonderheit, die nach meiner Meinung nicht ganz unwichtig iſt angeſichts der Lage der Dinge, die ich bereits erwähnt habe.[2]

Als er im Bett lag, machte er mich wach, obwohl er wußte, daß ich krank war, und fing an, mir von der Prinzeſſin von

[1] Dieſe Hochzeit hat ſchon 1749, am 29. Dezember, ſtattgefunden.

[2] Die Worte von „denn in den erſten neun Jahren" bis „erwähnt habe" ſind in der Ausgabe der Akademie unterdrückt.

Kurland zu erzählen, von den Reizen ihrer Perſon und von den Vorzügen ihrer Unterhaltungsgabe.

Von Frau Wladyslaws Gerede war meine Phantaſie erregt, der Kopf war mir nicht recht klar wegen meiner Schmerzen, und ich war aufgebracht über die Rückſichtsloſigkeit, die dieſer allerdings betrunkene Menſch bewies, indem er mich weckte, nur um mir unangenehme Geſchichten zu erzählen. So erwiderte ich ihm einige Worte, in denen ich meine üble Laune nicht ganz zurückhielt, und tat ſo, als ſchliefe ich wieder ein. Beides ärgerte ihn. Er gab mir ein paar derbe Stöße mit dem Ellenbogen in die Seite, drehte mir den Rücken zu und ſchlief dann ein.

Dieſe neue Behandlung war mir ſehr ſchmerzlich; die ganze Nacht weinte ich darüber, hütete mich jedoch, irgend jemand ein Wort darüber zu ſagen. Sei es nun, daß ſich der Großfürſt am nächſten Morgen nicht mehr daran erinnerte, oder daß er ſich ſchämte, er ſprach jedenfalls kein Wort darüber und hat die Sache mir gegenüber ſpäter niemals mehr erwähnt.

Nachdem wir uns noch ein paar Tage in Tzarskoje Selo aufgehalten hatten, kehrten wir in die Stadt zurück. Am Oſterſonnabend gegen Abend bekam der Großfürſt ganz friſche holſteiniſche Auſtern. In der erſten und letzten Woche der Großen Faſten durften wir nur Pilze genießen und in den fünf anderen aßen wir nur Fiſche. Daher war der Großfürſt, der immer guten Appetit hatte, gerade jetzt ſehr ausgehungert. Allerdings bekam er mit Hilfe ſeiner Kammerdiener ganz im geheimen doch während der ganzen Faſten Fleiſch, aber die Portionen konnten immer nur ſehr klein ſein, denn es wurde ihm nie anders als in der Taſche gebracht, weil ſeine Leute dabei große Gefahr liefen. Er kam alſo vor Freude hüpfend in mein Zimmer gelaufen, wo er mich im Bett und ſchlafend fand, denn ich hatte die Nacht von Freitag auf Sonnabend nicht geſchlafen und mußte wieder von Sonnabend zu Sonntag wachen. Ich mußte aufſtehen und mit ihm Auſtern eſſen gehen. Sie waren vorzüglich; ich aß etwa zwanzig Stück, ging dann wieder zu Bett

und ſchlief bis es Zeit war meine Toilette für den Oſterfrühgottesdienſt zu machen.

Während ich mich ankleidete, fühlte ich ſchon eine Kolik kommen, aber weil ich derartige Leiden immer verachtet habe, fuhr ich mit meiner Toilette fort und ging zur Kirche. Während des Gottesdienſtes verſchlimmerte ſich das Übel, doch hörte ich etwa die Hälfte der Meſſe; nach dem Evangelium aber mußte ich die Kirche verlaſſen. Mir folgte die Prinzeſſin Gagarin; Frau Tſchoglokow lag in den Wochen. In meinem Zimmer angelangt, fand ich meine Damen nicht vor: ſie waren an dieſem Tage alle mit Frau Wladyslaw zum Abendmahl in die kleine Kapelle der Kaiſerin gegangen. Die Prinzeſſin Gagarin mußte mich entkleiden. Mein Übel verſchlimmerte ſich; ich hatte wiederholtes und ſehr heftiges Leibſchneiden. Sie ſchickte zu Boerhaave, der war aber nach ſeiner Kirche zur Kommunion gegangen. Schließlich gingen meine Leibſchmerzen in Durchfall über, was mich erleichterte.

Die von Natur furchtſame Prinzeſſin Gagarin war ganz allein mit mir und fragte mich jeden Augenblick: „Wollen Sie, daß ich Ihren Beichtvater holen laſſe?“ Trotz der ſchrecklichen Schmerzen, die ich zu leiden hatte, konnte ich mir nicht helfen und mußte über ihre Angſt lachen. Ein paarmal ſagte ſie auch: „Ich komme um vor Furcht, Sie könnten mir ſterben, während ich mit Ihnen allein bin.“ Schließlich kamen meine Leute, auch die Ärzte, und das ſetzte der Unruhe der Prinzeſſin ein Ende: ſie zog ſich zurück und überließ mich ihnen. Man gab mir Rhabarber ein, und das Übel verging. Doch mußte ich den ganzen Oſterfeiertag das Bett hüten.

Als meine Damen wieder ein wenig zu ſich gekommen waren, erzählten ſie mir, ſie ſeien Zeugen einer anderen Szene geweſen. Die Kaiſerin hatte die große Kirche einige Minuten vor mir während der Meſſe verlaſſen. Sie tat das häufig, obwohl ſie ſehr fromm war; ſie ſtand auch in der Regel während des Gottesdienſtes nicht lange an einer Stelle, ſondern ging in der

Kirche von einer Stelle zur andern. Es gab keine Kapelle, in der ſie nicht zwei oder drei Plätze für ſich gehabt hätte.

An dieſem Tage nun war ſie aus der großen Kirche geradeswegs nach ihrer kleinen Kapelle gegangen. Dort hatte ſie ſo üble Laune gezeigt, daß alles zitterte; die Andacht meiner Damen war dadurch ſehr geſtört worden.

Sie hatte ihre ſämtlichen jungen und alten Damen geſcholten, deren Zahl nicht gering war und an die vierzig heranreichen mochte. Auch die Sänger und alle, bis zum Popen, hatten ihr Teil bekommen. Über dieſe Übellaunigkeit war allerſeits viel geflüſtert worden, und es ſickerte insgeheim durch, dieſe zornige Stimmung habe ihren Grund in der Verlegenheit, in der ſich Ihre Majeſtät zwiſchen drei oder vier Favoriten befand, nämlich Graf Razumowskij, Herrn Schuwalow, einem Sänger, namens Katſchenowskij, und Herrn Beketow, den ſie eben zum Adjutanten des Grafen Razumowskij ernannt hatte. Man muß zugeben, jede andere wäre in nicht geringerer Verlegenheit wie Ihre Majeſtät geweſen. Gleich vier Menſchen richtig zu behandeln und die Gemüter nicht aufeinander platzen zu laſſen, das bringt nicht jeder fertig!

Zu Beginn des Frühjahrs ließ man uns in dem kleinen Sommerpalais Peters des Großen Wohnung nehmen.[1] Uns machte das Vergnügen, weil die Appartements, die wir bewohnen ſollten, unmittelbar auf den Garten hinausgingen. An dem großen, hölzernen Sommerpalais wurde damals an der Seite der Kirche ein Flügel angebaut, den wir bewohnen ſollten. Das bedeutete, die Kaiſerin wollte uns nicht mehr ſo nah an ihren Gemächern haben, wie bisher. Uns war es auch nicht leid um unſere alten Zimmer im Sommerpalais, denn die waren ſehr unbequem. Es war das eine doppelte Flucht von Gemächern, die zwei Aus-

[1] Journal der Kammerfuriere 1750: „Am 30. April, nach aufgehobener Tafel geruhten Ihre Kaiſerlichen Hoheiten ſich zu Fuß durch den Garten in das Sommerpalais zu begeben, in ihre Gemächer, die zur Reſidenz Ihrer Kaiſerlichen Hoheiten hergerichtet waren."

gänge beſaß; den einen über die Treppe, die alle, die zu uns kamen, benutzen mußten, der andere mündete in die Staatsgemächer der Kaiſerin. Infolgedeſſen kamen für den inneren Dienſt in den Gemächern alles, was wir brauchten und alle unſere Leute durch den erſteren Eingang. Eines Tages trug es ſich zu, daß irgendein fremder Geſandter bei uns zur Audienz eintrat, und das erſte, was er ſah, war ein Nachtſtuhl, den man gerade hinaustrug, um ihn zu leeren.

Vom Sommerpalais ließ man uns nach Peterhof gehen und brachte uns in einem der hölzernen Gebäude unter, die am Ende der Allee von Monplaiſir ſind.[1] Das war ein Erdgeſchoß mit nur einer Reihe von Zimmern, mit Fenſtern auf beiden Seiten. Dieſe Wohnung war recht angenehm.

Ich ſetzte mich an eines der Fenſter meines Schlafzimmers, rechts oder links, je nachdem wo die Sonne nicht hereinſchien; da las ich dann. Meine Lektüre war zu jener Zeit der ‚Türkiſche Spion'.[2] Schon ſeit einigen Jahren hatte ich mir angewöhnt, als Mittel gegen Langeweile immer ein Buch in der Taſche zu haben, und wenn der Augenblick günſtig war, ſetzte ich mich, um zu leſen. Das hat mir viele langweilige Minuten erſpart. Dieſer ‚Türkiſche Spion' hätte mich faſt trübſinnig gemacht. Vielleicht trug auch die Lebensweiſe, die man uns führen ließ, mehr dazu bei als das Buch. Wie dem auch ſei, einige Monate lang fühlte ich mich regelmäßig während einer beſtimmten Periode in einer Stimmung, daß ich weinen mußte und alles ſchwarz ſah. Außer-

[1] Journal der Kammerfuriere 1750: „6. Juni. Ihre Kaiſerlichen Hoheiten geruhten nachmittags aus Petersburg aufzubrechen und geruhten unterwegs in das Strandhaus des Herrn Wulf einzukehren, und kamen in der 9. Stunde abends in Peterhof an, und nach der Ankunft geruhten ſie alle ſich nach Monplaiſir zu begeben, in die neuerrichteten hölzernen Gemächer, wo ſie mit ihrem Hofſtaat Reſidenz zu nehmen geruhten."

[2] L'Espion du Grand-Seigneur et ses relations secretes. Par le Sieur Jean-Paul Marana. Amsterdam 1684. — Das am Schluſſe dieſer Ausgabe abgedruckte ‚Privilege du Roy' vom 29. November 1683 bezieht ſich auf ‚un Livre intitulé L'Espion Turc'.

dem war ich damals, oder ich bildete es mir wenigſtens ein, ſehr ſchwach auf der Bruſt; ich war auch noch immer recht mager. Ich verſtand ſehr bald, daß dieſe Sucht, ohne ſtichhaltigen Grund zu weinen, entweder Schwäche oder hypochondriſche Anlage war. Ich ſchrieb dieſe der jämmerlichen Lebensweiſe zu, die man uns acht Monate des Jahres in der Stadt und während eines Teils des Sommers führen ließ, wenn wir im Sommerpalais oder auch in Peterhof waren. Unſere Lebensweiſe war ungefähr ſo wie folgt.

Ich ſtand zwiſchen acht und neun Uhr morgens auf, nahm ein Buch zur Hand und las, bis es Zeit war, mich anzukleiden; niemand außer meinen Frauen betrat mein Zimmer. Allenfalls ging ich einmal zum Großfürſten, oder auch er kam zu mir; ich fühlte mich aber nicht ſehr wohl in ſeinen Gemächern, und wenn er zu mir kam, ſo war das nur ein Grund mehr zur Langweile, – mein Buch war mir lieber, und während ich friſiert wurde, las ich immer noch weiter. Um halb zwölf Uhr war ich angekleidet, dann trat ich in mein Vorzimmer, in dem ſich gewöhnlich nur zwei oder drei von meinen Hofdamen und ebenſo viele Kavaliere vom Dienſt befanden. Hier war es nicht weniger langweilig, denn die Kaiſerin trug damals beſondere Sorge, unſern Hof nur mit den allerdümmſten Männern auszuſtatten, die ſie irgendwo auftreiben konnte, und wenn ſie ſich zufällig in ihrer Wahl getäuſcht hatte, ſo wurde jedenfalls der Einäugige, der unter dieſen Blinden König zu ſein ſchien, entfernt. Um zwölf dinierten wir mit dieſer Geſellſchaft und Herrn und Frau Tſchoglokow. Die gaben ſich größte Mühe, die Unterhaltung nicht heiter werden zu laſſen: ſie mußte ſo ſinnlos bleiben wie möglich, denn wenn ſie etwa einmal intereſſant wurde, ſo langweilten ſie ſich immer. Hierin beſaßen ſie vollſte Unterſtützung des Großfürſten. Sie und er kamen ſich bald mit irgendeiner Zankerei oder Grobheit in die Quere, die für den Reſt der Mahlzeit dann die ganze Geſellſchaft in Ungemütlichkeit verſetzte.

Nach dem Diner kehrte ich in mein Zimmer zu meinem Buche zurück, bis gegen ſechs Uhr. Das war dann die für

Promenade und Erholung bestimmte Zeit, immer aber mußte man von der eben geschilderten faden Gesellschaft umringt sein. Die Prinzessin Gagarin war noch die beste von allen: sie besaß viel Geist, hatte aber für mich das Unangenehme, daß sie sich nicht enthalten konnte, so oft sich nur eine Gelegenheit bot mich die Langweile und Mißstimmung, die mich umgab, fühlen zu lassen. Sie wunderte sich, daß ich nicht mehr darunter litt, als es den Anschein hatte. Die Prinzessin Gagarin hatte sehr viel Vorliebe für die große Welt, für den Luxus und das Stadtleben; sie haßte das Land, das ich gerade jedem anderen Aufenthalte vorzog.

Gegen acht Uhr abends mußte man dann zum Souper zurück sein, das ebenso erfreulich verlief wie das Diner. Danach zog ich mich zurück und legte mich gegen zehn Uhr in mein Bett, um am nächsten Tage dasselbe Leben wieder von vorn anzufangen. In Oranienbaum hatte ich mehr Freiheit, denn wenn ich auch ebensowenig wie in der Stadt und in Peterhof meine Gesellschaft wählen durfte, so konnte ich doch wenigstens spazieren oder herumlaufen wann und wie lange ich wollte.

Unser Aufenthalt in Peterhof dauerte in diesem Jahre länger als wir gewünscht hätten. Eines Tages, als ich wie gewöhnlich an meinem Fenster saß und las, sah ich Graf Kirill Razumowskij und Fürst Peter Repnin vorübergehen. Ich rief sie an mein Fenster und sprach mit ihnen. Frau Tschoglokow, deren Fenster auf dieselbe Allee hinausgingen, sah das und kam wie eine Furie in mein Zimmer, um mich zu schelten, weil ich gewagt hatte, aus dem Fenster mit jenen zu sprechen. Sie schalt auch jene, weil sie stehengeblieben waren. Sie kündigte dann an, sie würde der Kaiserin Bericht erstatten. Graf Razumowskij entgegnete ihr rundweg, er verstünde nicht, was dabei Böses sei, eine Allee des Gartens entlang zu gehen; unsere Unterhaltung wäre die denkbar unschuldigste gewesen, und dabei könnten nur Leute etwas zu tadeln finden, die es liebten, überall, wo sie sich befänden, eine Geheimkanzlei einzurichten.

Um Frau Tſchoglokow wieder zu verſöhnen, gingen ſie dann zu ihr zum Spiel. Ich ging auch manchmal in ihre Gemächer, namentlich wenn ich dort eine weniger fade Geſellſchaft zu finden hoffte, und wenn ich wußte, daß Herr Tſchoglokow nicht da war. Frau Tſchoglokow wurde immer gut aufgelegt, wenn ich zu ihr kam, und vorausgeſetzt, daß ſie ſpielen konnte, beobachtete ſie mich nicht ſcharf.

Der Großfürſt hatte mir einen kleinen, ſchwarzen Hund geſchenkt, einen von ſeinen Charlots. Das war das drolligſte Tier, das ich je geſehen habe. Er war erſt ſechs Monate alt; ihm war es völlig gleich, auf den beiden Hinterbeinen zu laufen oder ſich aller Viere zu bedienen, ja er machte ſogar ſehr gern nur von zweien Gebrauch. War es nun Anlage bei ihm oder hatte das einen anderen Grund, oft lief er auch ſeitwärts wohin er wollte. Der Hund war wirklich ganz närriſch; meine ganze Umgebung gewann ihn lieb. Übrigens hatte er noch keinen Namen. Einer von meinen Ofenheizern gewöhnte den Hund ganz beſonders an ſich, vielleicht weil er ihm wirklich gefiel oder auch nur, um aufzufallen. Er machte mit dem Hund was er wollte, und meine Damen nannten ſchließlich ihn ‚Iwanowa sobaka‘, das heißt ‚Iwans Hund‘; dann, weil das zu lang war, einfach Iwan Iwanowitſch, weil der betreffende Ofenheizer, der ſich ſo viel mit ihm beſchäftigte, Iwan Uſchakow hieß. Wir mußten lachen über den Namen, und während einiger Tage wollte jeder möglichſt oft Iwan Iwanowitſch ſagen, und alle ſpielten mit dem alſo getauften Hunde, der tatſächlich drollig war wie ein Affe. Man ſetzte ihm Hauben auf, zog ihm Mantillen und Röcke an, und Iwan Iwanowitſch fand ſich mit allem ab. Meine Damen putzten ihn aus und nähten den ganzen Tag neue Schmuckſtücke für ihren Iwan Iwanowitſch. Solange der Hund nicht aus meinem Zimmer hinaus kam, hatten dieſe Scherze keine Folgen.

Wir verließen Peterhof, um nach Oranienbaum zu gehen.[1]

[1] Journal der Kammerfuriere 1750: „7. Juni. Ihre Kaiſerlichen Hoheiten geruhten an dieſem Tage ſich nach Oranienbaum zu begeben.“

In dieſem Jahre hatte es der Großfürſt bewerkſtelligt, daß die Frauen der Kavaliere unſeres Hofes uns nach Oranienbaum begleiteten.

Von Peterhof gingen wir alſo nach Oranienbaum. Den ganzen Tag, vom Morgen bis zum Abend, waren wir da auf der Jagd, ich ebenſo wie die anderen. Ich erinnere mich, in dem Jahre mehrere Male dreizehn von den vierundzwanzig Stunden des Tages zu Pferde geweſen zu ſein. Ich liebte dieſe Leibesbewegung leidenſchaftlich und war unermüdlich. Die viele Bewegung, die ich mir machte, verringerte bedeutend die Hypochondrie, zu der ich alle Monate während einer gewiſſen Kriſis neigte.

In dieſem Jahre, wenn ich mich recht erinnere, ſah ich in Oranienbaum eine totale Sonnenfinſternis. Mitten am Tage ſah man die Sterne, ſo dunkel war es, und der Mond, der vor die Sonne trat, ließ rings um ſich herum nur einen Ring von dem Geſtirn ſehen, deſſen Scheibe er bedeckte.[1]

Während dieſes ganzen Jahres litt ich beſtändig an einem ſtarken Schnupfen, ſo daß ich bis zu zwölf Schnupftüchern am Tage brauchte, obwohl ich ſie nicht wechſelte, bevor ſie vollkommen naß waren. Wenn ich mich ſchnaubte, fühlte ich dieſe Feuchtigkeit, die in nicht endenwollender Menge aus meiner Bruſt und dem Inneren des Körpers kam.

Als es Herbſt wurde, kehrten wir in die Stadt zurück[2] und blieben in dieſem Jahre bis Ende Oktober in den neuen, an das Sommerpalais angebauten Appartements. Sie waren ſehr unbequem und ſo ungünſtig wie nur möglich verteilt.

[1] Im Jahre 1750 gab es eine Sonnenfinſternis am 8. Januar n. St., aber im Jahre 1749 am 14. Juli, 1751 am 25. Mai!

[2] Journal der Kammerfuriere 1750: „1. Auguſt. Ihre Kaiſerlichen Hoheiten geruhten abends in der 11. Stunde aus Oranienbaum einzutreffen. — 7. September. Ihre Kaiſerlichen Hoheiten begaben ſich an dieſem Tage vor der Ankunft Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät nach Oranienbaum, und aus Oranienbaum geruhten ſie in St. Petersburg einzutreffen am 27. abends in der ſiebenten Stunde zur Abendzeit."

Zu Anfang Oktober bekam ich ein Schnupfenfieber, von dem ein leichtes, ſchleichendes Fieber zurückblieb, das allabendlich auftrat. Boerhaave hielt mich gleich für ſchwindſüchtig; er hatte nichts Eiligeres zu tun, als eine Eſelin beſchaffen zu laſſen, deren friſchgemolkene Milch ich alle Morgen um ſechs Uhr im Bett trinken mußte, um dann noch zwei bis drei Stunden weiter zu ſchlafen. Das tat mir ſehr gut und befreite mich von Schnupfen und Fieber. Ich ſetzte die Kur noch lange in den Winter hinein fort und erholte mich wieder.

Während dieſer Unpäßlichkeit fing der Großfürſt an, einer kleinen griechiſchen Kammerjungfer[1] von mir, die wirklich bildſchön war, den Hof zu machen. Dieſe Geſchichte ſpielte ſich in Frau Wladyslaws Zimmer ab neben dem meinen, wo der Großfürſt den ganzen Tag und einen Teil der Nacht zubrachte. Frau Wladyslaw beobachtete beide ſehr ſcharf. Das Verhältnis hatte aber keine Dauer und ging nicht über zärtliche Blicke hinaus; das Mädchen hat ſpäter den Generalmajor Meliſſino geheiratet. Dieſer kleine Roman des Großfürſten ſtörte aber nicht ſeinen andern mit der Prinzeſſin von Kurland.

Der Karneval war in dieſem Jahre ſehr luſtig. Die Kadetten fingen wieder mit ihren Komödien an, und Herr Beketow ſtieg immer mehr und mehr in der Gunſt der Kaiſerin.

Frau Tſchoglokow fand mich jetzt im Winterpalaſt ſehr unterhaltend. Oft ſchickte ſie nachmittags zu mir und ließ mich bitten, zu ihr zu kommen. Es kamen da allerhand Menſchen zuſammen, hin und wieder waren auch Leute von Welt da. Das amüſierte mich einigermaßen, aber nicht immer. Im allgemeinen war ich in dieſem Winter ſehr vergnügt, ſo daß ich oft meine ganze Umgebung tanzen und ſpringen machte. Ich ahmte auch alle Arten Vögel und Tiere nach, ihre Stimmen ſowohl wie Haltung und Gang. Das brachte oft Frau Tſchoglokow zum Lachen und heiterte manchmal ſogar ihren Gatten auf, doch war das nur ſelten.

[1] Maria Dmitrijewna Kosarew.

Ich muß gestehen, daß ich ganz ansuehmend närrisch und affig geworden war; aber man gewöhnte sich an meine Eigentümlichkeiten und schalt mich schon ein wenig seltener. Oft erfüllte ich allein das Zimmer mit dem Lärm, den ich machte. Graf Hendrikow, Frau Tschoglokows Bruder, der ein Jahr lang fort gewesen war, behauptete eines Tages, als er mich so lärmen sah, ihm würde schwindlig beim Anblick meiner Bocksprünge. Das gefiel mir sehr, und ein paar Tage lang erzählte ich allen diesen Ausspruch.

In diesem Herbst traf Graf Lynar als Gesandter Dänemarks ein,[1] der Bruder dessen, den die Prinzessin Anna von Braunschweig so sehr geliebt hatte. Er war beauftragt, mit dem Großfürsten wegen des Tausches von Holstein gegen die Länder Oldenburg und Delmenhorst zu verhandeln. Graf Bestushew, als Großkanzler von Rußland, wünschte diesen Austausch sehr dringend, um das Hindernis für ein Bündnis zwischen Rußland und Dänemark zu beseitigen, deren Interessen in mehr als einem Sinne völlig die gleichen waren. Graf Bestushew ließ sich auch nicht durch die leidenschaftliche Liebe des Großfürsten für Holstein schrecken, der dort geboren war. Er leitete die Verhandlungen ein, und es gelang ihm fast, den Großfürsten zu überreden. Ich werde in der Folge darüber noch sprechen.[2]

[1] Graf Rochus Friedrich zu Lynar traf am 7. Februar 1750 in St. Petersburg ein.

[2] In den ‚Chronologischen Bemerkungen' (vgl. S. 117, Anm. 1) finden sich noch einige im obigen Stück III nicht benutzte Notizen: „1750. Entfernung von Jewreinow und dem Kaffeeschenken; Vorwand dafür. Stoffe meiner Mutter. Streit darüber. 1751. Fängt höchst vergnügt an. Maskeraden und Koketterie. Affäre Zachar Tschernyschow. Sergej Saltykow. Graf Bernis. Frau Arnim. Holsteiner Affäre. 1750. Kleiner Hund, Iwan Iwanowitsch genannt. Großer Skandal wegen dieses Hundes. 1751. Großer Skandal in Peterhof." Vgl. Bd. 2, S. 116, 126 usw.

Fünftes Stück

Ich wurde geboren in Stettin in Pommern am 2. Mai n. St. 1729. Meine Mutter, die im Jahre 1727 im Alter von fünfzehn Jahren meinen Vater geheiratet hatte, wäre faſt geſtorben, als ſie mir das Leben geſchenkt hatte. Nur mühſam erholte ſie ſich wieder nach einem Krankenlager von neunzehn Wochen.

Im Alter von zwei Jahren gab man mich in die Hände eines franzöſiſchen Fräuleins, der Tochter eines Profeſſors aus Frankfurt an der Oder, namens Cardel. Mit dreieinhalb Jahren ſoll ich ſchon imſtande geweſen ſein Franzöſiſch zu leſen. Ich kann mich daran nicht erinnern.

Im Jahre 1733 nahm mich meine Mutter mit nach Hamburg zu ihrer Großmutter. Ich beſuchte mit ihr die Oper; aber als auf der Bühne eine Schlacht dargeſtellt wurde, fing ich an zu heulen und wurde fortgeſchafft.[1]

Ich erinnere mich, daß meine Mutter im Jahre 1734 von einem zweiten Bruder entbunden wurde. Das iſt der, welcher noch am Leben iſt; der ältere, der 1730 geboren wurde, ſtarb im Alter von dreizehn Jahren.[2]

Im Jahre 1735 beſuchten meine Eltern ihre Verwandten und ließen uns drei mit unſerer Gouvernante, der Frau eines alten Offiziers, zu Hauſe zurück. Ich ſchrieb jede Woche Briefe an meine Eltern und berichtete ihnen über unſer Befinden, hauptſächlich über das meines älteren Bruders, der ſich beim Spiel durch einen Fall gegen den Tiſch zwei Löcher in den Kopf geſchlagen hatte. Er war dem Tode nahe geweſen. Danach bekam der jüngere die Windpocken. Dieſe Briefe wurden für mich aufgeſetzt, und ich ſchrieb ſie ab.

Im November kehrten meine Eltern zurück. Ich bekam den Huſten und einen ſteifen Hals, ſo daß ich beinahe buckelig geworden wäre. Sechs Monate war ich bettlägerig. Als ich wieder angekleidet werden ſollte, ſtellte ſich heraus, daß ich ganz ſchief war. Es fand ſich da eine Frau, die den Rat gab, keine anderen Heilmittel anzuwenden, ſondern nur die hervorgetretenen

[1] Vgl. S. 27. — [2] Vgl. S. 29, Anm. 1.

Stellen mit dem Speichel einer Perſon einzureiben, die noch nüchternen Magens war. Die rechte Schulter, die linke Seite und die rechte Hüfte waren zwei Finger höher als die entſprechenden Teile der anderen Seite, ſo daß das Rückgrat eine Zickzacklinie bildete.

Mein Vater, der große Liebe für mich hatte, befragte alle, die ihm einen Rat geben konnten. Ich mußte Tag und Nacht eine Schnürbruſt tragen, und dieſe zuſammen mit dem obengenannten Heilmittel brachte mich in weniger als einem Jahre wieder in Ordnung, ſo daß kaum noch etwas zu bemerken war.

Im Jahre 1736 beſuchte meine Mutter ihre Wohltäterin, von der ſie ausgeſtattet und erzogen worden war, die alte Herzogin-Witwe von Braunſchweig-Wolfenbüttel, eine geborene Prinzeſſin von Holſtein-Norburg. Nach dem Verluſte Schleswigs zur Zeit der Adminiſtration meines Großvaters überließ dieſer, der ſehr kinderreich war, recht gern dieſer Dame eine Tochter, welche ſie von ihm verlangte, als Rechtsnachfolger der erſten Frau ihres Gemahls, einer Schweſter meines Großvaters.[1] Meine Mutter, auf welche die Wahl fiel, wurde von ihr erzogen als wäre ſie ihre eigene Tochter.

An der erwähnten Beſuchsreiſe nahm ich teil. Ich wurde verwöhnt und gehätſchelt, ſo klein ich war. Oft bekam ich zu hören, ich ſei klug, ich wäre ſchon ein großes Mädchen, ſo daß ich es ſelbſt glaubte. Ebenſo wie die anderen war ich ganze Nächte auf Feſten und Maskenbällen; bei allem war ich dabei, ich ſchwatzte wie eine Elſter und war über die Maßen dreiſt. Als Beweis dafür mag folgendes Erlebnis dienen: Als ich vier Jahre alt war, kam der verſtorbene König von Preußen nach

[1] Katharinas Großvater mütterlicherſeits, Herzog Chriſtian Auguſt von Schleswig-Holſtein-Gottorp, hatte zwölf Kinder, er hinterließ vier Töchter und vier Söhne. — Seine Schweſter Sophia Amalie war aber die zweite Gemahlin des Herzogs Auguſt Wilhelm von Braunſchweig-Wolfenbüttel, deſſen dritte Gemahlin eben Eliſabeth Sophie Marie, die Tochter des Herzogs Rudolf Friedrich von Holſtein-Norburg (Witwe des Prinzen Adolf Auguſt von Holſtein-Plön) wurde.

Stettin.[1] Man ſagte mir, ich müſſe ihm den Rock küſſen. Er fragte nach mir, und ich wurde geholt. Ich trat zu ihm, und wie ich verſuchte ſeinen Rock zu ergreifen und er abwehrte, wandte ich mich nach meiner Mutter um und ſagte ganz böſe zu ihr: „Sein Rock iſt zu kurz, ich kann nicht heranreichen“. Er fragte, was ich geſagt hätte. Ich weiß nicht, wer es ihm wiederholte, jedenfalls ſagte er: „Das Mädchen iſt naſeweis“,[2] und ſeitdem fragte er nach mir, wenn mein Vater nach Berlin kam oder er ſelbſt nach Stettin.

Im Jahre 1737 war ich mit meiner Mutter zum erſten Male in Berlin. Die jetzige Königin, die gerade anweſend war, wünſchte mich zu ſehen. Ich ging zu Hofe, man ließ mich ſchwatzen und ſpielen; ich ſoupierte mit der Königin, dann bei dem Kronprinzen. Wir blieben den ganzen Winter in Berlin.

Von dieſem Jahre an bis 1743 habe ich zwei Monate in jedem Jahr in Braunſchweig zugebracht, den Winter in Berlin und die übrige Zeit bis 1740 in Stettin, ſpäter in Zerbſt.

Ich wurde allmählich größer, und die arge Häßlichkeit, mit der ich bedacht war, verließ mich, als ich im Jahre 1739 den König von Schweden beſuchte, meinen Onkel, der zu jener Zeit Biſchof von Lübeck war. Ich ſah damals zum erſten Male den Großfürſten, der wirklich hübſch, liebenswürdig und wohlerzogen war.[3] Man erzählte ſich geradezu Wunderdinge von dem elfjährigen Knaben, deſſen Vater eben geſtorben war. Meine Mutter, die damals ſehr ſchön war, gefiel ihm; er machte ihr den Hof. Ich beachtete ihn kaum; aber ich hörte, wie meine Onkels und Tanten, Brümmer und alle ganz Intimen hie und da ein Wörtchen fallen ließen, das mich glauben machte, man könnte uns vielleicht füreinander beſtimmen. Ich fühlte keinerlei Widerſtreben dagegen. Ich wußte, daß er über kurz

[1] Nach Stück I (S. 28) fand dieſe Szene in Braunſchweig ſtatt.

[2] Die Worte: „das Mädchen iſt naſeweis“ ſind im Manuſkript deutſch.

[3] Vgl. S. 48 und Bd. 2, S. 6.

oder lang König von Schweden ſein würde, und obwohl ich noch ein ganzes Kind war, ſchmeichelte doch der Titel Königin meinem Ohr. Seit jener Zeit neckte mich meine Umgebung mit ihm, und allmählich gewöhnte ich mich an den Gedanken, für ihn beſtimmt zu ſein.

Zwei oder drei Jahre gingen ſo dahin, und dieſe Gedanken traten mehr in den Hintergrund. Mein Aufenthalt in Berlin ließ ganz andere aufkommen. Prinz Heinrich von Preußen ſah mich oft, ich gefiel ihm, und er ſprach darüber mit ſeinen Schweſtern, der Herzogin von Braunſchweig und der Königin von Schweden,[1] die damals noch unverheiratet war, und die meine Mutter ſehr gern hatte. Dieſe meinte aber, ich wäre doch noch ein Kind. Ich war in der Tat erſt dreizehn Jahre alt, aber größer und entwickelter als man es ſonſt in dieſem Alter iſt. Ich weiß nicht, wie ich von ihren Redereien Kenntnis bekam, und war nicht böſe darüber. Der Aufenthalt in Berlin mißfiel mir gar nicht. Die Sachen ſtanden alſo ſo wie erzählt, und ich glaube, ſie wären wohl im Jahre 1744 noch weiter gediehen.[2] Meine Mutter kehrte im Herbſt 1743 aus Hamburg zurück, wo ſie vom König von Schweden Abſchied genommen hatte, der damals gerade zum Thronfolger gewählt worden war und nun nach Schweden abreiſte. Sie reiſte über Braunſchweig und hielt ſich einige Zeit in Zerbſt auf, um dann nach Berlin zu gehen und dort den Winter zuzubringen.

Am 6. Januar 1744[3] ſaßen wir bei Tiſch beim Diner, als meiner Mutter gemeldet wurde, es ſei eine Stafette aus Berlin für ſie gekommen; auch mein Vater war anweſend. Das war etwas Außergewöhnliches. Sie verlangte ihre Briefe. Ich erkannte Brümmers Handſchrift; weil ich neben ihr ſaß, als ſie ihre Briefe öffnete, ließ mich ein ſchielender Blick folgende Worte erkennen: „die Prinzeſſin, Dero älteſte Tochter“. Das genügte

[1] Herzogin Philippine Charlotte und Prinzeſſin Luiſe Ulrike von Preußen.
[2] Vgl. S. 54, Anm. 4.
[3] Stück I: „Am 1. Januar 1744...“ (S. 62).

mir, und ich ſagte in meinem Innern: „Das geht uns an!“ Es war mir durchaus nicht unangenehm.

Wir erhoben uns von Tiſch: mein Vater, meine Mutter und mein Onkel, der ältere Bruder meines Vaters, ſchloſſen ſich ein. Ich ließ mir nichts anmerken, und ſagen tat man mir nichts.

Drei Tage vergingen ſo. Es war ein ſtändiges Gehen und Kommen! Innerlich wußte ich ſehr wohl den Grund, fand es aber ſonderbar, daß meine Mutter, die ſeit ſechs Monaten, nämlich ſeit den Reiſen nach Hamburg, mir viel Vertrauen ſchenkte und ziemlich offen alles mit mir beſprach, doch kein Wort über die Sache zu mir ſagte.

Am Abend des dritten Tages ging ich in ihr Zimmer. Als ſie mich eintreten ſah, ſagte ſie: „Sie ſcheinen aber ſehr aufgeregt zu ſein, Sie ſterben ja vor Neugier!“ „Aber ja“, erwiderte ich, „ich weiß doch durch mein Ahnungsvermögen, was in Ihren Briefen ſteht“. „Oho, alſo was denn?“ fragte ſie mich. Ich ſchämte mich, ihr zu geſtehen, daß ich glaubte, es handle ſich um meine Verheiratung, und antwortete: „Ich werde mein Orakel befragen“. (Eine ihr bekannte Frau beſchäftigte ſich nämlich mit dergleichen Dingen: ſie zog aus dem Namen eines Mannes den ſeines Liebchens, den man wiſſen wollte). „Wir wollen ſehen,“ ſagte ſie, „was Sie herausbringen werden“.

Am nächſten Tage brachte ich ihr einen Zettel, auf den ich die folgenden Worte geſchrieben hatte, die tatſächlich aus meinem Namen gezogen waren: „Die Vorzeichen ſprechen Peter III. wird Dein Gemahl“.[1] Sie ſah mich ſcharf an und ſagte: „Sie ſind ein Schelm, aber mehr werden Sie darüber nicht erfahren“. Sie erhob ſich und ging zu meinem Vater. Bald kehrte ſie zurück und ſagte mir, die Sache ſei allerdings wahr, man mache mir von hier aus[2] derartige Anträge. Aber alles läge noch in weiter Ferne; es wäre auch zu ſehr gewagt. Weder ſie ſelbſt, noch mein Vater oder mein Onkel wollten etwas davon wiſſen.

[1] „Augure de tout que Pierre III sera ton époux“. Vgl. S. 64.

[2] D. h. aus St. Petersburg.

Es wäre ſogar eine abſchlägige Antwort erteilt worden, ohne mich überhaupt zu befragen, wenn ich es nicht erraten hätte. Sie fügte hinzu: „Was denken denn Sie darüber?“ Ich antwortete ihr: „Wenn es Ihnen nicht gefällt, ſtünde es mir ſchlecht an, es zu wünſchen“. Sie erwiderte: „Es ſcheint, Sie hätten nichts dagegen einzuwenden?“

Der Gedanke, ſie zu verlaſſen, namentlich aber meinen Vater, der mich zärtlich liebte, berührte mich in dieſem Augenblicke ſo ſchmerzlich, daß ich anfing zu weinen. Mein Vater trat ein, küßte mich und ſagte, er werde mich zu einem ſo wichtigen Schritte nicht zwingen, und meine Mutter würde reiſen unter dem Vorwande, Ihrer Majeſtät für die Gnadenbeweiſe zu danken, die ihre Familie von ihr erfahren habe (nämlich für die Penſion von 15 000 Rubel, die ſie am dritten Tage ihrer Regierung meiner Großmutter bewilligt hatte, für die Königswürde meines Onkels, für das mit Kleinodien geſchmückte Porträt der Kaiſerin im Werte von 25 000 Rubel, das meine Mutter eben erhalten hatte, weil die Kaiſerin Patenſtelle bei einer Tochter übernommen hatte, von der meine Mutter einen Monat nach deren Thronbeſteigung entbunden worden war). Er fügte hinzu, falls ich meine Mutter auch nicht zu begleiten wünſchte, ſo hinge das nur von mir ab, wenn ich aber mit ihr reiſte und wieder zurückkehrte, ſo würde ich ſtets willkommen ſein. Er wäre ſich aller Bedenklichkeiten bewußt und wolle ſich keinesfalls für ſpäter den Selbſtvorwürfen ausſetzen, mich unglücklich gemacht zu haben.

Ich brach in Tränen aus. Selten in meinem Leben bin ich ſo gerührt geweſen wie in dieſem Augenblicke; tauſend verſchiedene Empfindungen bewegten mich, Dankbarkeit für die Güte meines Vaters, Beſorgnis, ihm zu mißfallen, die Gewohnheit, ihm blindlings zu gehorchen, die zärtliche Liebe, die ich immer für ihn gehabt hatte. Die Hochachtung, die er wirklich verdiente, gewann ſchließlich die Oberhand.

Nie hat wirklich jemand mehr die höchſte Achtung verdient, als er: ſtrengſte Rechtlichkeit leitete ſtets ſeine Schritte. Ich

kann in Wahrheit ſagen, daß ich ihn nie im Leben habe ein Wort ausſprechen hören, das im Widerſpruch mit dieſem ſeinem Charakter geſtanden hätte. Ich glaube, auch ein verwandtes Gefühl war wohl der Grund, daß er die republikaniſche Staatsform ſo liebte und ihr eifriger Anhänger war. Ob nun nur die Achtung für ihn der Grund iſt, oder ob ſich das anders erklärt, – jedenfalls habe ich mir nicht helfen können und auch immer eine Vorliebe für dieſe bewahrt, was wohl faſt unglaublich erſcheint, wenn man meine Stellung und meinen Ehrgeiz bedenkt!

Zehn Tage ſpäter reiſte ich mit meinen Eltern nach Berlin ab.[1] Es war beſchloſſen worden – weshalb weiß ich nicht –, ich ſollte nicht in der Öffentlichkeit erſcheinen. Der König kannte aber das Geheimnis der Reiſe meiner Mutter. Ich ſage Geheimnis, denn die Sache war hier[2] beſchloſſen worden, und zwar von Graf Brümmer, einem Schweden, dem Gouverneur des Großfürſten, von Graf Leſtocq und von Marquis de la Chétardie, um dem Kanzler einen Strich durch die Rechnung zu machen, der beabſichtigte, den Großfürſten mit einer ſächſiſchen Prinzeſſin, nämlich der Kurfürſtin von Bayern, zu verheiraten.[3] Graf Brümmer hatte aus Intereſſe für die holſteiniſche Familie, Graf Leſtocq aus Haß gegen Graf Beſtuſhew das Gerücht in die Welt geſetzt, man bemühe ſich für eine franzöſiſche Prinzeſſin. Marquis de la Chétardie ſah ein, wie wenig Ausſicht auf Erfolg für eine Tochter ſeines Herrn er hatte und veranlaßte ſeine beiden Freunde, die ſächſiſche Partei zu bekämpfen, erklärte ſich auch der Kaiſerin gegenüber offen für mich. Er hatte mich vor noch nicht ſechs Monaten in Hamburg geſehen. Im geheimen erhielt Brümmer den Befehl, an meine Mutter zu ſchreiben, und Baron Mardefeld, der preußiſche Geſandte, fertigte den Kurier ſofort an den König ab. Graf Peter Tſchernyſchow, damals Geſandter in Berlin, wußte von nichts, bis wir ſchon Königsberg hinter uns hatten.

[1] Am 10. Januar 1744. – [2] In St. Petersburg. – [3] Maria Anna. Vgl. S. 67.

Als wir uns bereits einige Tage in Berlin aufgehalten hatten, war der König begierig, mich zu ſehen. Er ließ mich zum Diner einladen; meine Eltern nahmen mich aber nicht zu ihm mit. Wie er ſie ohne mich kommen ſah, ſchickte er noch einmal nach mir und wartete bis drei Uhr mit dem Diner auf mich. Schließlich kam ich an; er ſprach mit mir, war liebenswürdig, lobte mich und ließ mir ſagen, ich ſollte auf der Redoute mit ihm ſoupieren.[1]

Am Abend ließ er mich bei der Tafel neben ſich ſitzen, ſprach beſtändig mit mir, fragte mich nach tauſenderlei, redete von der Oper, von der Komödie, von Poeſie, Tanz, was weiß ich alles. Kurz, er ſprach von tauſenderlei Dingen, über die man eben mit einem vierzehnjährigen Mädchen plaudern kann. Anfangs war ich ſehr ſchüchtern mit ihm, aber dann gewöhnte ich mich, und ſchließlich unterhielten wir uns ganz freundſchaftlich, ſo daß die ganze Geſellſchaft große Augen machte, daß Seine Majeſtät ein Geſpräch mit einem Kinde führte. Schließlich ging irgend jemand, ich weiß nicht wer, hinter uns vorbei. Der König rief ihn an und ſtreckte den Arm nach einer Schale mit Eingemachtem aus, die vor mir ſtand; ich nahm dieſe und reichte ſie ihm zu, worauf er ſagte: „Geben Sie ſie dem Herrn da!“ Er nannte mir deſſen Namen, aber ich habe ihn vergeſſen. Er wandte ſich dann jenem zu und ſagte: „Nehmen Sie die Gabe an aus der Hand der Amouren und der Grazien!“ Ich errötete. Dann erhoben wir uns von der Tafel.

Nach einigen Tagen verabſchiedeten wir uns und reiſten von Berlin ab,[2] angeblich nach Stettin in Pommern, wo mein Vater Gouverneur war. Wenige Meilen vor Stettin trennte ſich meine Mutter von ihm.[3] Die Trennung war ſo ſchmerzlich, wie man ſie ſich nur vorſtellen kann. Es war das letztemal, daß ich ihn geſehen habe.

Unſere Reiſe war lang, ſehr langweilig und recht anſtrengend. Mir waren die Füße ſo angeſchwollen, daß man mich aus und

[1] Vgl. aber S. 69. — [2] Am 16. Januar 1744.
[3] In Schwedt, am 17. Januar 1744.

zu dem Wagen tragen mußte. Wir waren ſechs Wochen unterwegs. Meine Mutter hatte den Namen einer Gräfin von Rheinbeck angenommen, der ihr von hier vorgeſchrieben worden war.[1]

Als wir in Mitau angelangt waren,[2] ließ ſich der Generalleutnant, damalige Oberſt Wojejkow melden. Meine Mutter war über ſeinen Beſuch ſehr erſtaunt, verſteckte mich und ließ ihn eintreten. Er ſagte, er habe Befehl, nach Riga zu melden, daß eine Dame von Stande eintreffen werde, und er käme, um nachzufragen, ob man irgendwelche Aufträge für ihn habe. In Riga befänden ſich ſeit acht Tagen die Hofequipagen und der Kammerherr Naryſchkin. Sie ſei doch aber zweifellos die erwartete Dame. Meine Mutter antwortete, ſie wiſſe davon nichts, wäre aber ſehr erfreut, ſeine Bekanntſchaft zu machen.

Er ſchickte nach Riga, bat meine Mutter, mit ihrer Abreiſe zu warten bis ſein Bote zurück ſei, dinierte und ſoupierte mit uns und reiſte mit uns zuſammen ab. Er unterrichtete meine Mutter über vielerlei Dinge, welche die Ausländer in der Regel nicht wiſſen. Unter anderem erinnere ich mich, daß er ihr ſagte, als ſie mit ihm von den Bojaren ſprach, die gäbe es nicht mehr, das ſei früher ein Amt geweſen, das mit einem Range verbunden war, wie zum Beiſpiel jetzt die Generale en chef uſw., uſw.

Auf halbem Wege zwiſchen Mitau und Riga trafen wir um Mittag mit dem Hofmarſchall Semion Naryſchkin,[3] damals Kammerherrn, zuſammen. Ich kannte ihn ſchon, denn ich hatte ihn in Hamburg geſehen, als er von ſeinem Poſten in England

[1] In der Nachſchrift von Brümmers Brief vom 17. Dezember 1743 (S. 62, Anm. 1) hieß es: „Wenn es Eurer Durchlaucht genehm iſt, können Sie unter dem Namen einer Gräfin Rheinbeck bis nach Riga reiſen. Dort werden Sie ſich zu erkennen geben und die Ihnen beſtimmte Eskorte erhalten." — Dieſen Namen, an den ſich Katharina beim Schreiben dieſer Zeilen noch erinnert, hat ſie ſpäter (S. 70) „vergeſſen". Daraus darf man ſchließen, daß ſie das früher geſchriebene Stück V nicht zur Hand hatte, als ſie Stück I ſchrieb! — [2] Am 5. Februar 1744. [3] Semion Naryſchkin war Hofmarſchall bis 1756. Alſo iſt dieſes Stück V nicht nach 1756 geſchrieben.

zurückkehrte. Er geleitete uns nach Riga, wo wir mit großem Gepränge empfangen wurden. Die Garniſon unter den Waffen, der Magiſtrat, der Vizegouverneur Fürſt Wladimir Dolgorukow und die ganze Stadt hatten die Düna überſchritten, um uns zu empfangen. So wurden wir in unſere Quartiere geleitet, wo wir die Hofbeamten vorfanden, einen Leutnant von der Garde...[1] namens Owtzyn, der jetzt Kammerherr bei mir iſt, und einen Stallmeiſter.

Wir hielten uns zwei Tage in Riga auf. Damals reſidierte dort die Prinzeſſin Anna von Braunſchweig mit ihrem Gemahl und ihren Kindern unter der Aufſicht des Generals Waſilij Saltykow, der aus Dünamünde, wo ſie waren, uns zu begrüßen kam.

Wir reiſten in Schlitten, was für mich etwas Neues war, nach Petersburg ab,[2] wo wir vier Tage ſpäter eintrafen.[3] Der Hof befand ſich in Moskau. Wir wurden unter Kanonendonner empfangen; die ganze Stadt ſtand an der Treppe des Winterpalaſtes, wo wir ausſteigen ſollten. Der General der Artillerie Fürſt Repnin machte die Honneurs.

Wir dinierten und ſoupierten mit den vornehmſten Perſönlichkeiten der Stadt, denn die meiſten waren dem Hof noch nicht nach Moskau gefolgt. Ich machte hierbei die Bekanntſchaft des Oberhofmarſchalls Beſtuſhew, der nach der eben beendeten unglücklichen Geſchichte mit ſeiner erſten Frau, die gerade zu Ende war, als Geſandter fortging, ich weiß nicht wohin. Die fremden Geſandten beſuchten uns täglich; die eifrigſten unter ihnen waren der Marquis de la Chétardie und Baron v. Mardefeld. Der erſtere riet meiner Mutter, ſobald als möglich abzureiſen und gab ihr noch viele andere Ratſchläge, von denen die meiſten nicht zu meiner Kenntnis gelangt ſind.

Nach drei Ruhetagen reiſte meine Mutter mit mir ab,[4]

[1] Im Manuſkript unleſerlich, anſcheinend: „vom Semionowskij-Regiment".
[2] Am 29. Januar (9. Februar) 1744.
[3] Am 3. (14.) Februar 1744. Vgl. S. 72, Anm. 4.
[4] Am 6. (17.) Februar 1744.

begleitet von vier Hofdamen der Kaiſerin, die zu unſerem Empfange in Petersburg zurückgeblieben waren. Das waren Fräulein v. Mengden, ſpäter mit Graf Leſtocq verheiratet, Fräulein Saltykow, jetzt mit Fürſt Gagarin vermählt, die Tochter des Generals, den ich in Riga geſehen hatte, Fräulein Karr, die ſpätere Gattin des Stallmeiſters Fürſt Peter Golitzyn, und die Tochter des Fürſten Repnin, die den Gardeleutnant Herrn Peter Naryſchkin geheiratet hat.

Wir reiſten Tag und Nacht und kamen in 52 Stunden an. Das Volk unterwegs ſagte: „Da fährt die Braut des Großfürſten!“

Sieben Werſt vor der Stadt kam uns der Kammerjunker, jetzige Kammerherr Sievers (den ich aus Berlin kannte, wohin er dem König den St. Andreas-Orden überbracht hatte), entgegen, um uns im Namen der Kaiſerin zu begrüßen. Er nahm in dem Schlitten Platz, den ich mit meiner Mutter innehatte. Nachdem wir die ganze Stadt durchquert hatten, ſtiegen wir am Golowinſchen Palais ab,[1] wo wir am Fuße der Treppe den Prinzen von Homburg und den ganzen Hof vorfanden.

Als wir uns einen Moment ausgeruht hatten, erſchien der Großfürſt, und einen Augenblick ſpäter Graf Leſtocq, um uns zu melden, die Kaiſerin erwarte uns. Sie empfing uns in der Tür ihres Schlafzimmers. Mehr als alles andere überraſchte mich ihr hoher Wuchs. Sie ſprach viel mit meiner Mutter und beſah mich ſehr genau.[2]

Während ihrer Unterhaltung widmete ſich der Großfürſt mir, und ich gefiel ihm ſo ſehr, daß er deswegen die ganze Nacht nicht ſchlief, und Brümmer veranlaßte ihn, laut zu ſagen, er wolle niemand anders haben, als nur mich allein. Er kam zu uns zum Souper; ich war erſtaunt, ihn in allen ſeinen Reden ſo kindlich zu finden, obwohl er am nächſten Tage ſein ſechzehntes Lebensjahr vollendete. Trotzdem mißfiel er mir nicht ganz: er war

[1] Stück I: „Am 9. Februar 1744 kamen wir im Annenhofpalaſt an“. S. 76.
[2] Vgl. S. 77, Anm. 1.

hübſch, und ich hatte ſo oft ſagen hören, daß er viel verſpräche, daß ich das lange geglaubt habe.[1]

Am nächſten Tage, ſeinem Geburtstage, dem 10. Februar a. St., war bei Hofe ein ſolches Gedränge, wie ich es ſeitdem nie wieder geſehen habe. Das gewaltige Moskauer Palais, das im Jahre 1753 abgebrannt iſt, neben dem das hölzerne, das Sie kennen, ſich höchſtens wie ſein Enkel ausmacht, war ſo überfüllt, daß man nur geſchoben wurde. Um elf Uhr ließ die Kaiſerin meine Mutter rufen; ſie ging allein, denn ich war noch nicht mit meiner Toilette fertig. Faſt der ganze Hof wurde mir entgegengeſchickt, und ich allein ward von allen dieſen Menſchen geleitet, von denen manche auf die Stühle ſtiegen, um mich zu ſehen.

Beim Eintritt in das Schlafzimmer der Kaiſerin trat mir dieſe mit dem Bande des St. Katharinen-Ordens entgegen, den ſie mir und dann meiner Mutter umhängte. Wir folgten ihr hierauf zum Großfürſten, der ihr dankte, daß ſie mir den Orden verliehen hatte.[2] Als wir zurückkamen, verweilten wir mit allen Damen, die im Vorzimmer waren.

Man teilte uns zur Dienſtleiſtung Herrn Betzkij und den verſtorbenen Fürſten Alexander Trubetzkoj zu; der erſtere war Kammerherr, der zweite Kammerjunker des Großfürſten; auch der Kammerherr Naryſchkin, der uns begleitet hatte, blieb. Eine von den Hofdamen hatte täglich Dienſt und ferner ein Kammerjunker der Kaiſerin.

Betzkij, der Prinz von Homburg, Brümmer und Leſtocq verſicherten, ich hätte ebenſo ſehr ihrer Herrin wie der Nation gefallen. Ich machte ſtets ein fröhliches Geſicht und ließ es nicht an reichlichen Verbeugungen und viel Höflichkeit fehlen. Weit entfernt davon, ſtolz zu tun, tat ich eher nach der entgegengeſetzten Seite faſt zu viel des Guten, ſo daß Zachar Tſchernyſchow, der mir ſpäter beigegeben wurde, behaupten konnte, ich grüßte in gleicher Weiſe den Kanzler wie einen Ofenheizer. Ich ſprach

[1] Vgl. S. 85, Anm. 3. — [2] Vgl. S. 79, Anm. 1.

nicht einmal viel, aber man ſchrie ſo laut, ich ſei klug, daß es geglaubt wurde, bevor man Beweiſe dafür hatte.

Beurteilen Sie, wie man ſich mit Beſchlüſſen beeilte, nach dem, was ich erzählen werde. Am zehnten Tage nach meiner Ankunft[1] wurde ich krank, und vor meiner Krankheit hatte man ſchon zweimal einen Rat zuſammentreten laſſen, das erſtemal aus den Großen des Reiches, das zweitemal aus den Großen und dem Biſchof beſtehend, wo nach Beſprechungen über die geplante Heirat bezüglich der religiöſen, politiſchen und verwandtſchaftlichen Geſichtspunkte beſchloſſen wurde, mir den Glaubenswechſel anzuraten. Man wählte den Archimandriten Simeon Teodorskij, ſpäter Erzbiſchof von Pleskau, und erteilte ihm den Auftrag, mich zu unterrichten. Er hatte ſchon ſeine Beſuche begonnen, ebenſo Adadurow für die ruſſiſche Sprache.

Aber alle Hoffnungen derer, die mir wohlwollten, wären beinahe durch dieſe ſchreckliche Krankheit zunichte gemacht worden! Die Kaiſerin hatte eine Wallfahrt nach einem berühmten Kloſter bei Moskau, namens Troitza,[2] angetreten, als ich eines Tages beim Ankleiden heftige Kopfſchmerzen bekam. Meine Mutter brachte mich zu Bett. Die Hitze, die ich hatte, verſchlimmerte ſich ſo, daß Boerhaave ſicher glaubte, es müßten die Pocken ſein. Zunächſt verlor ich das Bewußtſein; am Ende des fünften Tages wollte man mir zur Ader laſſen, aber meine Mutter gab das nicht zu. Boerhaave ſchickte dem Grafen Leſtocq einen Kurier, um ihm zu melden, wenn man mir nicht zur Ader ließe, wäre ich verloren. Die Kaiſerin kehrte in großer Eile zurück und überredete meine Mutter im Guten oder Böſen, zuzugeben, daß mir zur Ader gelaſſen wurde. Ich hatte ſo ſchwere Schmerzen in der rechten Seite, daß man jeden Augenblick glaubte, ich müſſe ſterben. Kurz, ſiebenundzwanzig Tage ſchwebte ich

[1] Am 6. März, vgl. S. 80 f. und Bd. 2, S. 11 f.

[2] Die Bemerkung, daß Troitza ein „berühmtes Kloſter" iſt, iſt einer der Anhaltspunkte, daß dieſes Stück für einen Nichtruſſen geſchrieben war.

zwiſchen Leben und Tod; nach deren Verlauf und nach ſechzehn Aderläſſen brach ein Abſzeß auf, den ich im Körper hatte. Dann hatte ich ein Fieber, deſſen Anfälle ſechzehn Stunden dauerten; dann kamen vier Stunden Pauſe und dann wieder ſechzehn Stunden Fieber. Schließlich, wie durch ein Wunder, und weil ich eben leben ſollte, genas ich.[1]

Alle Nichtärzte und die einfacheren Leute hielten mich für vergiftet und klagten deſſen ganz laut den ſächſiſchen Geſandten Gersdorff an. Das ging ſo weit, daß ich, die ich faſt die ganze Zeit in Fieberphantaſien lag, von dieſem Gerücht angeſteckt war.

Während der größten Gefährlichkeit meiner Krankheit ließ man nur die Ärzte mein Zimmer betreten. Die Kaiſerin hatte während dreier Tage ſogar meiner Mutter den Zutritt unterſagt, weil die ſich immer nur mit den Ärzten herumzankte. Das war ein Portugieſe, namens Sanchez, Boerhaave und ein Chirurg, namens Werre, der nie den Oberjägermeiſter verläßt. Man verbarg vor ihr auch die häufigen Aderläſſe, die mir gemacht wurden.

Am 21. April, dem Tage, an dem ich fünfzehn Jahre alt wurde, war ich imſtande, die Glückwünſche ſtehend entgegenzunehmen.[2] Die Kaiſerin ließ mir Rot auflegen wegen der auffallenden Bläſſe, die noch geblieben war.

Ich erholte mich ziemlich ſchnell im Verhältnis zu der Schwere der Krankheit, die ich durchgemacht hatte.

Kaum war ich wiederhergeſtellt, als ſich die berüchtigte Kataſtrophe mit dem Marquis de la Chétardie abſpielte. Man fand in ſeinen Briefen Berichte über unklnge Geſpräche, die er mit meiner Mutter geführt hatte, worüber ſich die Kaiſerin ſo ſehr ärgerte, daß deswegen beinahe meine Heirat in die Brüche gegangen wäre. Weil vor mir wegen meiner großen Jugend die Sache verborgen gehalten wurde, kenne ich nicht alle Einzelheiten. Eines Morgens trat eben Graf Leſtocq bei uns ein und ſagte zu meiner Mutter: „Machen Sie ſich zur Abreiſe fertig!“

[1] Vgl. S. 81, Anm. 3. — [2] Vgl. S. 86, Anm. 1.

Danach kam die Kaiserin mit Papieren in der Hand; sie, meine Mutter und Lestocq schlossen sich ein, und nach einer Unterhaltung, die gute zwei Stunden dauerte, trennten sie sich scheinbar ganz freundschaftlich. Alles das trug sich im Troitza-Kloster zu, wohin die Kaiserin wieder gegangen war, um ein Gelübde zu erfüllen, das sie während meiner Krankheit abgelegt hatte.

Am Tage vor St. Peter legte ich mein Glaubensbekenntnis ab und empfing das Abendmahl in der öffentlichen Hofkapelle in Gegenwart einer zahllosen Menge von Menschen. Ich las in russischer Sprache, die ich nicht einmal verstand, ganz fließend und mit tadelloser Aussprache fünfzig Quartblätter und sagte danach auswendig das Glaubenssymbol her. Der Erzbischof von Nowgorod und die Äbtissin eines Frauenklosters, die im Geruche der Heiligkeit stand, hatten Patenstelle bei mir.[1] Ich erhielt den Namen, den ich jetzt trage, nur aus dem Grunde, weil mein bisheriger verhaßt war wegen der Ränke der Schwester Peters des Großen, die ebenso geheißen hatte. Vom Augenblicke meines Übertrittes an wurde für mich in allen Kirchen gebetet.

Am Abend begaben wir uns inkognito in den Kreml, eine alte Burg, die den Tzaren als Residenz diente.[2] Ich wurde in einem Zimmer untergebracht, das so hoch gelegen war, daß man kaum die Leute sehen konnte, die unten am Fuße der Mauer entlang gingen.

Tags darauf, am St. Peterstag, an dem meine Verlobung stattfinden sollte, erhielt ich frühmorgens als Geschenk der Kaiserin ihr Porträt mit Brillanten besetzt, und einen Augenblick später das des Großfürsten, ebenso wertvoll.

Gleich danach wurde ich abgeholt, um zur Kaiserin zu gehen, die mit der Krone auf dem Haupte und im kaiserlichen Mantel sich unter einem Baldachin aus massivem Silber, den acht Generalmajore trugen, in Bewegung setzte. Ihr folgten der Groß-

[1] Vgl. S. 92, Anm. 1.

[2] Diese für jeden Russen entbehrliche Erklärung beweist, daß das Stück für einen Fremden bestimmt war.

fürſt und ich, nach uns kamen meine Mutter, die Prinzeſſin von Homburg und die anderen Damen nach ihrem Rang. Beiläufig: vom Augenblick meines Übertrittes an war angeordnet worden, ich ſollte den Vortritt vor meiner Mutter haben, obgleich ich noch nicht verlobt war.[1]

Wir gingen die berühmte Treppe, ‚Krasnoje Krylzo' genannt, hinunter, überſchritten den Platz und begaben uns zu Fuß in die Kathedrale, während die Garderegimenter Spalier bildeten. Die Geiſtlichkeit empfing uns wie gewöhnlich. Die Kaiſerin nahm den Großfürſten und mich bei der Hand und führte uns auf eine mit Samt bedeckte Eſtrade in der Mitte der Kirche. Dort verlobte uns der Erzbiſchof Ambroſius von Nowgorod, und danach wechſelte die Kaiſerin die Ringe. Der Ring, den ich vom Großfürſten bekam, war zwölftauſend Rubel wert, und der andere, den er von mir erhielt, vierzehntauſend.[2]

Nach der Meſſe wurde aus Kanonen Salut gefeuert. Um Mittag dinierte die Kaiſerin mit dem Großfürſten und mir auf dem Thron in dem Saale, der ‚Granowitaja Palata' heißt. Meine Mutter hatte den Anſpruch geſtellt, bei dem Diner zugegen zu ſein, worauf man ihr antwortete, ſie könne nur einen Platz über den anderen Damen haben, aber ſie verlangte auf dem Throne, nur eine Stufe niedriger, zu ſitzen. Als das Lord Tyrawley gehört hatte, erklärte er, als Vertreter eines gekrönten Hauptes werde er dann auch dort Platz nehmen. Ihr wurde alſo ein Tiſch an der Stelle gedeckt, von wo früher die Tzariſchen Prinzeſſinnen bei feierlichen Gelegenheiten zuzuſchauen pflegten: das iſt ein kleiner Raum gegenüber dem Thron hoch oben hinter einer Glaswand. Sie ſpeiſte alſo da ſozuſagen inkognito, denn die Prinzeſſin von Homburg und mehrere andere Damen nahmen teil.

Am Abend fand am Fuße des Thrones ein Ball ſtatt, auf einem Teppich, auf dem von den Damen nur die Kaiſerin, meine Mutter, ich und die Prinzeſſin von Heſſen tanzten, von den

[1] Vgl. S. 93, Anm. 3 und S. 94, Anm. 2. — [2] Vgl. S. 93, Anm. 8.

Herren nur der Großfürst, die Gesandten von England, Holstein, Dänemark und der Prinz von Hessen. Die übrige Gesellschaft tanzte zur Rechten. Wir erstickten fast infolge der Hitze und des Menschengewühls; der Saal ist nämlich so gebaut, daß in der Mitte ein großer Pfeiler das Gewölbe stützt und fast den vierten Teil des Raumes einnimmt.

Nach dem Ball kehrten wir wieder in das Palais Annenhof hinter der deutschen Sloboda zurück, das wir bewohnten.

Einige Zeit später wurde der Friede mit den Schweden durch öffentliche Feste gefeiert. Unmittelbar danach reisten wir nach Kijew ab.

Seit meiner Verlobung bis zur Abreise verging kein Tag, an dem ich nicht Geschenke von der Kaiserin empfing, von denen die geringsten einen Wert von zehn- bis fünfzehntausend Rubel hatten, so Juwelen, Geld, Stoffe usw., alles was man sich nur ausdenken kann. Auch bezeigte sie mir immer ihre zärtlichste Liebe. Das wollte man irgendwie ausnutzen: meine Mutter, die durch ihre sehr intime Freundschaft mit der Prinzessin von Hessen die Trubetzkojs an sich gefesselt hatte, bewog den Generalprokuror, als der Ukas über meine Ernennung zur Großfürstin mit dem Titel ‚Kaiserliche Hoheit' veröffentlicht wurde, anzufragen, wie zur Vermeidung eines Irrtums, ob man mich den Treueid leisten lassen und den Titel ‚Thronfolgerin' hinzufügen solle. Aber er wurde mit einem glatten Nein fortgeschickt, was nicht hinderte, daß die Erklärung unter Trompetenschall veröffentlicht wurde.[1]

Um die Mitte des Juli[2] reisten wir von Moskau nach der Ukraine ab. Unterwegs begann meine Mutter, der man den Kammerherrn Betzkij genommen hatte, worüber sie sehr betrübt war, mir wieder viel Vertrauen zu schenken. Ihre Beziehungen zu mir waren etwas kühler geworden wegen der Gräfin Rumiantzow, der ich seit meiner Krankheit, während welcher sie mir sozusagen als Gesellschafterin beigegeben war, freundschaftlich

[1] Vgl. S. 94. — [2] Am 26. Juli, 1744.

näher getreten war. Meine Mutter hielt ſie für eine Spionin und den Urgrund ihrer Kümmerniſſe und mochte ſie nicht leiden.

Bei Gelegenheit des Friedensfeſtes hatte man mir eine Art Hofſtaat gebildet: er beſtand aus drei Kammerherren, Fürſt Alexander Golitzyn, Graf Hendrikow, Graf Jeſimowskij und drei Kammerjunkern, nämlich Alexander Villebois, Graf Zachar Tſchernyſchow und Graf Andrej Beſtushew-Riumin. Meine Mutter wünſchte, ich ſollte der Gräfin Rumiantzow wegen ihres Benehmens böſe Geſichter zeigen, aber weil ich ſie für meine zukünftige Hofmeiſterin hielt, glaubte ich der Kaiſerin zu Gefallen ſein zu müſſen und war ſehr wenig geneigt, mir ſie zur Feindin zu machen. Beſonders beſtärkte mich in dieſen Geſinnungen der Erzieher des Großfürſten, Graf Brümmer, der mich zärtlich liebte, und deſſen Ratſchläge ich ſehr hoch ſchätzte. Fügen Sie hinzu, daß meine Ideen von heroiſchen Tugenden, von denen ich damals toll war, mich für Gefühle, die den meinen ſo ganz entgegengeſetzt waren, nicht ſehr empfänglich machten.

Den Grafen Zachar Tſchernyſchow, gegen den, wie meine Mutter wußte, Graf Brümmer und Gräfin Rumiantzow eine entſchiedene Abneigung hatten, und deſſen Charakter, den man jetzt erkannt hat, ſich damals ſchon entwickelte, zeichnete ſie aus, um jene zu ärgern. Er war oberflächlich und aufgeblaſen und ſchrieb ganz anderen Gründen das zu, was er nicht erwartet hatte, rühmte ſich deſſen und brachte die Leute durch tauſenderlei Torheiten dazu, zu glauben, was, das ſchwöre ich, nicht der Fall war!

In Kijew ſah ich Graf Flemming wieder, den ich aus Pommern kannte. Er war vom König von Polen abgeſandt, um die Kaiſerin bei ihrer Ankunft an der Grenze zu beglückwünſchen. Wir blieben hier zwölf Tage[1] und kehrten dann in kurzen Tagereiſen von dieſer Wallfahrt zurück.[1]

Als wir wieder in Moskau waren,[2] fand meine Mutter immer mehr Grund zu Mißvergnügen. Von allen Seiten ſchwärzte

[1] Vom 29. Auguſt bis zum 8. September 1744.

[2] Am 20. September 1744.

man sie bei der Kaiserin an. Mich zogen aber alle diese Verstimmungen nicht in Mitleidenschaft; ich galt als Kind und hütete mich auch viel zu sehr, zu mißfallen. Vielmehr tat ich mein möglichstes, die zu gewinnen, mit denen ich mein Leben verbringen sollte. Meine Hochachtung und meine Dankbarkeit gegen die Kaiserin waren außerordentlich groß; sie war in meinen Augen wie eine Gottheit, der kein Makel anhaftet. Sie pflegte auch zu sagen, sie liebe mich fast mehr als den Großfürsten. Es freute sie, Gutes über mich zu hören; ich war aber recht schüchtern mit ihr. Der Großfürst liebte mich leidenschaftlich, und alles trug dazu bei, mich auf eine glückliche Zukunft hoffen zu lassen.

Unter solchen Umständen reisten wir von Moskau ab.[1] Auf halbem Wege fühlte sich der Großfürst unwohl, und vierundzwanzig Stunden später zeigten sich bei ihm die Pocken. Ich war gerade in seinem Zimmer. Der anwesende Boerhaave bemerkte es zuerst und riet meiner Mutter, mich aus dem Zimmer zu führen und vor allen Dingen mir den Grund zu verbergen. Man beschloß, mich noch in derselben Nacht fortreisen zu lassen und fertigte einen Kurier an die Kaiserin ab. Als mir gesagt wurde, ich müsse abreisen, ahnte ich, um was es sich handeln könne und war davon sehr ergriffen. Unterwegs trafen wir die Kaiserin, die aus Petersburg kam, um zu dem Großfürsten nach dem Dorf zu reisen, in dem er sich befand; es hieß Chotilowo.

In Petersburg führte ich ein sehr zurückgezogenes Leben. Ich benutzte die sechs Wochen, die ich mit meiner Mutter allein war, um Russisch zu lernen, das ich damals schon anfing zu verstehen und auch zu sprechen. Ich schrieb der Kaiserin mehrere Briefe in dieser Sprache, was ihr viel Freude machte.

Seit meiner Ankunft in Petersburg hatte man meiner Mutter und mir verschiedene Zimmer angewiesen, ich glaubte deshalb, weil ihre Gemächer nie von Besuchern, namentlich den fremden Gesandten, leer wurden, doch speisten wir gemein-

[1] Am 15. Dezember 1744.

ſchaftlich. Sie hatte dieſe Veränderung mit Unzufriedenheit bemerkt, was aber nicht weiter berückſichtigt wurde. Von Tag zu Tag wurde ſie immer mehr mit Kälte und Mißachtung behandelt.

Man traf Vorbereitungen für meine Hochzeit, die zu Anfang Juni 1745 ſtattfinden ſollte.

Als die Kaiſerin und der Großfürſt nach Petersburg zurückkehrten und ich ihn ſah, bekam ich einen Schreck, wie ihn wohl nie jemand gehabt hat. Er hatte alſo gerade die Pocken durchgemacht und ſein Geſicht war völlig entſtellt und über die Maßen angeſchwollen; ja, wenn ich eben nicht gewußt hätte, daß er es war, ich hätte ihn nie erkannt! Das Blut erſtarrte mir zu Eis bei ſeinem Anblick, und wäre er ein wenig feinfühliger geweſen, ſo hätte er wohl wenig Freude über den Eindruck gehabt, den er auf mich machte. Er ſoupierte jeden Abend bei mir, aber je näher der Zeitpunkt meiner Hochzeit kam, um ſo mehr hätte ich gewünſcht, meiner Mutter folgen zu können.

Mein Hofſtaat war jetzt vollzählig gebildet. Die Gräfin Rumiantzow verſah das Amt einer Oberhofmeiſterin, ohne den Titel zu haben. Als Hofdamen waren mir zwei Prinzeſſinnen Gagarin beigegeben, von denen die ältere geſtorben iſt, die jüngere den Fürſten Alexander Golitzyn geheiratet hat; ferner ein Fräulein Koſcheliow, das ſpäter infolge eines für ſie recht unvorteilhaften Abenteuers von meinem Hofe entfernt wurde. Sodann waren alle meine Bedienten und Frauen ruſſiſch, außer einer einzigen, die ich mit mir gebracht hatte.[1]

Unter den Mädchen war eines,[2] deſſen ſehr heitere Gemütsart mir ſo gefiel, daß ich zu ihm freundlicher war als zu den anderen. Doch konnte dieſe Freundſchaft nicht ſehr weit gehen, denn von zehn Worten, die wir ſprachen, verſtanden wir kaum eines. Aber wie unſchuldig auch dieſe Sympathie war, denn ſie ein Attachement zu nennen, wäre ſchon zu viel geweſen, — meine Mutter nahm doch Anſtoß daran. Sie ſprach mit mir

[1] Fräulein Schenk. — [2] Maria Petrowna Shukow.

darüber; und obwohl ich ihr nicht glaubte, man könne es mir ſchlecht auslegen, daß ich meine ruſſiſchen Bedienten gut behandelte, ſo gab ich ihr doch die Verſicherung, ich würde meine Freundlichkeiten für das junge Mädchen einſchränken. Dieſes war übrigens nur ein Jahr älter als ich; urteilen Sie, ob das ſehr gefährlich ſein konnte!

Meine Hochzeit wurde auf den 21. Auguſt a. St. 1745 verſchoben und ward dann mit allem erdenklichen Gepränge gefeiert. Die Feſtlichkeiten dauerten zehn Tage, und der Hof zeigte noch denſelben vornehmen Glanz, den ihm die Kaiſerin Anna gegeben hatte.

Zwei Wochen ſpäter ließ man meine Mutter wiſſen, ſie könne abreiſen, wenn ſie wolle. Sie gab die Antwort, ſie wünſche das ſchon lange ſehr dringend. Sie habe nur auf die Vollziehung meiner Hochzeit gewartet: jetzt aber wolle ſie keinen Augenblick mehr bleiben. Die Kaiſerin ſchickte ihr 70000 Rubel; weil ſie aber noch einmal ſoviel Schulden gemacht hatte, nahm ich den Reſt auf mich und habe dadurch den Grund für meine eigenen Schulden gelegt. Seit meiner Hochzeit ſah ich ſie ſeltener und ſie verhielt ſich mir gegenüber freundſchaftlicher. Aber auf einer Reiſe nach Tzarskoje Selo hatte es irgend jemand, ich weiß nicht wer, an Achtung ihr gegenüber fehlen laſſen, den ich dann nach ihrer Meinung nicht genügend ausſchalt, und das verſtimmte ſie wieder gegen mich.

Schließlich hielt ſie es zu meinem Beſten für notwendig, jenes Mädchen, das ich ſo gern hatte, zu entfernen. Zwei Tage vor ihrer Abreiſe verlangte ſie die Kaiſerin zu ſprechen. Dieſe erzählte mir am übernächſten Tage, meine Mutter habe ſie gebeten, das ſiebzehnjährige Ding zu entfernen, weil es gefährlich ſei, mir Günſtlinge zu geſtatten. Ich weiß auch zur jetzigen Stunde noch nicht, was das bedeuten ſollte. Denn zu jener Zeit hatte ich wirklich noch an nichts Böſes gedacht, ja im Gegenteil, wäre ich damals geſtorben, ſo hätte ich geradeswegs in das Paradies eingehen müſſen, ſo unſchuldig war ich an Herz und Seele!

Am Tage der Abreiſe meiner Mutter,[1] der ich das Geleit gegeben hatte, entfernte man alſo dieſe ſo hoch gefährliche Perſon. Sie hätte um ihr Brot betteln müſſen, wenn ich ſie nicht unterderhand unterhalten und ſpäter auch verheiratet hätte. Jetzt, wo ſie Witwe iſt, habe ich ihr die Mittel gegeben, ſich ein kleines Landgut zu kaufen, auf dem ſie nun lebt.

Aus Furcht, mich allzuſehr zu betrüben, reiſte meine Mutter ohne Abſchied von mir ab.

An demſelben Abend kehrten wir mit dem Großfürſten wieder in die Stadt zurück. Ich fragte nach dem Mädchen; die anderen antworteten mit trauriger Miene, ſie ſei fortgegangen, um ihre Mutter zu beſuchen, die erkrankt ſei. Am nächſten Tage flüſterte mir jemand zu, wie ſich die Sache wirklich verhielt, aber aus Furcht, die Betreffende unglücklich zu machen, ſchwieg ich ſtill. Wir begaben uns dann in den Winterpalaſt, wo mir die Kaiſerin von ihrer Unterhaltung mit meiner Mutter erzählte.

Einige Tage ſpäter erhielt die Gräfin Rumiantzow den Befehl, zu ihrem Manne zurückzukehren. Seit meiner Verheiratung hatte man mir die Schwiegermutter von Sievers[2] beigegeben, die gleich zu Anfang meinen Domeſtiken unter Strafe, fortgejagt zu werden, verbot, leiſe mit mir zu ſprechen. Ich hatte keinerlei Veranlaſſung für ein derartiges Benehmen gegeben; ich verwunderte mich höchlichſt darüber und ſchwieg. Wenn ich in meinem Zimmer ſaß, kam ſie mit zwei alten Zwerginnen, die mir auch beigegeben waren, und ſie beobachteten dann durch das Schlüſſelloch, was ich trieb. Wechſelte ich einmal meinen Platz, ſo kam alles in Bewegung, um zu ſehen, was vorging. Ich ſah all das Treiben und ließ ſie machen. Wenn ſie ſehen, was ich tue, dachte ich, und dann nichts dagegen zu ſagen finden, werden ſie ſchon aufhören.

Ich ſchrieb häufig an meine Mutter. Brümmer und Leſtocq berichteten mir, die Kaiſerin behaupte, ich ſchriebe an den König von Preußen und hielte ihn durch meine Mutter über die hieſigen

[1] Am 28. September 1745. — [2] Frau Kruſe.

V. Eriksen: Kaiserin Katharina II.

Vorgänge auf dem laufenden. Ich kann ſchwören, daß der König von Preußen niemals meine Handſchrift zu Geſicht bekommen hat, außer den Unterſchriften unter offiziellen Briefen, die im Kollegium der Auswärtigen Angelegenheiten aufgeſetzt waren.[1] Die beiden genannten Herren ſchoben alle dieſe Redereien und die ſchlechte Behandlung auf den Kanzler, deſſen Verſtimmung von Tag zu Tag böſer wurde. Sie rieten mir, der Kaiſerin davon zu ſprechen, aber meine Schüchternheit und die Gerechtigkeit meiner Sache hielten mich ab, ihrem Rate zu folgen. Nebenbei ſank auch der Einfluß der beiden mit jedem Tage.

Es verging kaum ein Tag, ohne daß ich geſcholten oder ſchikaniert wurde. Einmal ſtand ich zu ſpät auf oder kleidete mich zu langſam an; ein andermal bemühte ich mich nicht genügend um den Großfürſten, ging ich aber häufiger zu ihm, ſo hieß es, das ſei nicht ſeinetwillen, ſondern wegen derer, die zu ihm kamen. Ich härmte mich ſehr ab und wurde immer magerer. Sah man mich betrübt, ſo hieß es: „Sie iſt mit nichts zufrieden“, und war ich luſtig, ſo argwöhnte man irgendwelche geheimen Schliche.

Wenn alle dieſe Vorwürfe und Tadel, die ich hinzunehmen hatte, mir unmittelbar von der Kaiſerin gekommen oder durch Vertrauensperſonen ausgerichtet worden wären, ſo hätte mich das noch nicht ſo ſehr geſchmerzt. Aber meiſt ließ man mir durch Lakaien oder Kammerjungfern die ärgſten Grobheiten ſagen. Es ging ſo weit, daß man dem Großfürſten über mich

[1] Einen ſolchen Brief ſchrieb Katharina, als König Friedrich ſie nach ihrer Ernennung zur ruſſiſchen Großfürſtin beglückwünſcht hatte. „Sire! Ich empfinde zu klar den Anteil, den Eure Majeſtät an der hohen Stellung hat, die ich ſoeben erlangt habe, um die Dankbarkeit zu vergeſſen, die ich Ihnen dafür ſchulde. Nehmen Sie dieſe entgegen, Sire, und ſeien Sie überzeugt, daß ich meine Stellung nicht eher als ruhmvoll für mich anſehen werde, als bis ich Gelegenheit gehabt habe, Sie von meiner Erkenntlichkeit und meiner Ergebenheit zu überzeugen, mit der ich die Ehre habe zu verbleiben, Sire, Eurer Majeſtät ſehr untergebene und ganz gehorſame Couſine und Dienerin Katharina. Moskau, den 21. Juli (1. Auguſt) 1744.“

vorredete, ich liebte Brümmer, den er zu haſſen begann. Auch ſollte mir ein Verbrechen aus meiner Zuneigung für den König von Schweden gemacht werden, mit dem man den Großfürſten wegen ſeiner Adminiſtration entzweit hatte. Der Haupturheber dieſer Szenen war mein Onkel,[1] der Biſchof von Lübeck, den man ausdrücklich hatte herkommen laſſen, um dieſe unwürdige Rolle zu ſpielen. Als die Kaiſerin ſah, daß ſich der Großfürſt deshalb nicht ſchlechter mit mir ſtand, oder daß ſeine ſchlechte Laune eben nur eine Laune blieb, ſprach ſie ſelbſt gegen mich, und er wurde dahin gebracht, daß er mich veranlaßte, auf die Freundſchaft des Grafen Brümmer zu verzichten. Er ſprach in ſehr grobem Tone mit mir darüber und wiederholte mir ſeine Unterhaltung mit ſeiner Frau Tante. Mich brachte das ſo auf, daß ich ihm ſehr entſchieden erklärte, keine Erwägung in der Welt könne mich dazu zwingen, meine Verpflichtungen einem Freunde gegenüber zu vernachläſſigen, den ich hochſchätzte; keine Ränke und Ärgerlichkeiten würden mich bewegen, das Ehrgefühl zu verletzen, das ich zu beſitzen glaubte. Der Großfürſt und alle Welt ſchikanierten mich, aber ich wurde nur um ſo feſter.

Zu Anfang Mai 1746 wurde Graf Brümmer vom Großfürſten entfernt, und an ſeine Stelle trat der General der Artillerie Fürſt Repnin.[2] Obwohl ich ſehr lebhaft den Verluſt eines Mannes empfand, der mich liebte wie ſeine Tochter, brachte mich doch Fürſt Repnins Ehrenhaftigkeit und Uneigennützigkeit einigermaßen darüber hinweg. Er war liebevoll zu mir, ſuchte mein Verhältnis zum Großfürſten zu beſſern und nahm ganz offen für mich Partei. Die Geſinnungen des rechtlichen Mannes, der übrigens wenig Höfling war, brachten ihm nur geringes Glück. In den erſten drei Wochen zog er ſich den Haß aller derer zu, die nicht ſeiner Anſicht waren, ſowie das Mißtrauen der Kaiſerin. Das veranlaßte dieſe (denn ſie war ebenſo unzufrieden mit Frau Kruſe, der Schwiegermutter von Sievers, meiner Erſten Kammerfrau, die ſich faſt täglich betrank und ſo das Vertrauen

[1] Prinz Friedrich Auguſt. — [2] Vgl. S. 135, Anm. 1, und S. 137, Anm. 1.

nicht rechtfertigte, das man in ſie geſetzt hatte, und außerdem von Zeit zu Zeit Anwandlungen von Wohlwollen für mich hatte), mir Frau Tſchoglokow mit dem Titel ‚Oberhofmeiſterin' beizugeben.[1] Hätte man ein noch boshafteres Weſen gewußt, ſo hätte ſie die Stelle ſicherlich nicht erhalten.

Sie führte ſich bei mir dadurch ein, daß ſie mir meldete, die Kaiſerin ließe mir ſagen, wenn ich an meine Mutter oder an meinen Vater ſchreiben wolle, ſo ſolle ich nur ins Kollegium der Auswärtigen Angelegenheiten ſchicken, denn es gezieme ſich nicht, daß eine Großfürſtin ſelbſt ſchreibe. Auch fügte ſie hinzu, es werde wohl zu mühevoll für mich ſein, alle Tage zur Toilette der Kaiſerin zu gehen, wozu ich die Erlaubnis beſaß. Wenn ich in die Notwendigkeit käme, mich an die Kaiſerin zu wenden, ſo könne ich ihr meine Angelegenheiten durch ſie übermitteln. Dieſe Reden machten mich ſehr erſtaunen, und ich entgegnete ihr nichts weiter, als daß ich nur zu gehorchen wiſſe, da ſie im Namen der Kaiſerin ſpreche.

Am Morgen des nächſten Tages, an dem ich mir einen Aderlaß machen laſſen wollte, ſtand ich ſehr früh auf. Frau Kruſe teilte mir mit, die Kaiſerin habe ſich ſchon zweimal erkundigen laſſen, ob ich mich ſchon erhoben hätte. Einen Augenblick ſpäter trat ſie ſelbſt bei mir ein und forderte mich mit zorniger Miene auf, ihr zu folgen. Sie machte in einem Zimmer halt, in dem uns niemand ſehen oder hören konnte (beiläufig: ſeit zwei Jahren, die ich im Lande war, war dieſes das erſte Mal, daß ſie vertraulich oder wenigſtens ohne Zeugen mit mir ſprach). Sie fing an mich auszuſchimpfen und fragte, ob die Verhaltungsmaßregeln, nach denen ich mich richtete, von meiner Mutter ſtammten. Ich verriete ſie an den König von Preußen; meine Schurkereien und Schleichwege ſeien ihr bekannt, ſie wiſſe alles! Wenn ich zum Großfürſten ginge, ſo ſei das ſeiner Kammerdiener wegen. Ich ſei daran ſchuld, daß meine Ehe noch der Erfüllung entbehre (in dem Punkte, deſſen Urſache nicht die

[1] Am 26. Mai 1746.

Frau ſein kann). Es ſei nicht ihr Fehler, wenn ich den Großfürſten nicht liebte, denn ſie habe mich nicht gegen meinen Willen verheiratet. Kurz, ſie ſagte tauſend häßliche Dinge, von denen ich die Hälfte vergeſſen habe.

Ich ſah den Augenblick kommen, da ſie mich ſchlagen würde; zum Glück kam der Großfürſt dazu, in deſſen Gegenwart ſie dem Geſpräch eine andere Wendung gab und ſich nichts anmerken ließ. Ich weiß nicht, was daraus geworden wäre; ſie ſah wirklich aus wie eine leibhaftige Furie. Mehrfach verſuchte ich mich zu rechtfertigen. Aber wenn ſie nur ſah, daß ich den Mund aufmachte, rief ſie mir zu: „Schweigen Sie, ich weiß, daß Sie mir doch nichts antworten können.“ Ich habe ſeitdem nachgedacht, und ich glaube jetzt noch, der ganze Auftritt ſollte mich nur erſchrecken oder in Furcht halten; denn ſonſt iſt er mir völlig unverſtändlich.

Als die Kaiſerin gegangen war, fragte mich der Großfürſt, der mich tränenüberſtrömt gefunden hatte, was es gegeben habe.

Ich war verzweifelt wie noch nie zuvor und erzählte ihm in kurzen Worten, was mir in der halben Stunde alles geſagt worden war. Frau Kruſe beobachtete, daß ich die Sache mit den Kammerdienern unterdrückte, und weil ſie wohl wußte, daß gerade das geſagt ſein mußte, ging ſie, es ihm zu erzählen, als er ſich entfernt hatte. Er kehrte ſehr zornig zurück; ich glaube, es war auch gerade beabſichtigt, uns zu entzweien. Doch zürnte er nicht mehr, als ich ihm die ganze Sache berichtet hatte.

Folgendes war nämlich vorgefallen. Der Großfürſt hatte einen Kammerdiener, dem Frau Kruſe ſehr wohlwollte, weil er ihr häufig Wein brachte und ſich mit ihr gemeinſam betrank. Er pflegte ihr hinterher die Würmer aus der Naſe zu ziehen und von ihr herauszubringen, was ſie trieb und zettelte, und alles, was die Kaiſerin im Kopfe haben konnte. Das teilte er mir dann mit, und weil das, um keinen Argwohn zu erregen, doch nur im Zimmer des Großfürſten geſchehen konnte, ſo ſprach ich eben häufig mit jenem, wenn ich dahin kam. Frau Kruſe hatte uns drei- oder viermal in Unterhaltung angetroffen;

ſie wurde eiferſüchtig auf mich und dachte ſich die Geſchichte aus, die ich Ihnen hier erzählt habe.

Ich war ſo ſchrecklich verzweifelt, daß das im Verein mit den mir eigenen heroiſchen Gefühlen mich zu dem Entſchluſſe brachte, mich zu töten. Ein Leben ſo voller Aufregungen und ſo viel Ungerechtigkeiten auf allen Seiten ohne jede Ausſicht auf eine Änderung brachten mich auf den Gedanken, der Tod wäre einem ſolchen Daſein doch vorzuziehen. Ich legte mich alſo auf ein Kanapee, und nach einer halben Stunde tiefſter Bekümmernis holte ich mir ein großes Meſſer, das auf meinem Tiſch lag, und verſuchte es mir mit großer Entſchloſſenheit ins Herz zu ſtoßen. Da trat gerade eines meiner Mädchen ein, ich weiß nicht weshalb, und fand mich in dieſer ſchönen Lage vor. Das Meſſer, das weder ſehr ſcharf noch ſehr ſpitz war, ging nur mit Mühe durch meine Schnürbruſt. Sie ſtürzte ſich darauf; ich war faſt beſinnungslos und erſchrak, als ich ſie ſah, denn ich hatte ſie nicht bemerkt. Sie war kein dummes Mädchen (jetzt iſt ſie die Frau eines Oberſten namens Kaſchkin, der das Regiment Tobolsk befehligt).[1] Sie verſuchte mich von meinem unerhörten Gedanken abzubringen und brachte alle Troſtgründe vor, die ihr nur einfielen. Allmählich bereute ich meine ſchöne Tat und ließ ſie einen Eid ſchwören, nicht davon zu ſprechen; ſie hat ihn auch getreulich gehalten.[2]

Das üble Benehmen der Frau Tſchoglokow blieb ſich immer gleich. Sie verbot jedem, mit mir zu ſprechen. Und zwar nicht etwa nur den Damen und Kavalieren meiner Umgebung. Vielmehr ſagte ſie ſogar an den Courtagen, wenn ich mich zeigte, zu aller Welt: „Wenn ihr mehr als ‚ja‘ oder ‚nein‘ zu ihr ſagt, werde ich der Kaiſerin vermelden, ihr intrigiert mit ihr, denn ihre Intrigen kennt man ja“, ſo daß alle mich mieden, wenn ich mich näherte oder zurücktrat. Ich tat ſo, als wüßte ich von allen ihren Schlichen nichts und ging meinen Weg weiter, ſprach mit jedermann, war außerordentlich liebenswürdig und bemühte mich, alle, auch Frau Tſchoglokow ſelbſt, zu gewinnen.

[1] Fräulein Skorochodow, verheiratet ſeit 1748. — [2] Vgl. aber S. 142.

In dem Sommer nach meiner Hochzeit reiſten wir nach Reval.[1] Dort bemerkte die Kaiſerin, wie ich ſichtlich dahinſchwand und fragte nach dem Grunde. Die Kleine,[2] die nach zwei Jahren der Ungnade eben wieder in Gnaden aufgenommen worden war, ſprach für mich auf Veranlaſſung der Gräfin Rumiantzow und des Fürſten Repnin. Sie ſchilderte die ſchlechte Behandlung, die ich zu ertragen hatte, in ihrer ganzen Wahrheit und fügte auch einige perſönliche Klagen hinzu, die ſie gegen Frau Tſchoglokow vorzubringen hatte, wie auch gegen den Großfürſten, der für die letztere ziemlich viel übrig hatte. Das trug dem Großfürſten Vorwürfe ein; unter anderem mußte er ſich ſagen laſſen, wenn er ſich übel benähme, würde man ihn auf ein Schiff ſetzen und nach Holſtein zurückbefördern. Ich würde zurückbehalten werden, und die Kaiſerin könne ſich ja wählen wen ſie wolle, um ſeine Stelle auszufüllen.

Ich erhielt irgendein Geſchenk und dachte, alles müſſe ſich nun zum Beſten wenden, aber es hatte nur den Erfolg, Frau Tſchoglokow noch mehr gegen mich aufzubringen. Sie glaubte, die Ungnade, die ſie über ſich ergehen laſſen mußte, ſei die Folge meiner Klagen, was ja zum Teil auch der Fall war. Sie wartete, bis der Sturm vorüber war, und wußte es mit großem Geſchick ſo einzurichten, daß ich nach der Rückkehr von dieſen Reiſen noch mehr geſcholten und malträtiert wurde als je zuvor. In jedem Monat wurde jemand fortgejagt, und wenn man einen Mann oder eine Frau herausfand, die ich nur freundlich anſah, ſo wurden ſie ſicherlich entfernt.

Im Anfang des Jahres 1747 wurden der Kaiſerin und Königin Truppen zu Hilfe geſchickt; das zu beſetzende Kommando benutzte man als Vorwand, um Fürſt Repnin zu entfernen, der mein Freund und mir zu ſehr ergeben war, um geduldet zu werden.

Der Gemahl der Frau Tſchoglokow, Kammerherr und Ritter des Danebrog-Ordens und des Weißen Adlers, war eben aus

[1] Der Hof traf am 9. Juli 1746 in Reval ein.

[2] Gräfin Mawra Jegorowna Schuwalow.

Wien zurückgekehrt, wo er gewesen war, um den Kaiser zu seiner Thronbesteigung zu beglückwünschen,[1] und wo er ebensoviel Dummheiten gemacht hatte wie Schritte. Er wurde dem Großfürsten beigegeben. Seine erste Handlung war, jedem, wer es auch war, den Zutritt in das Zimmer des Großfürsten ohne vorher bei ihm eingeholte Erlaubnis zu verbieten. Weil er aber der denkbar unhöflichste und schroffste Mensch war, setzte sich niemand freiwillig einer Abweisung von ihm aus.

Auf diese Weise waren wir jeder Gesellschaft beraubt, ich seit anderthalb Jahren, der Großfürst seit dem Amtsantritt dieses Menschen. Er widmete sich nun der Musik, und ich beschäftigte mich mit Lektüre. Ich ertrug das alles geduldig und mit Mut, ohne Selbsterniedrigung oder Klage; der Großfürst aber nur mit vieler Ungeduld, mit Zank und Drohungen. Das hat ihn auch verbittert und völlig verdorben. Er war darauf angewiesen, nur seine Kammerdiener zu sehen und um sich zu haben, und nahm so auch ihre Reden, Gewohnheiten und Sitten an.

Im Mai 1748 lud uns der Oberjägermeister auf sein Landgut Gostilitzy ein. Bretlach, der als Gesandter des Kaisers dagewesen war, reiste damals zurück. Die Kaiserin sah seine Abreise mit Bedauern, und weil er sich schon in aller Form verabschiedet hatte, benutzte sie den Vorwand, ihm das Gut zeigen zu wollen, um ihn noch einmal wiederzusehen. Er kam also dorthin.

Um eine Abwechselung in unsere Kleidung zu bringen, mußten wir uns ungefähr wie Hirtinnen anziehen: rosa Röcke, weiße Kleider und englische Hüte bildeten unseren Aufputz, der nach meiner Meinung höchst lächerlich war.

Wir spazierten so lange, daß wir erst um sechs Uhr früh in unsere Wohnung zurückkamen.[2] Um acht Uhr, als ich kaum eingeschlafen war, trat plötzlich Herr Tschoglokow in mein Zimmer. Ich erwachte und fuhr empor, und er sagte: „Stehen Sie möglichst schnell auf, das Fundament des Hauses stürzt ein!" Der Groß-

[1] Vgl. S. 146, Anm. 1. — [2] Am 25. Mai 1748.

fürſt, der feſt ſchlief, ſprang aus dem Bette und machte ſich davon. Ich erhob mich ohne zu eilen, weil ich die Gefahr nicht kannte, kleidete mich an und weckte Frau Kruſe, die im Nebenzimmer ſchlief. Kurz geſagt, wir verzogen ſo lange, daß in dem Augenblick, da wir endlich herausgehen wollten, das Haus einſtürzte. Ich fiel auf den Fußboden, zwei Öfen in dem ſogenannten, ſehr kleinen Saal neigten ſich derartig, daß Frau Kruſe und ich von ihnen bedeckt waren; aber außer dem großen Schrecken hatten wir keinen Schaden. Ein Unteroffizier von der Garde, namens Lewaſchow, den man abgeſchickt hatte, um mich zur Eile anzutreiben, trug mich von da fort. Die Stufen brachen unter ihm zuſammen; alles fiel, alles brach, aber glücklicherweiſe traf uns nichts, und mehr als fünf oder ſechs Perſonen reichten mich einander zu ſo gut es ging. Man ließ mir zur Ader: zunächſt ſpürte ich keine anderen nachteiligen Folgen.

Übrigens waren ſechzehn Perſonen getötet und vier lebensgefährlich verwundet worden, darunter die Prinzeſſin Gagarin, die Matiuſchkin geheiratet hat;[1] damals war ſie meine Hofdame.

Im nächſten Sommer hätte uns beinahe die folgende abenteuerliche Geſchichte von den unbequemen Leuten erlöſt. Hätte der Kanzler ſie nicht gehalten, ſo wäre es diesmal ein Ende mit ſeinen Erwählten geweſen. Das Fräulein Koſcheliow war die intime Freundin von Frau Tſchoglokow geworden; ſie kam nicht mehr aus deren Zimmer heraus. Sie war ſehr weiß und jung, aber ziemlich töricht, doch immerhin weniger dumm als die, mit denen ſie zu tun hatte: ſie machte Regen und ſchönes Wetter bei jenen. Ich hatte ſie vor ihrer neuen Freundſchaft ganz gern gehabt, kam aber allmählich davon zurück. Herr Tſchoglokow war ſeiner ewig ſchwangeren Frau Gemahlin überdrüſſig geworden und fand Geſchmack an dieſem Fräulein. Die Freundſchaft ging ſo weit, daß er ihr ein Kind machte. Im fünften Monat der Schwangerſchaft merkte es alle Welt; ich war eine der erſten, die Sache zu ahnen. Einer meiner Kammer-

[1] Dieſe Heirat wurde am 6. November 1754 vollzogen. — Vgl. S. 304, Anm. 2.

diener hatte Frau Kruse erzählt, er habe sie überrascht, wie sie beieinander lagen. Die Kaiserin hatte anfangs der Sache keinen Glauben schenken wollen, ließ aber schließlich die Geschichte untersuchen, und das Fräulein wurde zu den Eltern zurückgeschickt, Herrn Tschoglokow aber mit Verbannung nach Sibirien und Trennung von seiner Frau gedroht.

Nach einem solchen Skandal hätte man ihn anständigerweise nicht in unserer Umgebung belassen dürfen. Man suchte nach einem Ersatz für ihn; die Stelle wurde dem Hetman[1] angeboten, der damals Kammerherr war und uns sehr nahe stand — es war gerade die Zeit, da sein Bruder in höchster Gunst stand —, aber er schlug sie rundweg aus. Dann wollte man General Apraxin ernennen, — aber den fürchtete man. Man überlegte das lange hin und her und fand schließlich doch niemand für die Stelle.

Im Jahre 1748 gingen wir nach Moskau.[2] Ein Jahr verging, und Tschoglokows Affäre geriet in Vergessenheit. Die letzte und einzige Strafe, die er erhielt, bestand darin, daß sein Beichtvater den Befehl bekam, ihm während zweier Jahre die Kommunion zu versagen. Sein Ansehen hatte aber doch unter der Sache gelitten; der Großfürst fand kurze Zeit später eine Gelegenheit, schwere Klagen gegen ihn zu erheben. Auch das Ansehen seiner Freunde war im Sinken. Er glaubte einen sehr glücklichen Schlag damit zu tun, daß er sich endgültig mit dem Kanzler entzweite, der ihn gestützt und hoch gebracht hatte; so setzte er sich zwischen zwei Stühle ..... Gelegentlich zeigte er mir etwas freundliches Entgegenkommen, und weil es mir sehr erfreulich war, daß er in Hader mit dem Kanzler lag, dessen Treibereien ich manche Kümmernisse und Leiden verdankte, die Tschoglokow mir zugefügt hatte, so wiederholte ich diesem die Äußerungen, die der Kanzler mir gegenüber einmal gemacht hatte, als er weniger schlecht als gewöhnlich auf mich zu sprechen

[1] Graf Kirill Grigorjewitsch Razumowskij.

[2] Am 16. Dezember 1748.

war. Tſchoglokow, von Eitelkeit und Eigenliebe aufgeblaſen, iſt ſeit jener Zeit nie wieder mit ihm ins reine gekommen. Er ließ uns, dem Großfürſten und mir, täglich immer mehr Freiheit und bemühte ſich, uns zu Gefallen zu ſein. Er war nun aber, ob aus Gewohnheit oder Veranlagung, wegen jeder Kleinigkeit empfindlich, und oft ſtanden der Großfürſt und ich ihm und ſeiner Frau wie auf Meſſer gegenüber.

Wir kamen im Jahre 1750[1] hierher zurück. Tſchoglokow verliebte ſich plötzlich in mich, oder vielleicht tat er nur ſo. Ich lachte ihn aus, und gleichfalls mein ganzer Hof, der ungezwungener mit mir ſprechen konnte, ſeit jener ſich gebeſſert hatte. Der Großfürſt wußte von der Sache.

Während des Sommers gab es neuen Streit, und wir entſchieden uns, Tſchoglokow den letzten Schlag beizubringen, indem wir der Kaiſerin von ſeiner Verliebtheit erzählten. Aber der Glücksſtern dieſes Menſchen wollte es, daß ſie nur darüber lachte und meinte, wenn wir ſelbſt uns darüber beklagten, könnte die Sache nicht ſo ſehr ernſtlich ſein.

Seine Frau und er waren nur dann einig, wenn es ſich darum handelte, jemand Böſes zuzufügen, und ſie waren der Spott und das Gelächter des ganzen Hofes. Uns bedauerte man und ſuchte ſich unſere Gunſt dadurch zu gewinnen, daß man jenen Übles wünſchte.

Ein Jahr ging ſo hin. Dann kam das Ehepaar auf den Gedanken, die Sache von einer anderen Seite anzufaſſen, um ſein ſinkendes Anſehen wieder zu heben. Sie erhoben ein gewaltiges Geſchrei darüber, daß ich nach ſechsjähriger Ehe noch keine Kinder hatte. Es war aber allgemein bekannt, daß die Schuld nicht an mir lag; alle wußten, daß ich noch Jungfrau war.

Diejenigen, die den Plan der Tſchoglokows nicht kannten (unter ihnen die Schwiegermutter Pugowiſchnikows,[2] die mir ſchon ſeit zwei Jahren an Stelle von Frau Kruſe, deren Trunk-

[1] Am 14. Dezember 1749 erfolgte die Abreiſe aus Moskau.

[2] Frau Wladyslaw.

ſucht ihrem Einfluß geſchadet hatte, beigegeben war, und die ſich in gewiſſem Maße meine Zuneigung erworben hatte) und die ſie nicht ſchätzten, waren erſtaunt, daß jene alles Menſchenmögliche taten, um uns an ſie heranzuziehen, und waren entrüſtet darüber, daß wir ihren Avancen entgegenkamen, trotzdem wir doch Gründe hatten, uns zu beklagen und vor ihnen in acht zu nehmen. Viele unter ihnen nahmen aus Furcht, als heimliche Feinde der Tſchoglokows angeſehen zu werden, daran Anſtoß.[1]

Dann gab es die verſchiedenartigſten Politikaſter: die einen behaupteten, die Pläne der Tſchoglokows beſtänden darin, Günſtlinge zu werden, in der Folge mit Abſichten auf mich. Andere dachten, das geſchehe auf Veranlaſſung des jüngeren Saltykow, und eben zu deſſen Gunſten intrigiere Tſchoglokow, der dem Großfürſten ſeinen Willen ließe, um ihm Sand in die Augen zu ſtreuen. In Wirklichkeit handelte Tſchoglokow, trotz ſeiner Neigung für mich, uneigennützig (denn er wußte ſehr wohl und ohne Selbſtverblendung von meiner Abneigung gegen ihn) und ausſchließlich in der Abſicht, ſeinem Vaterlande Thronerben zu ſichern.

Saltykow, der ſieben Jahre lang der Nebenbuhler eines anderen war und ſechs Monate hindurch beſſer aufgenommen wurde als früher, bewog Tſchoglokow das zu unternehmen, worauf er ſeinen Plan ſchon aufgebaut hatte: entweder den Großfürſten zu nötigen, ärztliche Hilfe in Anſpruch zu nehmen, oder irgendwie anders. Frau Tſchoglokow, welche die Gefühle ihres Mannes durchaus nicht für ſo lauter hielt, begünſtigte Saltykows Gefühle, um ſo ihrem Mann entgegenzuarbeiten, erſtrebte alſo das gleiche Ziel, aber um ihm Verdruß zu bereiten.

Schließlich nötigte die grenzenloſe Unſchuld des Großfürſten dazu, für ihn irgendeine Frau zu ſuchen. Die Wahl fiel auf die Witwe eines Malers namens Grooth.

[1] Das Folgende von „Dann gab es . .“ bis „. . . Unſchuld auszeichnete“ (S. 300) iſt in der Ausgabe der Akademie unterdrückt.

Als alles das in die Wege geleitet war, glaubten ſie ſich für den Dienſt, den ſie nach ihrer Anſicht geleiſtet hatten, Erkenntlichkeit verdient zu haben. Gerade das Gegenteil geſchah. Die Schuwalows, ihre Feinde, erhoben wegen dieſer Anſprüche einen ſo gewaltigen Lärm, daß ſie dachten, ſie würden verbannt werden, und erklärten, alles was ſie getan hatten, ſei nur auf Veranlaſſung und zugunſten Saltykows geſchehen, der den ganzen Einfluß ſeiner im Sterben liegenden Mutter nötig hatte, um nicht entfernt zu werden. Aber das iſt wahr, und ich kann es beſchwören, daß bis zu ſeinem Tode der verſtorbene Tſchoglokow nichts von Saltykows Rolle in jenem Augenblick wußte; wenn er davon hätte eine Ahnung haben können, ſo wäre der letztere verloren geweſen. Aus Eiferſucht gegen ihren Mann, dann aus Freundſchaft für Saltykow, endlich, als ſie Grund hatte über ihn zu klagen, aus Rechtſchaffenheit, begünſtigte ihn Frau Tſchoglokow und wandte alle irgend erdenklichen Überredungskünſte an, um mich zu verführen. Dieſes, und dazu das anziehende Äußere und die Talente deſſen, für den ſie ſprach, hätten bei jeder anderen, außer bei mir, weniger Widerſtand gefunden. Es iſt wirklich wahr, daß ich mich durch Verſtändigkeit und muſterhafte Unſchuld auszeichnete![1]

Wir reiſten zu Ende des Jahres nach Moskau.[2] Ich wurde ſchwanger und hatte im Juli 1753 eine Fehlgeburt.[3] Alles war ruhig bis zum November, als das Palais abbrannte.[4] Nach dem Brande wohnten wir in Privathäuſern. Tſchoglokow mußte ſich oft zum großen Hofe begeben und hatte da länger zu bleiben als gewöhnlich. Vielleicht hatte es ihm dieſe Neuerung angetan, oder von anderer Seite war ihm etwas in den Kopf geſetzt worden, jedenfalls ließ er es ſich plötzlich einfallen, ſich in die Kaiſerin zu verlieben. Das vertraute er zuerſt Herrn von

[1] Das Stück von „Dann gab es . ." (S. 299) bis hierher iſt in der Ausgabe der Akademie unterdrückt.

[2] Der Großfürſt und die Großfürſtin trafen am 20. Dezember 1752 in Moskau ein.

[3] Am 30. Juni 1753. — [4] Am 1. November 1753.

Saltykow an, dann mir. Er wurde ausgezeichnet aufgenommen, und alles ging gut, nur sein übergroßer Eifer verdarb alles wieder. Die Schuwalows schöpften Argwohn; die häufigen Maskeraden, die in diesem Winter allwöchentlich zweimal stattfanden, trugen dazu bei. Man machte ihm eben allzu offen zärtliche Augen! Sie drehten die Sache so hin und her, daß man das Ganze sogar, glaube ich, für eine Intrige von Herrn von Saltykow und von mir ansah. Das war nicht wahr; aber ich kann nicht leugnen, daß wir ihn ermunterten, als wir sahen, wie alles gut ging. Schließlich ließ sie ihm den Abschied nahelegen und nannte ihn gesprächsweise öffentlich bei Tisch einen Dummkopf und Verräter, was er sich so zu Herzen nahm, daß er die Gelbsucht bekam.

Der den Schuwalows völlig ergebene Kondoïdi wurde gerufen, und weil der seit langem wußte, daß jener ihr Feind war, glaubte er ihnen vielleicht einen Dienst zu erweisen, indem er ihn umbrachte. Wenigstens versicherten alle Ärzte, die man in den letzten Tagen noch holte, er sei behandelt worden wie ein Mensch, den man töten wollte. Vier Tage nach seinem Tode ließ man seiner Frau sagen, sie könne in Moskau bleiben, und man gab uns bei....[1] Ich glaube, damals wäre Saltykow entfernt worden, wenn ich nicht schwanger gewesen wäre und man nicht gefürchtet hätte, mir durch solche Betrübnis Schmerz zu bereiten.

Ich kam im Mai 1754 nach neunundzwanzigtägiger Reise in Petersburg an.[2] Am 20. September wurde ich entbunden. Die Freude darüber war unaussprechlich. Drei Wochen später wurde Saltykow mit dieser Botschaft nach Schweden geschickt. Mich betrübte das sehr, denn dadurch war ich dem Gerede der ganzen Welt ausgesetzt. Im Dezember wurde ihm der Befehl nachgesandt,

[1] Vgl. Bd. 2, S. 173. — Das Folgende von „Ich glaube . ." bis „ . . zu bereiten" ist in der Ausgabe der Akademie unterdrückt.

[2] Das stimmt beinahe. Man war aus Moskau am 10. Mai 1754 aufgebrochen und traf in St. Petersburg am 7. Juni ein.

ſich nach Hamburg zu begeben, aber ich bemühte mich ſo nachdrücklich beim Kanzler, daß er früher hierher zurückkehrte, als deſſen Kurier Stockholm erreichte. Nach langwierigem Lärm, vielen Klagen und manchem Geſchwätz entſchieden wir, er müſſe zu ſeinem eigenen Beſten abreiſen. Ich hielt weniger aus Neigung als aus Standhaftigkeit an dem feſt, was ich angefangen hatte, und bemühte mich unermüdlich, mit Überwindung aller Schwierigkeiten und unter Anſpannung aller Kräfte gegen jegliche Hinderniſſe ankämpfend, ſeine Rückkehr durchzuſetzen. Das gelang mir auch wider alle Erwartungen. Doch hatte ich mir keineswegs Freude von dieſer Rückkehr verſprochen: dem ſtand der ſchwierige Charakter dieſes Herrn im Wege.[1]

Als ich im Dezem .... Aber weshalb ſoll ich alles wiederholen, was Sie ſchon wiſſen? Falls Sie finden, daß hier ſehr vieles übergangen iſt, ſo ſchieben Sie das auf die Schnelligkeit, mit der ich kritzele. Zum Beiſpiel die Gründe für mein Erkalten gegen den einzigen Nachkömmling der Partei, die mich hierher gebracht hat, den Vizekanzler, und meine intime Freundſchaft mit dem Kanzler. Ich will hier über ſie wenigſtens in der Kürze noch berichten.

Graf Leſtocq wurde im November 1748 verhaftet. Der Schmerz, den mir der Verluſt eines intimen Freundes bereitete, bekümmerte mich ſehr, und ungeachtet alles deſſen, was man mir über ſeine Ränke gegen uns vorgeredet hat, kann ich das doch nicht glauben, denn ich habe nichts Aktenmäßiges geſehen. Ich glaubte, der Vizekanzler würde weiter ſo handeln wie Leſtocq; aber er war weit entfernt davon! Während der Intrigen der Schuwalows gegen Tſchoglokow und deſſen Frau trat er ihnen bei; obwohl er wußte, daß das mittelbar gegen mich ging; er war einer der heftigſten Gegner der Tſchoglokows und dann auch Saltykows. Weil ich dieſes Benehmen durchſchaute und wußte, daß er ſeinen ſteigenden Einfluß ganz und gar nicht zu meinen Gunſten an-

[1] Das Stück von „Drei Wochen ſpäter ...“ (S. 301 unten) bis hierher iſt in der Ausgabe der Akademie unterdrückt.

wendete, vielmehr im Gegenteil alles vermied, was den Anſchein hätte erwecken können, daß er mich noch liebe wie früher, ſo faßte ich den Entſchluß, mich ſeiner Handlungsweiſe anzupaſſen. Fügen Sie hinzu, daß mir Zweifel kamen, und daß ich mit meinem natürlichen Verſtand, je mehr ich mich bildete, zu erkennen begann, daß die Intereſſen Rußlands von denen Frankreichs ſehr verſchiedene ſind; wenigſtens ließ ſich der Zuſtand des Zweifels, in dem ich mich befand, nicht mit den aufrichtigen Abſichten vereinigen, die ich hatte.

Ich wußte, daß der Kanzler mich immer hatte zur Freundin haben wollen, und daß meine Hartnäckigkeit und die Feſtigkeit, die ich zugunſten ſeiner Feinde zeigte, der einzige Umſtand waren, der ihn erbitterte und in gewiſſer Weiſe zwang, mir zu ſchaden. Die erſten Vorſchläge, die ich ihm machen ließ, wurden von ihm mit offenen Armen aufgenommen. Wir beſchloſſen, die ganze Vergangenheit zu vergeſſen, er zahlte mir aufrichtigſt mit der Freundſchaft aller ſeiner Freunde, die er mir gab, und bot mir an, mich mit ſeinen Ratſchlägen zu unterſtützen. Von ihm und ſeinen Freunden gut und liebenswürdig behandelt und geachtet, glaubte ich mich genügend für die Kälte derer gerächt, die mich vernachläſſigt hatten. Und weil ich denke, jetzt den richtigen Strang zu ziehen, glaube ich, daß nur der Tod mich davon abbringen kann; ich glaube in meinem gegenwärtigen Handeln das wahre Intereſſe Rußlands zu ſehen und großen Ruhm für mich in der Zukunft erhoffen zu dürfen. Ich beſitze geſchickte und ſtandhafte Freunde und habe keinen Anlaß, an ihrer Treue zu zweifeln.

Ebenfalls habe ich vergeſſen, die Urſache zu erzählen, weshalb die Gräfin Rumiantzow aus meiner Umgebung entfernt wurde. Meine Mutter hatte in ihrer letzten Unterredung mit der Kaiſerin gegen ſie geſprochen, der Kanzler, deſſen Macht ſehr im Wachſen war, ſchätzte ſie nicht, und Frau Kruſe fand, ſie ſei ihr im Wege, und ſie trug durch den Einfluß ihrer Schweſter und ihres Schwiegerſohnes zu ihrer Entfernung bei.

Sie werden es vielleicht nötig finden, mir darauf mit der Frage zu antworten, weshalb ich denn, wenn ich mich so schlecht behandelt sah, niemals selbst mit der Kaiserin gesprochen habe, um mich gegen die Tausende von Verleumdungen, Lügen usw. usw. zu rechtfertigen. So vernehmen Sie denn, daß ich tausend- und aber tausendmal darum gebeten habe, die Kaiserin allein sprechen zu dürfen, daß sie aber nie darauf hat eingehen wollen.[1] Ihre Abneigung gegen mich hat sich von Jahr zu Jahr gesteigert, obwohl mein einziges Ziel immer gewesen ist, ihr in allem zu Gefallen zu sein. Der Großfürst ist mein Zeuge für alles, was ich getan habe, um ihn zu überreden, ebenso zu handeln. Meine Achtung, meine Unterwürfigkeit gegen alles, was sie gewollt hat, ist bis zur äußersten Grenze gegangen, bis zu welcher ein Mensch das durchführen kann. Es ist wahr, daß ich seit dem November 1754[2] meinen Ton geändert habe; er ist hoheitsvoller geworden. Man ist rücksichtsvoller gegen mich, und ich habe mehr Ruhe als früher.

[1] Diese Unterredung kam nach Bestushews Verhaftung (1758) doch zustande. Also ist wohl das Stück vor 1758 geschrieben.

[2] Also ist dieses Stück V nach 1754 geschrieben worden. Vgl. S. 296, Anm. 1.

Sechstes Stück

Ich wurde geboren am 2. Mai n. St. 1729 in Stettin in Pommern, wo mein Vater, Fürſt Chriſtian Auguſt von Zerbſt, damals Kommandant für den König von Preußen und Chef eines Infanterieregimentes war. Er hatte ſich im Oktober 1727[1] mit Prinzeſſin Johanna Eliſabeth von Schleswig-Holſtein verheiratet. Ich war ihr erſtes Kind, und meine Mutter wäre faſt bei meiner Geburt geſtorben.

Ich wurde nacheinander von zwei franzöſiſchen Emigrantinnen erzogen, zwei Schweſtern namens Cardel. Ich lernte das Franzöſiſche, und im Alter von drei Jahren konnte ich dieſe Sprache ſchon leſen und ſprach ſie.

Meine Mutter machte häufig Reiſen zu ihrer zahlreichen Verwandtſchaft, und ſie nahm mich gewöhnlich mit. Man hatte mich ſehr gern. Ich erinnere mich noch ſehr wohl, daß ich mir im Alter von ſieben Jahren bewußt war, ſehr häßlich, aber ſehr klug zu ſein.

Ich lernte als Kind Geſchichte, Geographie, deutſch und franzöſiſch Leſen und Schreiben, ein wenig Zeichnen, ein wenig Muſik, Tanzen und Handarbeiten jeder Art. Ich wurde in der lutheriſchen Religion unterwieſen; ich war ſchrecklich geneigt, viel Fragen zu ſtellen, war ziemlich eigenſinnig und ſehr anſchmeichelnd. Ich beſaß ein gutes Herz und war ſehr empfänglich für Eindrücke, ich weinte ſehr leicht und war außerordentlich beweglich. Puppen liebte ich nicht, aber jede Art körperlicher Übungen. Kein Junge war dreiſter als ich, ich war ſtolz darauf; und wenn ich Furcht hatte, verbarg ich ſie häufig, ſo ſchämte ich mich ihrer; ich war ziemlich verſteckt[2] . . .

. . . . . .

Der Kanzler Beſtuſhew wurde im Jahre 1757 eines Sonnabends am 14. oder 15. Februar[3] verhaftet. Am nächſten Tage frühmorgens wurde ich davon benachrichtigt. Mich erſchreckte das ſehr, weil ich hörte, ein italieniſcher Kaufmann, mein Juwe-

[1] Am 8. November 1727 (S. 36, Anm. 1). — [2] Die Erzählung bricht hier ab.
[3] Am Sonnabend, den 14. Februar 1758 (!).

lier,[1] ſei auch verhaftet, desgleichen mein Lehrer, der Herold-meiſter Adadurow. Weil mir dieſe beiden beſonders naheſtanden, mußte ich befürchten, ich könnte auch in die Sache verwickelt werden, um ſo mehr, als ſeit der Zeit, da der Einfluß des Grafen Beſtuſhew bei der Kaiſerin geſunken war, er ſich ſehr nachdrücklich um die Gunſt des Großfürſten und beſonders um die meine bemühte und ſo weit gegangen war, ein ſchriftliches Projekt auszuarbeiten, um mich im Falle des Todes der Kaiſerin (deren Geſundheit ſchon ſeit einigen Jahren recht erſchüttert war) gemeinſam mit meinem Gemahl Krone und Regierung übernehmen zu laſſen. Ich hatte dieſes Projekt geſehen und eigenhändig verbeſſert; obwohl es in meinen Händen war, konnte ich nicht wiſſen, ob das Bronillon nicht unter den Papieren des Grafen geblieben war, ebenſo wie mehrere Briefe von mir. Alles das hätte für mich ebenſo viele Verbrechen bedeutet. Ich ſchwieg und wartete die Ereigniſſe ab.

Weil an dem Sonntag bei Hofe die Hochzeit des jungen Grafen Buturlin mit der Gräfin Woronzow gefeiert wurde; begab ich mich dorthin und fragte den Fürſten Trubetzkoj und die Frau des Feldmarſchalls Buturlin (der zuſammen mit Graf Alexander Schuwalow zum Unterſuchungskommiſſar über Graf Beſtuſhews Verhalten und Vergehen ernannt war), ob man den Grafen, Bernardi und Adadurow auch nicht anrühren und ihnen nichts Böſes zufügen werde. Ich habe Gott gelobt, allen denen zu verzeihen, die mich beleidigen; ich weiß, daß die ganze Sache gegen mich in die Wege geſetzt iſt, und zwar von den Schuwalows und von dem franzöſiſchen Geſandten Marquis de L'Hôpital. Sie verſprachen mir, ihr Beſtes zu tun.

Am nächſten Tage ſchickte ich einen Kammerdiener des Großfürſten, einen Franzoſen namens Breſſan, der es verſtand, ſich überall einzudrängen, zum Generalprokuror Glebow, einer Kreatur des Grafen Peter Schuwalow, um ihm dasſelbe ſagen zu laſſen. Das tat ſeine Wirkung. Am übernächſten Tage war ſchon

[1] Bernardi.

die Rede davon, den Grafen Beſtuſhew auf ſeine Güter zu ſchicken, und der Befehl ward aufgeſetzt, wie er zwei Jahre ſpäter veröffentlicht wurde.[1]

Weil der Kaiſerin und dem Grafen Alexander Schuwalow ſehr viel daran lag, die Angelegenheit weiter zu verfolgen, ſo vergaß ich inzwiſchen nicht, die Einzelheiten des Prozeſſes zu erkunden, was große Schwierigkeiten hatte, da wir ſozuſagen eingeſchloſſen waren und mit niemand ſprechen durften oder konnten. Außerdem gingen mir diesmal alle aus dem Wege, weil man annahm, ich ſei in die Angelegenheit verwickelt.

Auf folgende Weiſe faßte ich die Sache an. Herr Stambke, der Miniſter des Großfürſten für die holſteiniſchen Angelegenheiten, die mein Gatte mir damals anvertraut hatte, hatte bei mir Zutritt, und Graf Beſtuſhew, deſſen Kreatur er war, hatte ein Mittel gefunden, ihm die vorgelegten Fragen und ſeine Antworten zuzuſtellen. Adadurow tat dasſelbe durch Breſſan, der ein paar Leute von ſeiner Bewachung beſtochen hatte. Durch meinen Kammerdiener ließ ich dasſelbe bei Bernardi tun; als man meinen Namen nannte, machte der Unteroffizier keinerlei Schwierigkeiten dieſem ſo viel Briefe zu übergeben, wie jener wollte, und brachte die Antworten, ſo daß alſo alles ziemlich gut ging. Jedoch Stambkes Kammerdiener verriet ſeinen Herrn; und ſo geſchah das Unglück, daß Stambke entlaſſen wurde. Mit Hilfe der Wachen wurden aber die Verbindungen bald wiederhergeſtellt und alle Antworten abgemacht.

Im April desſelben Jahres nahm man mir eine alte Frau, die ich ſehr gern hatte,[2] und zwar unter dem Vorwande, ſie kenne alle Beziehungen des Grafen Beſtuſhew zu mir. Der wahre Grund aber war der, daß die Frau, als ſie mir beigegeben worden war, alles, was ich tat, der verſtorbenen Kaiſerin Eliſabeth[3] berichtete, aber aufhörte es zu tun, als ich ſie durch Ge-

[1] Manifeſt vom 5. April 1759. — [2] Frau Wladyslaw.

[3] „der verſtorbenen Kaiſerin Eliſabeth" — alſo iſt dieſes Stück erſt nach dem 25. Dezember 1761 geſchrieben!

ſchenke und gute Behandlung für mich gewonnen hatte. Das iſt mir immer und mit allen Spionen gelungen, mit denen man mich umgab, und durch dieſes Syſtem und vieles andere der Art war es gekommen, daß ich beim Tode der Kaiſerin 600 000 Rubel Schulden hatte (während ich für meine Auslagen 30 000 Rubel erhielt).

Als dieſe Frau von mir fortgenommen wurde, glaubte ich natürlich, man zürne mir. Ich ließ den Grafen Alexander Schuwalow rufen, der das Amt eines Oberhofmeiſters bei uns ausübte, und fragte ihn nach dem Grunde dieſer Entführung (ſo kann man in der Tat ſagen, denn während ich eines Freitags die Meſſe hörte, wohin auch die Frau gegangen war, wurde ihr gemeldet, der Graf frage nach ihr; als ſie zu ihm in das Zimmer trat, packte er ſie in einen Wagen und ſchickte ſie in ſein Haus, das er nicht bewohnte, weil er Gemächer im Palaſt hatte, und von da vier Jahre lang von einem Gefängnis ins andere, bis zum Tode der Kaiſerin). Er antwortete mir, ſie ſei in die Angelegenheit des Grafen Beſtuſhew verwickelt. Ich entgegnete ihm: „Vergebens betrügen Sie mich; ich weiß, daß dieſer Frau ihre Ergebenheit für mich Verderben bringt. Aber merken ſie wohl, wie ſchlecht Sie ſie auch behandeln werden, ſie kann Ihnen nichts ſagen, beſonders was mich betrifft. Denn ich habe alle meine Handlungen ſtets vor ihr verborgen; meine Domeſtiken ſind weder meine Vertrauten noch meine Ratgeber! Alſo nehmen Sie ſie meinetwegen alle, Sie werden doch nichts erfahren! Ich weiß ſehr wohl, daß das alles nur gegen mich gerichtet iſt. Vor Gott werden Sie Rechenſchaft ablegen müſſen, daß Sie ſoviel Unſchuldigen Böſes zufügen!“

Er ging ganz ſtarr von dannen. Ich aber weinte ſehr, denn die ſchlechte Behandlung von ſeiten der Kaiſerin und des Großfürſten wurde von Tag zu Tag ſchlimmer.

Siebentes Stück

Der Tod der Kaiſerin Eliſabeth verſenkte alle Ruſſen in tiefe Trauer, vor allem aber alle guten Patrioten, weil man in ihrem Nachfolger einen Herrſcher von gewalttätigem Charakter nnd beſchränktem Geiſt ſah, der die Ruſſen haßte und verachtete, ſein Land nicht kannte, der unfähig zu fleißiger Arbeit, geizig und verſchwenderiſch war und ſich völlig ſeinen Begierden hingab und denen, die ihm ſklaviſch ſchmeichelten.[1]

Seit er der Herr war, überließ er zwei oder drei Günſtlingen ſeine Geſchäfte und gab ſich jeder Art von Ausſchweifungen hin. Zunächſt nahm er der Geiſtlichkeit den Landbeſitz[2] und führte tauſenderlei völlig unnütze Neuerungen ein, größtenteils im Heere. Er verachtete die Geſetze, und, um es kurz zu ſagen, die Gerechtigkeit war immer für den Meiſtbietenden zu haben. Mißzufriedenheit verbreitete ſich überall, und die ſchlechte Meinung, die man von ihm hatte, mußte ſchließlich auch das wenige Nützliche, das er tat, noch böſe deuten. Seine mehr oder weniger überlegten Pläne gingen darauf hinaus, mit Dänemark Krieg wegen Schleswig anzufangen, den Glauben zu wechſeln, ſich von ſeiner Gemahlin ſcheiden zu laſſen und ſeine Maitreſſe[3] zu heiraten, ſich mit dem König von Preußen zu verbinden, den er ſeinen Herrn nannte, und dem er den Treueid geleiſtet zu haben behauptete. Er wollte ihm einen Teil ſeiner Truppen überlaſſen. Faſt keinen ſeiner Pläne hielt er geheim.

---

[1] In ihrem Buche ‚Antidote' (1770) ſchreibt Katharina: „Unglücklicherweiſe hatte dieſer Fürſt unkluge Leute um ſich, die ihm Haß gegen die Nation einflößten, und dieſe Geſinnung verbarg er auch nicht. Haß iſt aber kein Mittel, um Liebe zu erwerben. Durch ſeine geringe Vorſicht und ſein Benehmen verlor er die Achtung und das Vertrauen der öffentlichen Meinung: ſeine Unfähigkeit tat das übrige. Man erkannte, daß der Untergang des Reiches die Folge einer Regierung ſein müßte, während derer Vernunft und Gerechtigkeit nicht zur Seite des Monarchen ſein würden, und das Wort Vaterland ein Verbrechen ſein ſollte. Jeder Staat in einer ſolchen Lage iſt einer Revolution nahe. Dieſe kam auch am 28. Juni a. St. 1762, und nie traf ſich ein Ereignis glücklicher als dieſes, um ein Reich, das dem Verderben nahe war, zu retten."

[2] Ukas vom 21. März 1762. — [3] Gräfin Eliſabeth Woronzow.

Seit dem Tode der Kaiſerin, ſeiner Tante, machte man unterderhand der Kaiſerin Katharina verſchiedene Vorſchläge. Dieſe wollte ſie aber niemals anhören, immer in der Hoffnung, daß Zeit und Umſtände einiges an ihrer unglücklichen Lage ändern würden, um ſo mehr, als ſie ganz ſicher wußte, daß man ſchließlich ihren Stand oder ihre Perſon doch nicht ohne große Gefahr antaſten könne. Die Nation war ihr völlig ergeben und ſah in ihr ihre alleinige Hoffnung. Es hatten ſich verſchiedene Gruppen gebildet, die den Leiden ihres Vaterlandes ſteuern wollten. Jede dieſer Gruppen wandte ſich einzeln an ſie; die einen wußten nichts von den anderen.

Sie hörte ſie an und nahm ihnen nicht jede Hoffnung, bat aber ſtets abzuwarten, weil ſie glaubte, die Dinge würden nicht zum Äußerſten kommen, und weil ſie jede derartige Veränderung für ein Unglück hielt. Sie betrachtete ihre Pflichten und ihren Ruf als einen ſtarken Damm gegen den Ehrgeiz. Gerade dieſe Gefahr, welche ſie lief, war ihr ein neuer Glanz, deſſen ganzen Wert ſie erkannte. Peter III. war wie ein ſtändiges Schönheitspflaſterchen auf einem ſehr ſchönen Geſicht.

Katharinas Verhalten gegen die Nation iſt immer einwandfrei geweſen. Sie hat nie etwas anderes gewollt, gewünſcht oder begehrt als das Glück dieſer Nation, und ihr ganzes Leben wird nur dazu verwandt werden, um das Wohl und das Glück des ruſſiſchen Volkes zu fördern.[1]

In der Einſicht aber, daß die Dinge ſich verſchlimmerten, ließ die Kaiſerin die verſchiedenen Gruppen wiſſen, es ſei an der Zeit, ſich zu vereinen und auf Mittel zu ſinnen. Dazu gab eine Beleidigung, die ihr Gemahl ihr öffentlich zufügte, einen ganz vorzüglichen Anlaß.[2] Man kam alſo überein, ihn nach

[1] Dieſes Verſprechen weiſt wohl darauf hin, daß Katharina dieſes Stück ganz zu Anfang ihrer Regierung ſchrieb!

[2] Am 9. Juni 1762, bei einem Feſtmahl zur Feier des Friedens mit Preußen, trank Peter auf die Kaiſerliche Familie. Katharina tat ihm ſtehend Beſcheid. Darauf ſandte der Kaiſer Gudowitſch, ihr ein Schimpfwort zu ſagen, rief

ſeiner Rückkehr vom Lande[1] in ſeinem Gemach zu verhaften und für regierungsunfähig zu erklären. In ſeinem Kopfe ſah es wirklich nicht mehr richtig aus, und ſicherlich hatte er im Reiche keinen ſchlimmeren Feind, als ſich ſelbſt.[2] Nicht alle waren einer Anſicht. Die einen wünſchten, daß das zugunſten ſeines Sohnes, die anderen, daß es zugunſten ſeiner Frau geſchehe.

Drei Tage vor dem feſtgeſetzten Termin wurde infolge unvorſichtiger Redereien eines Soldaten einer der Hauptmitwiſſer des Geheimniſſes, der Leutnant Paſſek, verhaftet.[3] Die drei Brüder Orlow, von denen der älteſte Hauptmann der Artillerie war,[4] begannen nun ſofort zu handeln. Der Hetman[5] und der Geheimrat Panin meinten, es ſei zu früh. Aber jene ſchickten

---

dann aber zur Sicherheit ſelbſt laut über den Tiſch: „dura (dummes Frauenzimmer)!"

[1] Peter war am 12. Juni 1762 nach Oranienbaum, Katharina am 17. nach Peterhof gegangen. Katharina hat ihren Gemahl zum letztenmal wohl am 19. Juni geſehen, als ſie einer Theateraufführung in Oranienbaum beiwohnte.

[2] Im März und April 1789 las Katharina das Buch des Abbé Denina ‚Essai sur la vie et le règne de Frédéric II, roi de Prusse' (Berlin 1788) und machte in ihrem Exemplar eine große Anzahl eigenhändiger Randbemerkungen. Auf S. 223 findet ſich die Notiz: „Peter III. hatte keinen größeren Feind, als ſich ſelbſt; alle ſeine Handlungen grenzten an Wahnſinn. Außerdem verſetzte ihn das, was ſonſt in den Menſchen Mitleid erregt, in Zorn. Er gefiel ſich ſelbſt, Menſchen und Tiere zu ſchlagen, und war nicht nur gefühllos gegen ihre Tränen und Schreie, ſondern dieſe machten ihn wütend, und wenn er das war, band er mit allem an, was in ſeiner Nähe war. Seine Favoriten waren ſehr unglücklich daran, ſie wagten nicht miteinander zu ſprechen, ohne ſein Mißtrauen zu erregen; wenn dieſes in ihm wach geworden war, ſo prügelte er ſie vor allen Leuten durch. Der Oberſtallmeiſter Naryſchkin, der Generalleutnant Melgunow, der Geheimrat Wolkow haben in Oranienbaum Prügel bekommen in Gegenwart des diplomatiſchen Korps und etwa hundert anderer Anweſender, Männer und Frauen, bei einem Feſt, das der Kaiſer gab. Der damalige engliſche Geſandte Keith trat bei der Gelegenheit zur Gräfin Bruce und ſagte: ‚Wiſſen Sie, Ihr Kaiſer iſt vollkommen verrückt...' Die Kaiſerin Katharina hat durch ihre Thronbeſteigung das Reich, ſich ſelbſt und ihren Sohn aus den Händen eines Verrückten errettet, der faſt tobſüchtig war..." — [3] Am 27. Juni 1762.

[4] Gemeint iſt Grigorij, der aber der zweite der fünf Brüder Orlow war (geb. 1734); der älteſte war Iwan (geb. 1733). — [5] Graf Kirill Razumowskij.

aus eignem Antrieb den zweiten Bruder mit einer Karoſſe nach Peterhof, um die Kaiſerin zu holen.

Alexej Orlow erſchien um ſechs Uhr früh am 28. Juni alten Stils und weckte ſie aus dem Schlafe. Als ſie gehört hatte, daß Paſſek verhaftet ſei, und daß ihrer eigenen Sicherheit wegen keine Zeit mehr zu verlieren bleibe, erhob ſie ſich und fuhr in die Stadt. Bei der Ankunft dort empfingen ſie der ältere Orlow und Fürſt Bariatinskij und geleiteten ſie in die Kaſernen des Izmajlowskij-Regimentes, wo ſich bei ihrem Eintreffen nur zwölf Mann und ein Unteroffizier befanden und alles ruhig ſchien. Die Soldaten wußten alle Beſcheid, hielten ſich aber in ihren Räumen; aber als ſie kamen, riefen ſie ſie zur Selbſtherrſchenden Kaiſerin aus.

Die Freude der Soldaten und des Volkes war unbeſchreiblich. Man führte ſie von hier zum Semionowskij-Regiment: die Leute kamen ihr entgegen, vor Freude ſpringend und lärmend. So geleitet begab ſie ſich in die Kazanſche Kirche, wo ſich die Garde zu Pferde in einer wahren Freudenraſerei einſtellte. Es kam auch die Grenadierkompagnie des Preobrashenskij-Regimentes. Die Leute entſchuldigten ſich, daß ſie als letzte gekommen ſeien, weil ihre Offiziere ſie hatten zurückhalten wollen, ſonſt wären ſie unbedingt die erſten geweſen. Nach ihnen kam die Artillerie und ihr Feldzeugmeiſter Villebois.

Unter den Zurufen zahlloſen Volkes gelangte die Kaiſerin nach dem Winterpalaſt, wo der Synod, der Senat und alle hohen Würdenträger verſammelt waren. Man ſetzte das Manifeſt und den Eid auf, und jedermann erkannte ſie als Herrſcherin an.

Die Kaiſerin verſammelte eine Art Rat, der aus dem Hetman, dem Geheimrat Panin, dem Fürſten Wolkonskij, dem Generalfeldzeugmeiſter und mehreren anderen beſtand, und es wurde beſchloſſen, mit den vier Garderegimentern, einem Regiment Küraſſiere und vier Regimentern Infanterie nach Peterhof zu ziehen, um ſich der Perſon Peters III. zu verſichern. In dieſem Rate ſagte Fürſt Wolkonskij, es ſei ſchade, daß man

keine leichten Truppen habe. Kaum hatte er Zeit gehabt dieſe Worte auszuſprechen, als ihn ein Offizier zu ſprechen verlangte und ihm meldete, es ſei eben ein Regiment Huſaren in den Vorſtädten angekommen.

Während der Rat noch verhandelte, kam als Abgeſandter des abgeſetzten Kaiſers der Kanzler Graf Woronzow, um der Kaiſerin Vorwürfe wegen ihrer Flucht zu machen und ſie nach ihren Gründen zu befragen. Sie hieß ihn eintreten, und als er höchſt ernſthaft den Zweck ſeiner Sendung dargelegt hatte, antwortete ſie ihm, ſie würde ihn ihre Antwort wiſſen laſſen. Er ging, und im anderen Zimmer riet man ihm allgemein, den neuen Treueid zu leiſten. Er ſagte, um ſein Gewiſſen zu erleichtern, wünſche er einen Brief zu ſchreiben und Bericht über den Erfolg ſeiner Sendung zu erſtatten; dann würde er den Eid leiſten. Das wurde ihm bewilligt.

Nach ihm kam Fürſt Trubetzkoj und der Feldmarſchall Alexander Schuwalow. Sie waren abgeſandt worden, um die beiden erſten Garderegimenter, deren Chefs ſie waren, zurückzuhalten und die Kaiſerin zu töten. Sie warfen ſich ihr zu Füßen und berichteten von ihrer Sendung. Darauf entfernten ſie ſich, um den Eid zu leiſten.

Als das alles erledigt war, ließ man den Großfürſten und einige Abteilungen, welche die Stadt bewachen ſollten, unter der Aufſicht des Senates zurück.[1] Die Kaiſerin aber verließ in Gardeuniform[2] (ſie hatte ſich zum Oberſt der Garde ernennen laſſen) zu Pferde die Stadt, an der Spitze der Regimenter. Man marſchierte die ganze Nacht, und gegen Morgen kam man bei einem kleinen Kloſter zwei Werſt von Peterhof an. Hierhin brachte

[1] Eigenhändig geſchriebener Ukas vom 28. Juni 1762, abends 10 Uhr: „Herren Senatoren! Ich gehe jetzt mit dem Heere ab, um den Thron zu befeſtigen und zu ſichern, und laſſe mit vollſtem Vertrauen das Vaterland, das Volk und meinen Sohn in Ihrer, als meiner höchſten Behörde, Obhut! Katharina."

[2] Die Uniform, die Katharina trug, gehörte Alexander Fiodorowitſch Talyzin (dem Gatten des mehrfach erwähnten Fräulein Maria Stepanowna Apraxin).

der Vizekanzler Fürſt Golitzyn einen Brief des geweſenen Kaiſers an die Kaiſerin. Wenig ſpäter kam General Izmajlow mit einem ähnlichen Auftrag.

Folgendes war der Anlaß dazu. Der Kaiſer ſollte am 28. von Oranienbaum, wo er wohnte, nach Peterhof zum Diner kommen.[1] Als er erfahren hatte, daß die Kaiſerin von da fortgefahren ſei, beunruhigte er ſich und ſchickte mehrere Perſonen nach der Stadt. Weil aber alle Zufahrtsſtraßen auf Anordnung der Kaiſerin bewacht wurden, kam niemand zurück. Er wußte, daß zwei Regimenter ſich dreißig Werſt von der Stadt entfernt befanden und hatte zu ihnen geſchickt, um ſie zu ſeiner Verteidigung kommen zu laſſen. Aber dieſe Regimenter hatten ſich der Kaiſerin angeſchloſſen.

Darauf rieten ihm der alte Feldmarſchall Münnich, der General Izmajlow und mehrere andere, er ſolle ſich mit einem Dutzend Perſonen entweder zur Armee begeben, oder ſich nach Kronſtadt werfen. Die Frauen, von denen nicht weniger als dreißig in ſeiner Umgebung waren, rieten ihm wegen der angeblichen Gefahr ab. Er hörte auf ſie und ſandte nach Kronſtadt den General Devier, welchen Admiral Talyzin, der von der Kaiſerin geſchickt war, entwaffnete, als er ſelbſt ankam. Der Kaiſer hatte darüber keine Nachricht.

Nachdem er dann in ſeiner Unſchlüſſigkeit bis zum Abend gezögert hatte, entſchloß er ſich ſchließlich, mit den Damen und dem Reſt ſeines Hofſtaates eine Galeere und zwei Jachten zu beſteigen und nach Kronſtadt zu fahren. Als er dort ankam,[2] verlangte er eingelaſſen zu werden, aber ein Gardeoffizier[3] auf der Baſtion am Hafeneingang wies ihn ab, und drohte, obwohl er tatſächlich gar kein Pulver hatte, auf die Galeere des Monarchen ſchießen zu laſſen. Als dieſer das gehört hatte, befahl er zurückzufahren, und ſtieg in Oranienbaum an Land, wo er ſich zu Bett legte.

[1] Peter kam am 28. Juni 1762 um 2 Uhr nachmittags nach Peterhof.
[2] Gegen 1 Uhr nachts. — [3] Michael Gawrilowitſch Koshuchow.

Am folgenden Tage schrieb er dann die beiden obenerwähnten Briefe: in dem ersten verlangte er, man solle ihn mit seiner Maitresse und seinen Favoriten nach Holstein zurückkehren lassen, im zweiten bot er den Verzicht auf den Thron an und bat nur um sein Leben. Er hatte aber 1500 Bewaffnete, holsteinische Truppen, mehr als hundert Kanonen und einige russische Abteilungen bei sich. Die Kaiserin schickte General Izmajlow zurück[1] mit einem Brief, in dem sie diesen Verzicht verlangte. Peter III. schrieb ruhig dieses Dokument[2] und kam dann mit General Izmajlow, seiner Maitresse und seinem Günstling Gudowitsch nach Peterhof. Um ihn davor zu schützen, von den Soldaten zerrissen zu werden, gab man ihm hier eine verläßliche Wache mit vier Offizieren unter Befehl von Alexej Orlow.

Während man seine Abreise nach Ropscha, einem sehr angenehmen, ganz unbefestigten Lustschlößchen, vorbereitete, fingen

[1] Am Rande des Manuskriptes ist hier hinzugefügt: „Als dieser zu der Kaiserin kam, warf er sich ihr zu Füßen und sagte: ‚Halten Sie mich für einen ehrlichen Menschen?' Sie sagte: ‚Ja.' ‚Nun wohl,' erwiderte er, ‚rechnen Sie darauf, daß ich der Ihre bin. Wenn Sie mir vertrauen, will ich meinem Vaterlande viel Blutvergießen ersparen. Es macht Vergnügen, mit Leuten von Geist zusammen zu sein. Ich gebe Ihnen mein Wort, wenn Sie mich entlassen, bringe ich Ihnen Peter hierher, ich ganz allein!' Das hat er auch ausgeführt."

[2] In ihrem ausführlichen Manifest vom 6. Juli 1762 teilt Katharina den Wortlaut von Peters Abdankungsschreiben mit: „In der kurzen Zeit meiner Selbstherrschaft über das Russische Reich habe ich wirklich deren Schwere und Last erkannt, die meinen Kräften nicht entspricht, so daß ich weder als Selbstherrscher noch in irgendeiner anderen Form das Russische Reich regieren kann. So empfand ich, daß innere Veränderungen in ihm zum Verfall seiner Unversehrtheit führten und mir ewige Schmach bringen mußten. Ich bin deshalb mit mir zu Rate gegangen und erkläre ohne Haß und ohne Zwang hiermit feierlich, nicht nur dem Russischen Reiche sondern aller Welt, daß ich für mein ganzes Leben der Regierung über das Russische Reich entsage. Solange ich lebe, will ich weder als Selbstherrscher noch in irgendeiner anderen Form über das Russische Reich herrschen und will niemals und mit niemandes Hilfe danach trachten. Das schwöre ich aufrichtig und ohne Heuchelei vor Gott und der ganzen Welt! Diese ganze Abdankung habe ich mit eigener Hand geschrieben und unterschrieben. Am 29. Tage des Juni im Jahre 1762. Peter."

die Soldaten an zu murren. Sie ſagten, ſie hätten nun ſchon drei lange Stunden die Kaiſerin nicht geſehen. Offenbar ſuche Fürſt Trubetzkoj zwiſchen der Monarchin und ihrem Gemahl Frieden zu ſtiften. Man müſſe ihr nahelegen, ſich zu widerſetzen, ſicher würde man ſie betrügen, und ſie ſelbſt und ſie alle mit ihr ins Verderben ſtürzen. Als Katharina von dieſen Reden hörte, ging ſie zum Fürſten Trubetzkoj und befahl ihm, in ſeinen Wagen zu ſteigen und nach der Stadt zu fahren, während ſie zu Fuß eine Runde bei den Truppen machen wolle.

Sowie die Soldaten ſie ſahen, fing das Freudengeſchrei und Jubeln wieder an. Peter III. wurde nach ſeinem Beſtimmungsort geſchickt.[1]

Mit Einbruch der Nacht riet man der Kaiſerin, nach der Stadt zurückzukehren, weil ſie zwei Tage nicht geſchlafen und kaum etwas gegeſſen hatte.[2] Aber die Truppen baten, ſie ſolle ſie nicht verlaſſen. Sie erklärte ſich mit Vergnügen einverſtanden, als ſie die gewaltige Begeiſterung für ihre Perſon ſah. Auf halbem Wege machte man drei Stunden Raſt, und gegen zehn Uhr morgens am 30. Juni alten Stiles 1762 hielt die Kaiſerin zu Pferde an der Spitze der Truppen und der Artillerie in Petersburg ihren Einzug unter unbeſchreiblichem Jubelgeſchrei einer zahlloſen Volksmenge. Einen ſchöneren Anblick kann man ſich kaum vorſtellen. Ihr Hofſtaat ging ihr voran, und die Truppen hatten Eichenzweige an ihren Mützen und Hüten. Mit Füßen hatten ſie alle die neuen Kleidungsſtücke getreten, die ſie von Peter III. bekommen hatten.

So kam ſie im Triumphe im Sommerpalais an, wo alles, was Rang und Anſehen hatte, verſammelt war und ſie erwartete. Der Großfürſt ging ihr bis in die Mitte des Hofes entgegen. Als die Kaiſerin ſeiner anſichtig wurde, ſtieg ſie ab und küßte ihn.

[1] Peter traf am 29. Juni 1762 gegen 8 Uhr abends in Ropſcha ein, wo er am 6. Juli umkam. Vgl. Bd. 2, S. 325 und 333.

[2] Katharina an Graf Poniatowski, vom 2. Juli 1762: „Ich habe drei Nächte nicht geſchlafen und in vier Tagen nur zweimal gegeſſen.“

Die Zurufe waren ohne Ende. Man ging zur Kirche, wo unter Kanonendonner das Tedeum gesungen wurde. Den ganzen Tag hielt das Jauchzen des Volkes an, und es kamen keinerlei Unordnungen vor.

Die Kaiserin hatte sich zu Bett gelegt und war kaum eingeschlafen, als Leutnant Passek sie wecken kam und sie bat, sich zu erheben. Denn durch die Ermüdung, das Wachen und den Wein waren die Köpfe mehr als gewöhnlich erhitzt, und die Liebe für ihre Person hatte im Izmajlowskij-Regiment Befürchtungen für ihre Sicherheit wach werden lassen. Die Leute hatten sich ohne weiteres auf den Weg gemacht, um sie zu verteidigen. Als man ihnen sagte, es sei nichts zu befürchten und sie schliefe, erklärten sie, sie könnten und dürften in der Beziehung nur ihren eigenen Augen trauen.

Die Kaiserin erhob sich also um zwei Uhr morgens und trat zu ihnen heraus. Als die Soldaten sie erblickten, erhob sich ein Freudengeschrei. Aber in ernstem Tone befahl sie ihnen, zu Bett zu gehen und sie schlafen zu lassen. Sie sollten ihren Offizieren Glauben schenken, und sie empfahl ihnen nachdrücklichst, diesen zu gehorchen. Das versprachen jene auch, indem sie sich entschuldigten und sich gegenseitig Vorwürfe machten, daß sie sich hatten überreden lassen, sie in dieser Weise zu wecken. Ganz ruhig gingen sie nach Hause, oft zurückschauend, um sie so lange wie möglich zu sehen (beiläufig: in Petersburg gibt es im Sommer fast gar keine Nacht!).

An den beiden folgenden Tagen hielt das Jubelgeschrei den ganzen Tag über an, aber es kamen keine Ausschreitungen und keine Unordnungen vor. Das ist gewiß etwas Außergewöhnliches bei so großen Aufregungen.

Einige Wochen später entstand bei den Truppen wieder Sorge um die Person der Kaiserin; an mehreren Abenden versammelten sie sich, um sie zu verteidigen oder um sie zu sehen. Daraufhin unterzeichnete sie einen Befehl, sie sollten sich nicht mehr versammeln. Sie versicherte ihnen, sie sorge selbst für ihre Sicher-

heit und habe keine Feinde. Über dieſen Befehl ſagten ſie untereinander: „Es muß doch wohl wahr ſein, denn ſie wird doch nicht ihr eigener Feind ſein, um ſich in Sicherheit zu glauben, wenn ſie es nicht iſt!“

Seit der Zeit herrſcht überall die größte Ruhe.[1]

Anekdoten über dieſes Ereignis

Als der Leutnant Paſſek verhaftet war, öffneten die Soldaten, welche ihn bewachten, ihm Türen und Fenſter, um ihn entkommen zu laſſen. „Denn“, ſagten ſie, „du leideſt für die gute Sache.“ Obwohl er aber auf die Folter gefaßt ſein mußte und nicht vorausſehen konnte, was geſchehen würde, wenn auch alle Mitwiſſer des Geheimniſſes übereingekommen waren, daß man den Schlag tun müſſe, wenn ein ſolcher Fall eintrete, ſo beſaß er doch die Entſchloſſenheit, in ſeinem Arreſt zu bleiben, um nichts zu verderben. Denn das ganze Regiment wäre alarmiert worden, und man hätte vielleicht die Stadt ſchließen können, um ihn zu ſuchen.

Als Admiral Talyzin nach Kronſtadt geſchickt wurde, hielten wir ihn alle für einen verlorenen Mann. Denn es war unfaßlich, daß der Kaiſer nicht an dieſen Hafen und an die Feſtung dachte. Es war nicht mehr als eine Meile zu Waſſer von

[1] Katharina an Poniatowski, vom 9. Auguſt 1762: „Wenn man Ihnen ſagt, es gebe neue Unruhe unter den Truppen, ſo wiſſen Sie, daß das nur ein Übermaß von Liebe zu mir iſt, die mir läſtig zu werden anfängt. Die Soldaten kommen um vor Furcht, mir könnte etwas zuſtoßen. Ich kann nicht aus meinen Gemächern treten, ohne daß es laute Zurufe gibt.“ An denſelben, vom 11. November 1762: „Meine Lage iſt ſo, daß ich die größte Vorſicht zu beobachten habe. Der geringſte Soldat von der Garde denkt bei meinem Anblick: ‚Das iſt das Werk meiner Hände!‘“

Oranienbaum, während es vier Meilen von der Stadt waren, und er erſt gegen Mittag abgeſandt wurde.

Als er wirklich ankam, fand er General Devier mit 2000 Mann, die im Hafen aufgeſtellt waren. Der letztere fragte ihn, was er dort wolle. Er antwortete: „Ich komme, um die Ausfahrt der Flotte zu beſchleunigen.“ – „Und was ſagt und treibt man in der Stadt?“ – „Nichts!“ ſagte er. – „Wo gehen Sie jetzt hin?“ — „Ich gehe, mich auszuruhen; ich komme um vor Hitze.“ Der andere ließ ihn durch. Er trat in ein Haus, das er durch die Hintertür verließ, gelangte zum Kommandanten Rummers und ſagte zu ihm: „Höre, in der Stadt gibt es ganz andere Neuigkeiten als hier; alles hat der Kaiſerin den Treueid geleiſtet. Ich rate dir, dasſelbe zu tun! Ich habe 4000 Matroſen hier, du haſt nur 2000 Mann. Hier iſt mein Befehl, entſchließe dich!“ Der antwortete ihm, er würde tun, was jener wünſche. „Alſo ſchön,“ ſagte er, „geh hin und entwaffne General Devier!“ Der tat das; er rief Devier beiſeite, nahm ihm den Degen ab, und alle leiſteten den Treueid.

Als die Kaiſerin Peterhof verließ, verlor ſie mehr als eine halbe Stunde dadurch, daß ſie durch die Gärten ging. Infolgedeſſen verfehlte ſie den Wagen und wurde auf der Straße von einigen Vorübergehenden erkannt. Sie hatte nur eine Kammerjungfer bei ſich, die ſie nicht verlaſſen wollte, und ihren erſten Kammerdiener, der den Wagen ſuchte.[1]

Während ſie mit den Truppen nach Peterhof zog, dachte das Volk, Peter III. könne zu Waſſer kommen. Einige Tauſende verſammelten ſich auf der Waſilij-Inſel, am Meeresufer am Eingang in die Newa, mit Steinen und Stöcken bewaffnet und feſt entſchloſſen, jedes Boot, das von der See ankommen würde, zu verſenken.

[1] Katharina hatte Fräulein Scharogorodskij, den Kammerjunker Bibikow und den Kammerdiener Schkurin bei ſich.

Fortsetzung der Anekdoten

Als die Kaiserin im Triumphe in die Stadt zurückgekehrt war und sich in ihr Gemach zurückgezogen hatte, fiel ihr der Hauptmann Orlow[1] zu Füßen und sagte zu ihr: „Ich sehe Sie als Selbstherrschende Kaiserin; mein Vaterland ist von den Fesseln befreit: es wird glücklich sein unter Ihrer Regierung. Ich habe meine Pflicht getan; ich habe Ihnen, meinem Vaterland und mir selbst gedient. Ich habe Sie nur um eine Gnade zu bitten: erlauben Sie mir, mich auf meine Güter zurückzuziehen. Ich bin als ehrlicher Mensch geboren, der Hof könnte mich verderben; ich bin jung, Ihre Gunst wird mir Haß zuziehen. Ich habe Vermögen; ich werde in Ruhe glücklich sein, mit Ruhm bedeckt, weil ich Sie meinem Vaterlande gegeben habe."

Die Kaiserin antwortete ihm, es hieße sein Werk schädigen, wenn er zuließe, daß sie gerade gegen den Menschen undankbar erscheine, dem sie sich am allermeisten verpflichtet glaube. Das gemeine Volk würde an seine Großmut nicht glauben, sondern denken, sie habe ihm irgendwie Grund zur Unzufriedenheit gegeben oder ihn nicht genügend belohnt. Sie mußte gewissermaßen ihre Autorität gebrauchen, um ihn zum Bleiben zu veranlassen. Er war bis zu Tränen gerührt über das rote Band des St. Alexander-Ordens und den Kammerherrnschlüssel, den sie ihm verlieh, was mit dem Range eines Generalmajors verbunden ist.

Die Wut der Soldaten gegen Peter III. war ganz gewaltig; hier ein kleiner Zug. Nach dem Treueid, während Rat gehalten wurde, waren die Truppen um den hölzernen Winterpalast aufgestellt. Man hatte ihnen gestattet, ihre früheren Uniformen wieder anzulegen, und einer der Offiziere kam auf den Gedanken, sein goldenes Schulterstück abzureißen und seinen Leuten zuzuwerfen, weil er dachte, sie würden es zu Geld machen. Sie

[1] Grigorij Orlow.

ergriffen es begierig, fingen einen Hund und hingen es ihm um den Hals. Und der damit geſchmückte Hund wurde mit großem Gejohle fortgejagt. Sie traten alles mit Füßen, was von dieſem Monarchen kam.

Um mit Peter III. nach Ropſcha zu gehen, ernannte die Kaiſerin Alexej Orlow, den Fürſten Bariatinskij und drei andere Offiziere. Sie wählten aus den verſchiedenen Garderegimentern hundert Mann aus. Sie hatten Befehl, dem Monarchen das Leben ſo angenehm wie möglich zu machen und alles für ſeine Unterhaltung zu beſorgen was er wollte. Es beſtand die Abſicht, ihn von dort nach Schlüſſelburg zu ſchicken und, je nach den Umſtänden, ihn in einiger Zeit mit ſeinen Favoriten nach Holſtein abreiſen zu laſſen. So wenig gefährlich war ſeine Perſönlichkeit.

Als der Monarch erfuhr, die Kaiſerin habe Peterhof verlaſſen, begab er ſich dorthin, ſuchte ſie überall, ſogar unter ſeinem Bett; er fragte ſeine ſämtlichen Leute, die dageblieben waren, konnte aber keinen Entſchluß faſſen. Alle, die um ihn waren, gaben ihm verſchiedene Ratſchläge, von denen er die ſchwächſten auswählte. Er ſpazierte im Garten auf und ab und verlangte dann zu dinieren.

Als die Kompagnie Grenadiere vom erſten Garderegiment nahe bei der Kazanſchen Kirche die Kaiſerin traf, wollten die Leute neben dem Wagen der Kaiſerin Poſto faſſen. Aber die Grenadiere vom Izmajlowskij-Regiment ſagten ihnen mit bitteren Vorwürfen, ſie ſeien zuletzt gekommen und man würde ihnen nicht weichen. Das war ein gefährlicher Augenblick; denn wenn die erſteren auf ihrem Vorhaben beſtanden hätten, ſo wären die Bajonette in Tätigkeit getreten. Aber das taten ſie ganz und gar nicht: ſie ſagten, es ſei der Fehler ihrer Offiziere geweſen, welche ſie zurückgehalten hätten, und ſie ſetzten ſich ganz ruhig vor den Pferden der Karoſſe der Kaiſerin in Marſch.

Als die Kaiſerin nach ihrer Rückkehr von Peterhof im Sommerpalais vom Pferde ſtieg, war das Gedränge ſo groß, daß man ſie an den Armen führte, was einen ſchönen Anblick gewährte. Es ſah ſo aus, als hätte ſie alles das tun müſſen, was geſchehen war. Das war auch in der Tat wahr; denn wenn ſie ſich geweigert hätte, wäre ſie Gefahr gelaufen, das Schickſal Peters III. zu teilen. Es gab alſo keine Wahl.

Das Regiment Woronesh war am 28. Juni früh in Krasnoje Selo, 27 Werſt von Petersburg. Der von Peter III. abgeſandte deutſche Offizier kam kurz vor dem der Kaiſerin an, um das Regiment zum Marſch nach Peterhof zu bewegen. Es wollte ſich gerade auf den Weg machen, ohne zu wiſſen, um was es ſich handelte, als der Oberſt Olſufiew mit einem Gardeoffizier anlangte, um es für Katharina zu vereidigen. Der Regimentskommandeur ſchwankte. Ein Grenadier äußerte einige Worte, die dem deutſchen Offizier mißfielen; der zog den Degen und wollte dem Soldaten damit einen Schlag verſetzen. Da fingen die Soldaten an zu rufen, man müſſe nach Petersburg ziehen und zu der Kaiſerin ſtoßen. Sie machten ſich auf den Weg, und als die Monarchin die Stadt verließ, traf ſie mit ihnen zuſammen. Weil die Leute ermattet waren, wollte ſie ſie in der Stadt laſſen, aber die zogen noch 23 Werſt mit ihr, und dann ließ man ſie bei einem Landhauſe Myza Strelna haltmachen, weil man dem Oberſt nicht ganz traute. In derſelben Nacht, als alle nach der Stadt zurückkehrten, kehrte das Regiment gleichfalls zurück. Es hatte alſo in vierundzwanzig Stunden 73 Werſt gemacht, was zehn und eine halbe deutſche Meile ſind.[1]

Nach dem Verlaſſen der Stadt am Abend des 28. wurde die erſte Raſt zehn Werſt von der Stadt in einer Herberge namens

[1] Dieſe Erklärung zeigt wohl, daß Katharina das Stück für ausländiſche Leſer ſchrieb.

Krasnyj Kabatschok gemacht. Hier machte alles den Eindruck eines wirklichen Kriegszuges. Die Soldaten lagen auf der Landstraße, die Offiziere und eine Anzahl von Stadtleuten, die aus Neugier mitliefen, und alle, die in dem Hause Raum fanden, waren eingetreten. Noch nie war ein Tag so reich an Abenteuern gewesen; jeder hatte das seine erlebt, und alle wollten erzählen. Alle waren höchst vergnügt, und niemand hatte die geringsten Bedenken. Man hätte meinen können, alles wäre schon entschieden, obwohl in Wahrheit niemand das Ende dieser großen Katastrophe voraussehen konnte. Es war nicht einmal bekannt, wo Peter III. war. Man mußte annehmen, er habe sich nach Kronstadt geworfen, aber niemand dachte daran.

Katharina war indessen nicht ganz so ruhig, wie sie schien: sie lachte und scherzte mit den anderen, sprach mit diesem und jenem quer durch das ganze Zimmer, und wenn sie Augenblicke der Zerstreutheit zeigte, so schob sie die Schuld auf die Anstrengungen des Tages. Man suchte sie zu bewegen, sich niederzulegen; sie warf sich einen Augenblick auf das Bett, konnte aber die Augen nicht schließen. Doch hielt sie sich ruhig, um die Fürstin Daschkow nicht zu erwecken, die neben ihr lag. Als sie zufällig den Kopf wandte, sah sie, daß deren große blaue Augen offen und auf sie gerichtet waren. Darüber brachen sie beide in lautes Lachen aus, weil jede von der andern gedacht hatte, sie schliefe, und ihren Schlaf achtete. Sie gingen nun wieder zu den anderen, und bald danach wurde aufgebrochen.

Die Fürstin Daschkow war bei diesem Ereignis in folgender Weise beteiligt. Sie war die jüngere Schwester der Maitresse Peters III., neunzehn Jahre alt und hübscher als ihre Schwester, die sehr häßlich war. War ihr Äußeres schon nicht ähnlich, so waren ihre Seelen noch verschiedener: die jüngere besaß viel Geist und Verstand; sie war fleißig, belesen, besaß große Zuneigung für Katharina und war ihr ergeben mit Herz, Seele und Verstand. Weil sie diese Zuneigung nicht verbarg und weil sie glaubte, das Glück ihres Vaterlandes beruhe auf der Person

dieſer Monarchin, ſo ſprach ſie überall im Sinne ſolcher Gefühle, was ihr bei ihrer Schweſter und bei Peter III. unendlich ſchadete.

Infolge dieſes Auftretens, das ſie nicht verbarg, wandten ſich mehrere Offiziere, die Katharina ſelbſt nicht ſprechen konnten, an die Fürſtin Daſchkow, um die Kaiſerin ihrer Ergebenheit zu verſichern. Aber alles das geſchah lange nach den Anerbietungen der Orlows. Vielmehr hatten die Reden und Umtriebe der letzteren die erſteren beſtimmt, da ſie den direkten Weg der Orlows nicht kannten, durch Vermittlung der Fürſtin Daſchkow ſich an die Kaiſerin zu wenden, die ſie ihr näher glaubten. Katharina nannte der Fürſtin niemals die Orlows, um ihre Namen nicht preiszugeben. Der große Eifer und die Jugend der Fürſtin ließen befürchten, es könne ſich in der Menge ihrer Bekanntſchaften jemand finden, der verſehentlich die Sache verraten würde.

Schließlich riet die Kaiſerin den Orlows, mit der Fürſtin Bekanntſchaft zu machen, um ſo beſſer imſtande zu ſein, ſich mit den oben erwähnten Offizieren in Verbindung zu ſetzen und zu ſehen, welchen Nutzen ſie davon haben könnten. Denn wie gute Abſichten dieſe Offiziere auch hatten, ſie waren nach dem eigenen Geſtändnis der Fürſtin Daſchkow doch weniger entſchloſſen als die Orlows, die zu den Plänen auch die Mittel zur Ausführung fanden.

Übrigens würde aller Mut der Fürſtin Daſchkow, den ſie wirklich in hohem Maße gezeigt hatte, doch nichts entſchieden haben. Sie beſaß mehr Schmeichler als Vertrauen, und der Charakter ihrer Familie verurſachte immer ein gewiſſes Mißtrauen.

Endlich verlangte die Fürſtin, oder vielmehr durch ihre Vermittlung der Leutnant Paſſek einerſeits und die Orlows andrerſeits, Katharina ſolle ihnen etwas Schriftliches geben, damit ſie ihre Freunde von ihrer Zuſtimmung überzeugen könnten. Sie ſchickte durch die Fürſtin ein Billett, das etwa in folgenden Ausdrücken gehalten war: „Es geſchehe der Wille Gottes und des Leutnants Paſſek; ich bin einverſtanden mit allem, was für das

Vaterland nützlich sein kann." Den Orlows schrieb sie: „Betrachtet das, was Euch der sagen wird, der Euch dieses Billett zeigt, als ob ich selbst es Euch sagte. Ich bin einverstanden mit allem, was das Vaterland retten kann, mit dem zusammen Ihr mich retten werdet und auch Euch selbst." Beide Billetts unterzeichnete sie mit ihrem Namen. Es ist leicht zu verstehen, daß diese Billetts zerrissen wurden, nachdem von ihnen Gebrauch gemacht worden war.

Nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth setzte die Tochter des Herzogs Biron von Kurland, die Gemahlin des Barons Tscherkasow, welche Peter III., obwohl sie verwachsen war, früher geliebt hatte, beim Kaiser durch, daß er ihren Vater aus Jaroslaw zurückrief, wohin ihn die verstorbene Kaiserin verbannt hatte. Viel trug dazu die natürliche Abneigung bei, die der Kaiser gegen den Prinzen Karl von Sachsen seit dessen Aufenthalt in Petersburg hegte. Er war so eifersüchtig auf ihn, daß es genügte, dessen Namen zu nennen, um ihn selbst in Wut zu versetzen.

Er hatte der Tochter versprochen, dem Vater sein Herzogtum wiederzugeben, und er glaubte auch gutmütig daran, bis Prinz Georg von Holstein eintraf, der mit seinen Anhängern den Kaiser veranlaßte, seine Absicht zu ändern und von Biron und dessen Söhnen den Verzicht auf Kurland zu seinen, des Prinzen von Holstein, Gunsten zu verlangen.

Die Birons wandten sich mit ihrem Jammer an die Kaiserin, die nicht mehr tun konnte, als ihnen versichern, daß ihr die Gerechtigkeit ihrer Sache bekannt sei und daß es nicht von ihr abhinge, ihnen zu helfen. Am Tage von Katharinas Thronbesteigung sollten die Birons den Verzicht unterzeichnen.

Als die Dinge nun eine neue Wendung nahmen, wurde Biron befreit, und die Kaiserin hatte keinen Grund, ihn wieder ins Gefängnis zu werfen. Seine Tochter war ihr immer ergeben gewesen, und seine Rechte waren tausendmal für richtig be-

funden worden. Rußland hatte keine Veranlaſſung, dieſe Familie auf Koſten des Landes zu erhalten. Es wurde alſo beſchloſſen, ihm Kurland zurückzugeben; auch mißfiel es Katharina nicht, in den erſten Tagen ihrer Regierung einen Herzog zu ernennen.

Am Tage der Friedensfeier empfing der Kammerherr Strogonow den Befehl, ſein Haus nicht zu verlaſſen, weil er Mitgefühl für die Kaiſerin bezeigt hatte, welche vom Kaiſer öffentlich ſchwer beleidigt worden war.[1] Dieſer Skandal hatte auf alle Gemüter großen Eindruck gemacht, die überdies für die Monarchin waren und erregt über das ſchlechte Benehmen, das gewalttätige Weſen und den Haß Peters des Dritten gegen das ruſſiſche Volk, den er ſich nicht einmal zu verbergen bemühte. Dieſe Gärung dauerte an, verbreitete und vergrößerte ſich bis zum 27. Juni.

Die Pläne Peters des Dritten waren kein Geheimnis mehr. Sie beſtanden darin, die Garderegimenter fortzuſchicken und ſeine holſteiniſchen Truppen in die Stadt zu bringen, die Kaiſerin einzuſperren – es war ſchon einmal der Befehl ergangen, ſie zu verhaften, und dann zurückgenommen worden[2] –, ſeine Maitreſſe, die Gräfin Woronzow, zu heiraten, den Glauben zu wechſeln und in tauſend anderen ebenſo unüberlegten Veränderungen.

Am 27. abends wurde ein Hauptmann vom Preobraſhenskij-Regiment, namens Paſſek, verhaftet. Das ganze Regiment war über den Fall erregt, weil man wußte, daß jener der Kaiſerin ergeben und ihretwegen verhaftet war. Die anderen Gutgeſinnten, an deren Spitze die drei Brüder Orlow ſtanden, von denen einer Hauptmann der Artillerie war, verſtanden ſofort die Gefahr, die der Monarchin drohte, wenn die Sachlage ſo bliebe. Sie verwandten einen Teil der Nacht darauf, den Hetman, den Fürſten Wokonskij, den Geheimrat Panin zu benachrichtigen.

[1] Am 9. Juni 1762; vgl. S. 314, Anm. 2. – [2] Vgl. Bd. 2, S. 319.

Gegen Morgen begab ſich der Hauptmann Alexej Orlow nach Peterhof, um die Kaiſerin von der Gefahr zu benachrichtigen, die ihr drohte, und ſie nach der Stadt zu bringen. Denn ſie alle waren feſt überzeugt, daß es genügen würde, wenn ſie ſich zeige, um alle Gemüter für ſich zu gewinnen.

Um ſechs Uhr morgens betrat der oben genannte Offizier ihr Zimmer und bat ſie, ſich zu erheben und das Vaterland zu retten, indem ſie ſich ſelbſt rettete. Nach einigen Auseinanderſetzungen erhob ſich die Kaiſerin, beſtieg den zu dieſem Zwecke geholten Wagen, begleitet von drei Offizieren, einem Kammermädchen und einem Kammerdiener,[1] alles Ruſſen. So gelangte ſie in die Kaſernen des Izmajlowskij-Regiments, wo alles in vollſter Ruhe zu ſein ſchien; denn dort waren nur zwölf Mann, ſowie ein Unteroffizier und ein Trommler, der ſofort Alarm ſchlug. In drei Minuten verſammelten ſich Offiziere und Soldaten um die Kaiſerin, führten den Prieſter[2] am Arm herbei, der ihnen den Treueid für die Kaiſerin abnehmen ſollte, und dann bat man ſie, einen Wagen zu beſteigen.

Sie ſtieg mit dem Hetman ein und fuhr zum Semionowskij-Regiment, wo ſie mit Zurufen unausſprechlicher Freude empfangen wurde. Von hier begab ſie ſich weiter nach der Kazanſchen Kirche, wo die Garden zu Pferde ihr in einer wahren Freudenwut entgegenkamen.

Das Volk nahm das Geſchrei auf; alle waren in Tränen aufgelöſt und dankten dem Himmel für ihre Befreiung.

Von da begab ſie ſich in den Winterpalaſt, wo der Senat und der Synod ſchon verſammelt waren. Sie ließ hier das Manifeſt aufſetzen, und der Eid wurde geleiſtet. Später hielt man einen Rat ab, in dem beſchloſſen wurde, nach Peterhof zu marſchieren. Die Kaiſerin legte Gardeuniform an und verließ an der Spitze von 14000 Mann die Stadt.

---

[1] Vgl. S. 323, Anm. — [2] Den Regimentsgeiſtlichen Vater Alexej (Michajlow).

Anekdote

Der Kammerherr Paſſek ſagte oft von Peter III., dieſer Monarch habe keinen ſchlimmern Feind als ſich ſelbſt, weil er nichts unterließe, was ihm ſchaden könne.

Der Stallmeiſter Naryſchkin, ein Favorit des Monarchen, ſagte bei ſeinen Lebzeiten: „Es iſt eine Regierung der Narrheit, all unſere Zeit geht hin mit Eſſen, Trinken und Verrücktheiten.“

Es kam während ſeiner Regierung oft vor, daß der Monarch ging, die Wache aufziehen zu ſehen, und daß er die Soldaten oder Zuſchauer ſchlug oder Dummheiten mit ſeinem Neger oder ſeinen Favoriten trieb, und das häufig in Gegenwart einer zahlloſen Menſchenmenge.

Bilderverzeichnis

Roſina Liſcewska (1716–1783): Katharina als Kind, 1740
Großherzogliche Bibliothek in Weimar.

Georg Chriſtoph Grooth (1716–1749): Großfürſtin Katharina Alexejewna — Romanow-Galerie in St. Petersburg.

Georg Chriſtoph Grooth: Großfürſt Peter Feodorowitſch
Romanow-Galerie in St. Petersburg.

Vigilius Erikſen (1722–1782, in Rußland 1757–1772): Kaiſerin Eliſabeth — Großes Palais in Peterhof.

Alexej Petrowitſch Antropow (1716–1795): Kaiſer Peter III.
Senat in St. Petersburg.

Vigilius Erikſen: Kaiſerin Katharina II. in der Uniform des Preobrashenskij-Regiments — Engliſches Palais in Peterhof.

Inhalt des erſten Bandes

Einleitung 1

Erſtes Stück 23
Zweites Stück 121
Drittes Stück 205

Das vierte Stück eröffnet den zweiten Band.

Fünftes Stück 265
Sechſtes Stück 305
Siebentes Stück 311
Anekdoten 322

Bilderverzeichnis 333

Druck der Spamerſchen
Buchdruckerei in Leipzig

YC 72046

U. C. BERKELEY LIBRARIES

C047911695